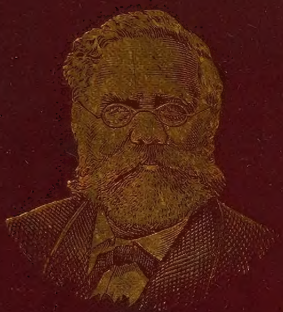


Fritz Reuter

in seinem

Leben und Schaffen.

Von

Dr. A. Römer.

Fritz Reuter

in seinem Leben und Schaffen.

Mit Erinnerungen

persönlicher Freunde des Dichters

und anderen Ueberlieferungen.

Von

Dr. A. Römer.

Zeichnungen von Fritz Reuter.

Illustrationen von F. Greve.

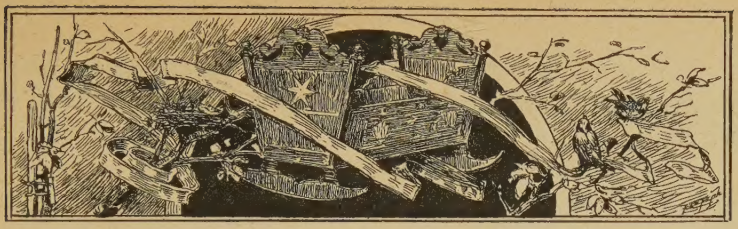
Berlin.

Mayer & Müller.

1896.

Inhalt.

		Seite
I.	Fritz Reuter und seine Vaterstadt Stavenhagen	1
II.	Aus der Schülerzeit	23
III.	Burschenschafter und Staatsgefangener	35
IV.	Thalberg, Treptow und Siedenbollentin	51
V.	Aus der Schulmeisterzeit	79
VI.	Fritz Reuter und das Turnen	87
VII.	Reuter als Maler	95
VIII.	Stadtverordneter und Wahlmann	112
IX.	Fritz Reuter als Redakteur	126
X.	Fritz Reuter-Erinnerungen aus Neubrandenburg	145
XI.	Am Fuße der Wartburg	198
	Reuter-Denkmäler	214
XII.	Eine Selbstbiographie des Dichters und eine Charakteristik durch Gustav Freytag	216
XIII.	Der hochdeutsche Vorläufer von „Ut mine Festungstid“	220
XIV.	Olle Kamellen	241



I.

Fritz Reuter und seine Vaterstadt Stavenhagen.

Fritz Reuter, der in seinem Dichten so ganz auf heimischem Boden steht, war mit seiner kleinen Vaterstadt durch das Gefühl innigster Anhänglichkeit verbunden: „Alle meine Gedanken sind einmal von dieser engen Welt ausgefüllt worden, alle Fibern meines Empfindens haben einmal dieses kleine Heimwesen umsponnen und daran gesogen wie ein Kind an Mutterbrüsten, und das vergißt man nicht."

Auf Stavenhagen, den Schauplatz einer seiner vollendetsten Dichtungen, ist von seinem Ruhm ein Theil des Glanzes zurückgefallen, und als berufenster Cicerone hat uns Reuter die Eigenart der Stadt und ihrer Bewohner poetisch verklärt und in so anmuthender Kleinmalerei geschildert, daß sie uns Allen lieb geworden ist, die kleine Stadt mit der „Erhabenheit" ihres Kirchthurmes, der „Großartigkeit" ihres Rathhauses und der „Majestät" ihres Amtsgebäudes, des einstigen Schlosses.

Wie drollig klingt es, wenn der Dichter die Bedeutung „Stemhagens" in das hellste Licht rückt: Von den Thoren der Stadt aus gehen direkte Chausseen nach Hamburg, Paris, Berlin und Petersburg. Die Eisenbahn ist erst eine Errungenschaft späterer Zeit. Der Wetteifer zwischen den Bekennern des alten und des neuen Testaments hat die Stadt zum Emporium des östlichen mecklenburgischen „Perdukten-Handels" gemacht: „Es fehlt ihr nur, daß sie an der Ostsee belegen wäre, dann wäre sie eine Seestadt."

An Einwohnern zählte sie in Reuters Kindheit 1200, brachte es aber in vierzig Jahren durch Kraft und Ausdauer auf 2500. Jetzt hat sie deren ungefähr 3200.

In dieser entwicklungsfähigen Stadt erblickte unser größter plattdeutscher Dichter am 7. November 1810 im Rathhause das Licht der Welt:

„Tau Stemhagen, tau Stemhagen
Sünd wi buren, sünd wie tagen."

Fritz war der älteste Sohn des Bürgermeisters Johann Georg Reuter und seiner Gattin Johanna, geb. Oelpke, einer Bürgermeisterstochter aus Tribsees in Neuvorpommern.

Das Rathhaus hebt sich an einer Ecke des Marktplatzes stattlich heraus von einer Reihe winzig kleiner Häuser; Lindenbäume geben ihm einen besonderen Schmuck. Zwischen dem ersten und zweiten Parterrefenster trägt es eine schwarzumrandete Tafel aus grauem schlesischem Marmor; darauf ist in Goldlettern die Inschrift zu lesen.

Der Dichter Fritz Reuter wurde am
7. November 1810
in diesem Hause geboren.

Nach Beschluss von Magistrat und Bürgerschaft
am Geburtszimmer angebracht
1873.

Im Volksmunde aber ist folgende Variation verbreitet:

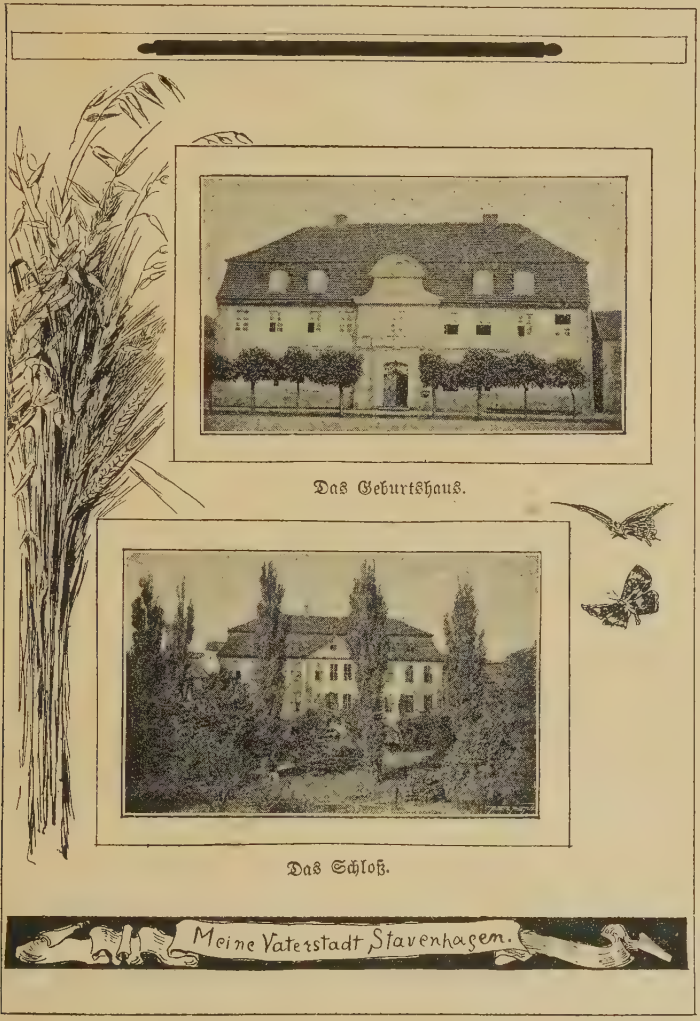
Der Dichter Fritz Reuter wurde
nach Beschluss von Rath und Bürgerschaft
am 7. November 1810
in diesem Hause geboren.

Man sieht, der genius loci, Reuterscher Humor ist in Stemhagen noch nicht ausgestorben.

In der Kopfleiste zu Anfang des Abschnittes bildet den Mittelpunkt die Wiege des Dichters, welche genau nach dem Original gezeichnet ist.

Das Geburtszimmer, ein zweifenstriges Gemach, ist nicht mehr in seinem früheren Aussehen erhalten; gegenwärtig wird es von einem Nachfolger des Stadtdieners Luth bewohnt. Auch sonst hat das Rathhaus im Innern eine durchgreifende Umgestaltung erfahren, und der „regierende" Bürgermeister hat sein Heim jetzt anderswohin verlegt.

Doch wenn man um die Ecke des Hauses geht, umfängt uns nach wie vor die „Romantik" des Städtchens. Da führt ein von hohen Kastanien beschatteter Weg hinauf zu dem Hügel, auf welchem



Das Geburtshaus.

Das Schloß.

das Amtsgebäude, ein ehemaliges herzogliches Jagdschloß, in einer reizvollen Umgebung sich erhebt. In diesem Schloß, das Onkel Herses Phantasie zu einer alten Ritterburg machte, waltete mit

Stolz und Würde der uns wohlvertraute Amtshauptmann Weber — „min Herzenskindting, ne wat denn?" — hier schaltete sein „Neiting" und vor Allem die resolute und „kumplette" Mamsell Westphalen.

Etwas von der alten Romantik des „Schlosses", wo jetzt nach Civil- und Strafgesetz Recht gesprochen wird, habe auch ich noch empfunden, als ein freundlicher Bewohner mich von den Tiefen der kühlen Gewölbe, dem „apfelbewahrenden Burgverließ", hinauf bis zu den Dachräumen mit ihrem prächtigen Ausblick führte und zuletzt mir noch obendrein einen vollen duftigen Fliederstrauß mit auf den Weg gab.

Das Auge schweift dort von der Höhe über die hohen Kastanien und die Obstbäume des Schloßgartens und dann weiter in der Richtung auf den Thiergarten zu Ivenack mit seinen stolzen Hirschen und tausendjährigen Eichen; unserem Dichter galten sie einst als Grenzwächter seines „Reiches"; was darüber hinaus lag, war dem Knaben terra incognita.

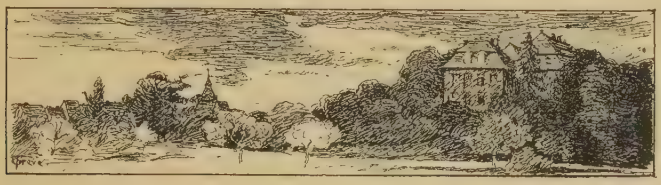
Die landschaftlichen Reize des lieblichen Ivenack, das ¾ Meile nordöstlich von Stemhagen gelegen ist, waren ihm tief in die Seele geschrieben; darauf deutet schon das Vorwort zur Reis' nach Belligen: „. . Für mich ist der Glanz des Sommermorgens, der sich darüber breitet, mit tausend goldenen Erinnerungen aus der Kindheit und Jugend durchwoben, Festtagserinnerungen, Ferienerinnerungen, die wie leuchtende Blumen aus dem Dunkel des Waldes mir entgegenwinken und mit süßem Waldgesang in mein Herz ziehen."

Frau Dr. Scheven, eine Tochter des mit Reuter einst innig befreundeten Pastors Franz Boll, erzählte mir von einem Ausfluge, den sie in Reuters Gesellschaft von Neubrandenburg nach Stavenhagen unternommen hatte. Als sie auf dem Wege nach Ivenack in den Stadtwald kamen, bemerkte der Dichter, dorthin habe er in seiner jugendlichen Phantasie immer den Anfang von Walter Scott's Ivanhoe verlegt. Im Schlosse zu Ivenack sah er als Kind einst den Fürsten Blücher.

Doch zurück nach Stavenhagen, in dessen enger Welt ihm unter der Obhut trefflicher Eltern die goldenen Jugendträume dahinflossen. Wie Goethe hat auch Fritz Reuter vom Vater des „Lebens ernstes Führen", vom Mütterchen aber die „Lust zu fabuliren."

Der Bürgermeister und Stadtrichter Johann Georg Reuter, geboren 1776 als Sohn eines mecklenburgischen Predigers, war ein strenger, intelligenter und bedeutender Mann. Fast vierzig Jahre

war er, wie der Sohn von ihm rühmt, „Triebfeder und Unruh in der Uhr des städtischen Lebens, und was mehr sagen will, auch ihr Pendel und Regulator". Von seinem mannhaften Charakter, seiner kaltblütigen Unerschrockenheit zeugt sein tapferes Verhalten in der Franzosentid. („Min Oll was en kräftigen resolvirten Mann, un Furcht hadd hei nich so vel as das Swart unner'n Nagel.") Die anschaulichen Erzählungen aus dem Sturm und Drange jener Zeit fesselten die lebendige Phantasie des heranwachsenden Sohnes. Hatte der alte Reuter in den Kriegszeiten den auf der Bürgerschaft lastenden Druck nach Kräften zu mindern gesucht, so ging er auch in den folgenden Noth- und Armuthsjahren zielbewußt und vorbildlich zu Werke: Er führte den Leuten vor Augen, wie man durch rationellen Betrieb den Ertrag selbst einer kleinen Wirthschaft steigern könne; er war der Erste, welcher sich in der Anpflanzung sog. Handelsgewächse, namentlich im Kümmel-, Krapp- und Kardenbau versuchte. Das Krapp-Jäten, Distel-Schneiden und Kümmel-Hacken gab vielen gebrechlichen



Personen und ärmeren Kindern lohnende Beschäftigung. Auch Fritz mußte öfter auf Anordnung des Vaters bei leichten Feldarbeiten Hand anlegen. In den hinterm Rathhause gelegenen Ställen fanden an 50—60 Stück Rindvieh Unterkunft. Von dort aus trugen Jungen und Mädchen, an nebligen Wintermorgen die Laterne in der Hand, die Milch in der ganzen Stadt aus. Aber auch in anderer Weise machte sich der Bürgermeister um die „gesunde Löschung des Durstes" verdient. Er hat in Mecklenburg die erste Brauerei eröffnet. Das Stemhäger Burmeister-Bräu wurde als Lagerbier im ganzen Lande verfahren und war nach Versicherung trinkkundiger Männer sehr kräftig; auf einer Ausstellung in Doberan wurde es an Gehalt dem besten bayrischen Bier gleichgestellt: „Allenthalben im Lande sieht man seine „braunen Jacken" und freut sich darüber, wie von ihnen die mit blauem Zwirn genähte Bettler-Garderobe des Fuselschnapses aus der Thür geworfen wird." Die Unternehmungen des Vaters brachten täglich zuweilen 120 Personen Arbeit und waren mithin, zumal in gedrückten Zeiten, von socialer Bedeutung.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Bürgermeister durch den schwer erkämpften Anbau eines unmittelbar vor den Thoren gelegenen Domanial-Grundstückes, der früheren Ländereien des Alt-Bauhofs, die als Kartoffel-Acker an weniger Bemittelte verpachtet wurden. Dieser Alt-Bauhof, der mit seinen Scheunen und Stallungen hart an die Stadt grenzte, jetzt aber von der Bildfläche verschwunden ist, war für den Dichter eine Stätte fröhlicher Jugenderinnerungen; dort wohnte Karl Nahmacher, der Sohn des Pächters, sein bevorzugter Spielkamerad und Genosse bei wilden Streichen.

Fritz nahm die Dinge schon als Kind gern von der heiteren Seite, und sein Thun und Treiben fand nicht immer Gnade vor den Augen des ernst denkenden, scharf prüfenden Vaters, der seine Liebe und Güte hinter äußerer Strenge verhüllte. Täglich unternahm der Bürgermeister, dessen Zeit vom frühen Morgen ab genau eingetheilt war, seine Spaziergänge oder Ritte auf das Feld hinaus; der Knabe begleitete ihn meist, und es war ihm ein besonderer Festtag, wenn sie bis zum schönen Eichenwalde kamen, wo Kliefoth, der „mecklenburgische Jubal", die Rinder weidete und auf Ersuchen des Bürgermeisters seine Alphorntöne in die Lüfte blies.

Flößte das strenge, gemessene Wesen des Vaters unserem Fritz Respekt und eine gewisse Scheu ein, so hing er mit kindlicher Zärtlichkeit an seiner Mutter, deren ganzer Liebling er war. Frau Johanna Reuter, geboren 1790, eine kleine Blondine mit hellblauen, seelenvollen Augen und lebhaften Zügen, erschien dem Knaben mit ihrer Sanftmuth, ihrem echt weiblichen Gemüth als Inbegriff aller Herzensgüte. Sie war eine belesene Frau, die mit ihrer Unterhaltung Männer wie den Amtshauptmann Weber an ihre Theestunde zu fesseln wußte; die Klassiker bildeten ihre bevorzugte Lektüre. Bald nach der Geburt eines zweiten, früh verstorbenen Knaben stellte sich bei der Mutter eine Lähmung ein, doch bildete sie nach wie vor den Mittelpunkt des Familienkreises. Niemals vergaß der Vater die ihr schuldige Rücksicht; er sprach, wie der Dichter bemerkt, „stets sehr freundlich zu meiner guten Mutter."

In der „Franzosentid" schildert der Sohn ihr stilles Walten: „Min Mutting höll em de Hand entgegen, denn upstahn kunn sei nich, sei was lahm in 'ne swere Krankheit worden, un ick hewv sei nich anners kennt, as dat sei in ehre gauden Tiden up en Staul satt un neiht, so flitig, so flitig, as wiren ehr armen swacken Hänn gesund, un dat sei in ehre slimmen Tiden tau Bedd lagg un unner Weihdag

in de Bäuker lesʼ. Wat dat för Bäuker wiren, weit ick nich mihr; aewer Romanen wiren't nich, un dat weit ick blot, dat den ollen Amtshauptmann sin Mark Aurel dor mitunner lep, denn ick müßt em hen und her dragen."

Die Mutter wurde unserm Dichter schon früh entrissen, sie starb 1826, als Fritz die „Gelehrtenschule" in Friedland besuchte. Ueberall, wo er ihrer Erwähnung thut, durchzittert seine Worte etwas von stiller Wehmuth. Aus der Festungszeit schrieb er, als seine Großmutter und die Tante in Jabel dem Tode nahe waren: „Beide ein paar ausgezeichnete Frauen; die erstere erzog meine Mutter, mit welchen Mitteln und wie! — —"

Reuters poetisches Empfinden, sein inniges Gemüthsleben ist sicher ein Erbtheil dieser Mutter.

Bürgermeister Reuter hatte noch zwei natürliche Töchter, Lisette (geb. 1808) und Sophie (geb. 1814). Beide wurden von vornherein als legitime Kinder betrachtet, und mit Fritz standen sie von jeher im innigsten Einvernehmen. Lisette wurde im väterlichen Hause erzogen; sie übernahm später die Leitung der weitverzweigten Wirthschaft und gewann mit ihrem „Bienenfleiß" die lebhafteste Anerkennung des Vaters. Sie sandte dem Bruder nach Friedland die rothwangigsten Aepfel; als Studiosus wußte er ihre „schönen Stavenhäger Viktualien" wohl zu schätzen, und in der Festungszeit waren ihre Sendungen ihm freundliche Boten aus der Heimath. Sophie wuchs im Pastorhause zu Jabel heran und kam erst 1826 nach Stavenhagen. Später verrichtete sie beim Vater das Amt des Sekretärs. Der Dichter erzählt von dieser jüngeren Schwester ein lustiges Stückchen im 10. Kapitel der „Festungstid". Beim Bürgermeister war ein großherzoglicher Kommissarius erschienen, um nach dem Brief zu fragen, den jener von einem unbekannten Manne erhalten hatte, der unserm Fritz bei einer etwaigen Flucht behülflich sein wollte. Sophie merkte, daß ihr Vater in Verlegenheit war, sie ging hinaus, suchte den Brief, hielt ihn ans Feuer, legte die Asche fein säuberlich auf einen Teller und reichte ihn dem Kommissarius mit den Worten: Hier ist der Brief! „De Oll wüßt den Namen nich mihr, un min lütt Krätending von Swester hadd en braven Mann vör 'ne langjöhrige Festungsstraf' reddt. Dit Stück hatt mi immer sihr schön gefollen. —"

Die Geschichte hat sich thatsächlich so zugetragen, wie mir Frau Sophie Reuter selbst lächelnden Mundes bestätigte. Die alte 81jährige Dame lebt noch jetzt in Stavenhagen als Wittwe des Brauereibesitzers

Ernst Reuter — eine regsame, treffliche Greisin, deren Gesichtszüge — freilich sind sie hübscher — ein wenig an die des Bruders erinnern. Während sie und ihre Tochter, Fräulein Ida Reuter, mit mir über unsern Dichter plauderten, leuchtete es hell in den Augen der hochbetagten Frau, man fühlte, wie ihr das Herz aufging bei diesen Erinnerungen . . .

Mit Fritz wurden noch zwei Vettern, August und Ernst Reuter, im bürgermeisterlichen Hause erzogen, zwei Söhne des früh verstorbenen Rektors in Dömitz. Die Wittwe lebte noch dort, als der Dichter am Schlusse seiner Leidensjahre die mecklenburgische Festung bezog; Oberstleutnant von Bülow empfing den „Staatsgefangenen" mit den Worten: „Na, hören Sie mal," säd hei, „wir haben schon lange auf Sie gelauert, ich habe Ihnen ein gutes Quartier angewiesen, und ihre Frau Tante ist hier gewesen und hat Alles gut für Sie eingerichtet." Die wackere Frau konnte dem Neffen hier einen Theil der Liebe entgelten, die ihre eigenen Söhne in Stavenhagen gefunden hatten. August Reuter studirte Theologie und wurde Pastor in Tessin; Ernst war Leiter, Pächter und später Eigenthümer der bürgermeisterlichen Brauerei. 1840 vermählte er sich mit Sophie, der Schwester des Dichters, und starb 1858.

In der Leitung des Hauswesens stand der kranken Mutter ihre Stiefschwester, Tante Christiane zur Seite, die mit Umsicht ihr Regiment führte und stets für die Kinder ein gutes Wort einlegte, wenn es galt, dem Vater die Erlaubniß zu Vergnügungen abzuringen. So zum Beispiel, als Fritz tanzen lernen sollte. Der schwerhörige Amtshauptmann führte damals an dem sonst so friedlichen Theetisch eine doppelte Verlegenheitsscene herbei, als er erst dem Tanzmeister das Durchprügeln seiner „Frauensleute" energisch vorhielt und später noch über den guten Onkel Herse ein scharfes Wort sagte. Der Amtshauptmann aber verstand seine Leute zu nehmen, er versöhnte den Rathsherrn durch einen „Kuhnhahn" und durch die Uebertragung einer Auktion, wofür er durch seinen eigenthümlichen Humor der rechte Mann am Platze sei. Onkel Herse rechtfertigte den Ruf, indem er die Versteigerung mit den Worten eröffnete: „Meine Herrn, sehn Sie hier! Diana, ein Fuchswallach mit vier Stuten."

Fritzens Tanzstunde, die erste Ursache jener Zwischenfälle, hatte nach der Fürsprache des Amtshauptmannes die Einwilligung des Vaters erhalten. Die Uebungen blieben jedoch „ohne Erfolg." Die Schuld hatten, wie Reuter launig erklärt, nicht die Beine, sondern die —

Ohren. „Die schnödeste Taktlosigkeit verdarb jede zierliche Bewegung meiner armen strebsamen Glieder.“ Später wollte, wie er hinzufügt, kein junges, irgend hübsches Mädchen mit ihm tanzen, um nicht mit als komische Figur zu gelten und sich nicht die Thür zum Ehestandstempel zu verschließen. So blieben ihm nur die alte Garde und die kleinen Rekruten der Backfische. „Die alte Garde erklärte, ich sei für meine Jahre schon sehr verständig, und die kleinen Rekruten, ich sei noch sehr liebenswürdig.“

Mit dem Mangel an musikalischem Gehör hatte es seine Richtigkeit. Tante Christiane, die auf den Flügeln des Gesanges sich bis zu einem dramatischen Terzett verstieg, hatte schon dem Knaben, gleichwie seiner Schwester Lisette und dem Vetter Ernst, prophezeit, sie würden niemals ordentliche Sänger werden, und diese Prophezeihung ist in allen drei Fällen eingetroffen.

Dennoch sollte unserem Dichter einst ein Gesang verhängnißvoll werden: Als Jenenser Germane hatte er das Lied mitgesungen: „Fürsten zum Lande hinaus.“ Er bestritt zwar, die Strophe, in der eine Majestätsbeleidigung enthalten ist, zu kennen; nichtsdestoweniger wurde er wegen dieses Gesanges des crimen laesae majestatis für schuldig erachtet.

Tante Christiane führte unsern Fritz auch auf den ersten Maskenball, zu dem sie selbst im Kostüm einer „siebenzehnhundertjährigen Braut“ erschien. Der Vater hatte aber Recht: es kam nichts Gutes dabei heraus; denn der „Schornsteinfegerjunge“ Fritz Reuter und der „Gärtnerknabe“ Karl Nahmacher schliefen vor Müdigkeit im Schenkzimmer unterm Theetisch ein und mußten in „nachtschlafender“ Zeit von Stadtdiener und Knechten mit der Laterne gesucht werden.

Von „Tante Schäning“ erzählt der Dichter gelegentlich, „oll Entspekter Schecker“ habe einst in origineller Weise um ihre Hand geworben, indem er ihr nämlich einen fetten „Kuhnhahn“ (Truthahn) verehrte. J. F. Schecker war bis 1848 erster Wirthschafter zu Jürgensdorf bei Stemhagen und gilt als Urbild des Bräsig; er stammte aus Obershagen in Hannover und sprach ein seltsames Gemisch von hannöverscher, hochdeutscher und plattdeutscher Mundart.

In Schurr-Murr ist auch noch von einem Onkel Matthies die Rede, der von seinen Abenteuern in Ungarn und Polen viele Geschichten zu erzählen wußte; „aewer dat Slimme was bi sine Geschichten, dat sei ümmer 'ne Nutzanwenning hadden. De hadd ick em nu girn schenkt, denn wenn hei bet tau de kamen was, denn gaww

dat ümmer'n Kattenkopp, dormit wi de Moral beter behollen süllen." Dieser Onkel Matthies war ein Bruder von Reuters Mutter. Ursprünglich Apotheker, hatte er in Ungarn Kriegsdienste genommen und dort als Wachtmeister bei den Ulanen gestanden. Später wurde er Müller und tauchte hin und wieder in Stemhagen zu Besuch auf. Der Dichter hat ihn wahrscheinlich nur vom Hörensagen gekannt.

Ein wichtigerer Onkel, wenn auch kein leiblicher, war unserem Fritz der genialische, grundgemüthliche Herse, der seine Würde als Rathsherr und Notarius publicus et immatriculatus selbst im hellblauen Schlafrock oder in gelben Nankinghosen und Hemdsärmeln nicht verleugnete. Er wohnte erst in der Apotheke, so lange er deren Pächter war, und dann schräg über auf derselben Marktseite, wo das Rathhaus liegt, und nur ein paar Häuser davon entfernt. In seinen Dichtungen hat Reuter von Onkel Herse gern die ergötzlichen und komischen Seiten herausgekehrt; pietätvoll aber erzählt er am Schlusse seiner Skizzen aus der Heimath, was dieser gemüthvolle Mann ihm in Wirklichkeit gewesen ist: „. . . Onkel Herse wußte Alles, konnte Alles; tausend kleine praktische Handgriffe sahen wir seinen hübschen fetten Händen ab, und immer heiter und unverdrossen lehrte er uns bald ein Gewehr laden und es abschießen, bald Klammern schneiden und Stöcke beizen, bald Blumen und Bäume pflanzen, Weinstöcke beschneiden und bald Mäuse und Ratten fangen. Er lehrte uns die schönsten Kinderspiele, machte uns die ersten Drachen und malte wunderschöne, abscheuliche Gesichter darauf, ließ sie selbst steigen und freute sich ebenso, wie wir, wenn seine Medusen-Gesichter auf die Stadt hinabblickten und die alten Weiber mit Bewunderung und Schrecken erfüllten. Er führte uns in die Felder und wußte für jedes Unkraut einen hübschen lateinischen Namen, er führte uns in den Wald, wußte für jeden Waldgesang den richtigen Ton herauszufinden und legte den Tönen einen menschlichen Text unter. „Hürt Ji woll, Jungs", sagte er, wenn er uns auf den Schnepfenzug mitnahm, und der Krammtsvogel beim Sonnenuntergang lustig in den Aesten der Bäume umhersprang und sein abgebrochenes Liedlein lustig in den dunstigen Herbstabend hernieder sang, „sei raupen mi ornblich. Hürt Ji woll: Rathsherr Hers' — kumm hir her, kumm hir her! . ."

Indem Onkel Herse's Phantasie dem Knaben so das Geheimniß der Vogelsprache lebendig deutete, pflanzte er die ersten Keime zu „Hanne Nüte", dieser poesieumflossenen Vagel- un Minschengeschicht. Der Einfluß des wackeren Mannes ist auch sonst in mehrfacher Richtung unverkennbar.

Aus der Jugendzeit des Dichters mag noch eine kleine Anekdote eingeflochten werden, die er selber gern zum Besten gab. Sein Pathe, der Amtshauptmann Weber, ärgerte sich darüber, daß die Knaben, wenn sie etwas erzählten, alle Augenblicke stockten und dann mit „un dunn" fortfuhren. Er setzte einen Schilling als Preis für denjenigen aus, der eine Geschichte ohne „un dunn" vortragen würde. Fritz brachte es fertig, schloß aber seine Erzählung mit den triumphirenden Worten: „Un dunn kreg ick'n Schilling", worauf der Amtshauptmann jedoch erklärte: „Un dunn, min Herzenskindting, was de Schilling weg!"

Von klein auf muß Reuter ein scharfer Beobachter gewesen sein; die Bilder seiner Kindheit und die Personen, die in seinem jungen Leben eine Rolle spielten, bewahrte er treu im Gedächtniß und hat sie mit behaglicher Laune geschildert.

Den Ruhm aber, Stemhagens erster Dichter zu sein, hat er neidlos der — Schneiderwittwe Tiedten überlassen. Ihr gebühre das Prioritätsrecht. Auch sie dichtete plattdeutsch, in kurzen Schlagversen behandelte sie die Einwohner der Stadt, ihre Arbeitsgeschäfte und sonstigen Beziehungen. Reuter hat ein kleines Bruchstück ihrer Versekunst für die Nachwelt gerettet:

„Susemihl kikt ut de Luk,
Spormann, de giwwt em 'ne Kruk.
Prost! seggt Sohst,
Schön Dank! seggt Bank."

Der Nachahmungstrieb und ein Gänsejunge gaben unserm Fritz seinen ersten Reim ein; er fand ihn, wie er humorvoll erzählt, als er mit Karl Nahmacher auf einer „Wipp-Wapp" schaukelte; der Vers lautet:

„Im Frühling blühen die Rosen,
Im Sommer verlieren die Gänse ihre Posen."

Bei diesem schweren, verunglückten Anfang merkte er, wie „einer seiner mecklenburgischen Kollegen" sagt, daß das Dichten eine wahre Pferdearbeit sei. Er gab also die Anstrengung wieder auf.

Ernstlicher war, wie er selbst meint, die Abneigung vor dem Beruf eines Dichters, welche ihm der erste Theaterbesuch im Rathhaussaal einflößte. Es gab den — „Armen Poeten" von Kotzebue, und ganz Stavenhagen weinte vor Rührung. „Aber wie spielte Stengel heut Abend auch schön! wie hungerte und wimmerte er in seiner Poeten-

eigenschaft auf den Brettern umher! Da habe ich den ersten richtigen Begriff von den Nöthen und Kümmernissen eines Poeten eingesogen und bin dadurch von der dichterischen Laufbahn so abgeschreckt worden, daß ich erst ihren dornenvollen Pfad zu betreten mich entschloß, als ich alles Mögliche versucht hatte: Klutentreten und Dungfahren, Schulmeisteriren und Kinderschlagen und zuletzt gar noch städtische Angelegenheiten."

Hätte Reuter noch bei Lebzeiten des Vaters den Wunsch kundgegeben, sich der Schriftstellerei zu widmen, so wäre er sicher in gleicher Weise, wie mit seiner Neigung zur Malerei, auf schroffen Widerstand gestoßen. Der Wille des Vaters war von jeher, Fritz dereinst als seinen Nachfolger im Amte zu sehen. So suchte er nach der Festungszeit den Faden genau dort wieder anzuknüpfen, wo er sieben Jahre vorher zerrissen war: er schickte den Dreißigjährigen von Neuem auf die Hochschule, damit er seine juristischen Studien wieder aufnehme. Vergebliches Bemühn!

Hatte Reuter dem schwergeprüften Vater Anfangs gutmüthig versprochen, die Jurisprudenz mit Eifer zu treiben, so sah er doch bald die innere Unmöglichkeit ein. Des Vaters Mahnung verhallte wirkungslos. Unklar mit sich selbst, der eigenen Kraft noch nicht bewußt, äußerte er den Wunsch, Landmann zu werden. Der Vater hielt ihm vor, daß ihm zur Selbständigkeit die Mittel fehlten, daß er schon über 4000 Thaler Gold gekostet habe, und das Erbgut der Schwestern nicht gekürzt werden könnte. Das Schwanken, die Unschlüssigkeit des Sohnes erregte nach allen Erfahrungen den hellen Zorn des willensstarken, nüchtern denkenden Mannes; am meisten aber entfremdete Reuters unselige Leidenschaft, die eine traurige Folge der Festungshaft war, ihm des Vaters Herz, und eindringlich klang seine Mahnung: „Eins ist vor Allem noth: daß Du endlich in Dich gehst und dem elenden Laster entsagst, das Dich so entmannt und herabwürdigt. Fliehe wie die Pest jeden Tropfen geistiger Getränke, sonst bist Du verloren."

Der Vater konnte nicht ahnen, daß dem Sohne trotz aller Willenskraft die Bekämpfung dieses Feindes unmöglich war, er ahnte noch weniger, welche herrlichen Gaben in dem scheinbar Verlorenen schlummerten: „Hei hadd sick gewennt mi so antauseihn, as ick mi sülwst ansach — as en Unglück; hei hadd sick vör de Taukunft en annern Tausnitt makt, un ick stunn nich mihr vöran in sin Rekenexempel. Wi wiren uns frömd worden; de Schuld lagg mihr an mi

as an em; de Hauptschuld aewer lagg dor, wo mine saeben Johr legen."

Reuter war Landmann geworden. Der Vater hatte das Vertrauen zum Sohne vollständig aufgegeben. In seinem letzten Willen theilte er sein Vermögen, das er auf rund 15000 Thaler Gold veranschlagte, unter seine drei Kinder Lisette, Fritz und Sophie. Der Sohn sollte das Kapital jedoch erst bekommen, wenn er 4 Jahre hintereinander sich von dem Laster der Trunksucht freigehalten hätte. Bis dahin sollten ihm nur die Zinsen zufließen, und auch diese sollte er zu Gunsten der Schwestern verlieren, wenn er heirathen würde. Die Schwestern haben später auf dieses Recht verzichtet und überließen den Zinsgenuß nach wie vor dem Bruder.

Der Vater starb, 69 Jahre alt, am 22. März 1845. Sein Heimgang erschütterte den Sohn aufs Tiefste, und als das Grab geschlossen war, griff er zum Zeichenstift und entwarf aus treuer Erinnerung ein Bild des Entschlafenen. Die Zeichnung wurde lithographirt und hängt im Rathhause; das Bild ist, wie die Tochter, Frau Sophie Reuter versichert, ganz ähnlich und charakteristisch.

Auf dem grünenden Friedhof besuchte ich das epheubedeckte Grab des Vaters; der einfache Stein enthält die Worte:

Hier ruhet in Gott
der wailand Bürgermeister
Joh. Georg Jacob Friedrich Reuter.
Geb. am 26. Juli 1776. Gest. am 22. März 1845.

Nach der Ruhestätte der Mutter fragte ich den Wärter vergebens; vielleicht ist es das Grab nebenan ohne Stein, aber mit prächtig blühenden, duftigen Rosensträuchern.

Der Dichter selbst hat seinen Eltern ein Denkzeichen in kindlicher Liebe gesetzt: die Reuter-Eiche, die er auf einer Anhöhe unweit der Neubrandenburger Chaussee gepflanzt hat. Die Umfriedung ist leider verfallen. Die Inschrift der Tafel lautet:

Zum Andenken
an seinen Vater, den Bürgermeister Johann Georg Reuter
und seine Mutter, Johanna geb. Oelpke
ist diese Eiche gepflanzt von ihrem Sohne Fritz Reuter.
Schonet den Baum, dass Ihr Euch dereinst an seinem Schatten labet.

Einmal besuchte der Dichter mit seiner Nichte, Frl. Ida Reuter die Erinnerungs-Eiche. Lange stand er dort in Gedanken versunken, seine Züge wurden ernst und Thränen perlten in seinen Augen: „Ach," sagte er, „wenn Vater doch noch diese Zeit erlebt hätte!" . . .

Das schönste Zeugniß aber für seine treue Liebe und sein kindlich fühlendes Herz bleibt jene ergreifende Abrechnung, die er am Schluß des 12. Kapitels der „Festungstid" dem Kriminaldirektor Dambach vorhält: Alle Qualen hat er vergessen und einen dicken Strich darüber gemacht, „aewer in eine Hinsicht fall hei mi Red stahn . . up Jensid sall hei sick verantwurten, worüm hei minen ollen Vader, de grad in desen Dagen in sine hartliche Leiw för sinen einzigsten Saehn nah Berlin kamen was, üm wat för sin Frikamen tau dauhn, worüm hei minen ollen Vader de twintig Schritt tau min Gefängniß nicht wis't hett, dat de Saehn doch an Vaders Bost sick mal utweinen künn. Dorför sallst Du mi Red' stahn!" — —

Beim Konditor Wolter am Marktplatz, wo Reuter viel verkehrte — es ist der „Zuckerkanditer Wolter," den Bräsig im Sinne hatte als ihm sein famoser „Mitkollege Bohmöhler" von Voltaire und den Zehlendorfer Bauern erzählte — dort sah ich ein Bild von Dr. Grischow mit der autographirten Unterschrift:

„Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle! Für diese begreifliche Dreieinigkeit ist zu wirken, sie kann den Himmel auf Erden schaffen."

Grischow war mit Reuter der Führer und Hauptredner des Stavenhäger (Rahnstädter) Reformvereins, der 1848 im deutschen Hause seine Versammlungen abhielt. In demselben Jahre wurde Fritz Reuter von seinen Landsleuten als Deputirter in den Güstrower Städtetag und die Schweriner Abgeordneten-Versammlung entsandt: „Dei kann reden," so hieß es, „un dei ward för uns reden." Die Reaktion machte aber bald allen sanguinischen Hoffnungen ein Ende.

Auf Reuters Rednergabe hätten die Stavenhäger auch nicht allzusehr vertrauen dürfen. So wunderschön und launig er zu erzählen wußte, so wenig verstand er es eine wirksame Rede zu halten; es ging damit sehr „stöckrig", und meist litt er an irgend einer Stelle „Schiffbruch."

Sein alter Freund, der Senator Krüger, sagte mal zu ihm: „Fritz, das Reden mußt Du sein lassen, und am wenigsten rede von Politik, davon verstehst Du nichts." Krüger hatte nicht so ganz Unrecht. Auch andere Leute, die den Dichter kannten, wie z. B. Guitienne, der „Franzos'", sein Leidensgefährte in Graudenz, hat dieselbe Ansicht ausgesprochen.

Sein Stavenhäger Freund in politicis, Dr. Grischow war Apotheker und ein tüchtiger Chemiker, dem 1830 die Rostocker Fakultät das Ehrendiplom verlieh. Zu ihm kam einst der jüdische Lehrer Katz, als er in den Graben gefallen war und dabei einen Gesundbrunnen entdeckt hatte; Grischow fand in dem Wasser einen ziemlichen Schwefeleisengehalt. Als Reuter sich 1860 um die Redakteurstelle an einer Landwirthschaftlichen Zeitung bemühte, unterließ er nicht zu erwähnen, daß Dr. Grischow ihn mit Physik und Chemie vertraut gemacht habe. Diesem „verehrten Freunde" hat er „de Reis' nah Belligen" gewidmet.

Nach dem Tode des Pastors Ernst Reuter übernahm Grischow 1852 als Kurator die Verwaltung des Reuter hinterlassenen väterlichen Erbtheils, jener 5000 Thaler, die an der Brauerei als Hypothek eingetragen waren. Als der Dichter einmal zu Besuch in Stavenhagen weilte, sagte Grischow zu ihm: „Ick will dat nu nich mihr; Du büst all klauk naug, wotau sall ick noch ümmer Din Vader spelen?" Reuter erwiederte: „Beholl dat man, Du blimst min Vader, so lang als ick lew!" Nach Grischows Tode (1860) wurde Prediger Niederhöfer in Stavenhagen der Kurator des Erbgutes.

Heiterer Art sind die Beziehungen des Dichters zu seinen Spielkameraden und Freunden; sie erschienen ihm später durchleuchtet und vergoldet vom Sonnenglanz der Erinnerung. Noch im Alter betrachtete er sich gern als „Stavenhäger Stadtkind." Wie viele der Jugendfreunde hat er mit in seine Unsterblichkeit hinübergenommen!

Wenn er nach der Heimath kam, suchte er alle Bekannten auf, mochten sie 20 Jahre jünger, mochten sie Tagelöhner oder Arbeiter sein; jeglicher Stolz war seinem Herzen fremd.

Ein alter „Stemhäger" sagte zu mir in seiner einfachen Weise: „Er war ein Gemüthsmensch seltener Klasse."

Im Gasthaus versammelten sich die einstigen Genossen, und seine Geschichten erweckten schallende Heiterkeit. Ein Wirth, in dessen Gaststube er viel verkehrte, meinte in Erinnerung an jene Stunden: „Es ist wunderbar, wo der Reuter das Alles herbekommen hat!"

Als er die „Franzosentid" geschrieben hatte und wieder nach seiner Vaterstadt kam, besuchte er auch Fritz Sahlmann. Der liebenswürdige Schwernöther war zuerst keineswegs so erbaut von der Schilderung seiner Person und der angeblichen lustigen Streiche. Aber Reuter begütigte ihn frohlaunig mit den Worten: „Lat man, Fritz, ick heww mi'n por Gröschen dormit verdeint!"

Man erinnert sich hier wohl des Schlusses der „Franzosentid", wo der Dichter seinen alten Freund zu versöhnen sucht: „Fritz Sahlmann is en düchtigen Kirl worden, un wi sünd ümmer gaude Frünn' blewen, un süll hei mi dat aewel nemen, dat ick von em Geschichten vertellt heww, denn ward ick em de Hand henhollen und ward seggen: „Min Herzenskindting, wat schrewen is, is schrewen; dat lett sick nich mihr ännern. Aewer bös büst Du mi dorüm doch nich! Ne wat denn?"

Ein Altersgenosse von Reuter war der Nachtwächter Fritz Lemk, der Held des Läuschens „Sleihst Du minen Juden, slag ick Dinen." Wenn Lemk als Schuljunge zu singen hatte, schwieg er meist beharrlich und sang bloß mit kräftiger Stimme: „Hallelujah". Reuter suchte den Alten regelmäßig auf und rief schon immer von Weitem: „Na Lemk, wo geiht Di dat?" und dann fügte er singend hinzu: „Halleluja, hallelujah!"

Der Dichter sammelte Bilder von allen Originalen Mecklenburgs. Auch der alte Stavenhäger Photograph mußte ihm Charakterköpfe aus dem Volke abkonterfeien; es hieß dann einfach: „Du möst mi dat maken." Und den kleinsten Ereignissen in seiner Vaterstadt wie im ganzen Lande folgte er mit dem lebendigsten Interesse. „Schriw mi dat Allens", sagte er zu einem Bekannten, „ick bün dor sihr niglich up." Und als dieser auf seinen ungebildeten Stil hinwies, meinte Reuter: „Ach wat, schriw man, wi Di de Schnabel wussen is!"

Die Liebe, die der Dichter in seiner Heimath genoß, war grenzenlos, und wenn er kam, ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und überall scholl ihm herzlich der Gruß entgegen: „Herrjeh, Fritz, dor büst Du ja wedder!"

Wie aber wußte er auch mit den Leuten umzugehen. Als er schon ein berühmter Mann war, duldete er niemals, daß einer aus

seiner Vaterstadt „Doktor" zu ihm sagte: „Weit Ji nich, dat ick Jug Fritz bün?" Und wenn ein Fremder, der erst später nach „Stemhagen" gezogen war, ehrerbietig ihn mit seinem Titel anredete, so wandte der Dichter sich zu irgend einem Bekannten und sagte: „Wer is denn dat? Hei hürt, dat Ji All' tau mi Fritz seggt, denn kann hei dat ja ok!" —

Als Reuter von Eisenach aus Mecklenburg besuchte und seine Landsleute überall dem Dichter einen herzlichen Empfang bereiteten, brachte ihm seine Vaterstadt einen großen Fackelzug, wie ihn Stemhagen noch niemals erlebt hatte. Reuter stand in einem Hause der Malchinerstraße und blickte frohen Herzens auf die flammende Huldigung. Die Ansprache hielt der Bürgermeister. Der Dichter machte in seiner Erwiderung einige boshafte Anspielungen auf die städtischen Verhältnisse. „Ick weit recht gaut", sagte er, „wo Jug de Schauh drückt, Ji gauden Jungens; an de Likdürn' do hewwen de Kirls Schuld, dei de Schauh ümmer tau eng maken. Aewer dat giwt noch ganz anner Likdürn', un ick will Jug 'n Wurd dorvon seggen." Und dann kritisirte er unter dem Jubel der Zuhörer Mancherlei, was seines Erachtens die Väter der Stadt versehen hätten, so die weite Entfernung des Bahnhofes und die spottbillige Weggabe des Kiesberges für 500 Thaler, während er zehnmal so viel werth sei.

An den Fackelzug schloß sich ein fröhliches Kommersiren in allen Wirthshäusern, „Fritzing" aber wanderte von einer Kneipe zur andern, überall jubelnd begrüßt.

Auf jenem Triumphzuge bereitete auch die Stadt Wismar dem Dichter eine Feier. Damals redete, wie mir Frau Sophie Reuter erzählt, eine Dame ihn überschwenglich mit den Worten an: „Herr Doktor, ich stelle Sie höher als Schiller und Goethe!" — „Na denn man tau", sagte Reuter, „adjüs ok Madame!" und wandte ihr den Rücken.

Der steigende Ruhm des Dichters lenkte die Theilnahme seiner Verehrer auch auf seine Vaterstadt und die Urbilder seiner köstlichen Gestalten. Da muß ich eine kleine Geschichte einschalten, die Werth hat, weil sie von einem Helden des Krieges von 1870 handelt, dem tapferen Führer der Bayern, General von der Tann. Vermählt mit einer Mecklenburgerin, Gräfin Voß auf Groß-Giewitz bei Waren, gehörte der General zu den lebhaftesten Freunden der derben Muse Reuters. Diese Liebe zeitigte in ihm den Wunsch, einige Personen, die unser Dichter mit Laune und sprühendem Humor geschildert, leibhaftig

kennen zu lernen. So kam er eines Tages mit seinem Sohne nach Stavenhagen. Man verwies ihn an Reuters alten Bekannten, den Photographen Baade, dem ich diese Episode verdanke. Zuerst ging der Weg vor das Thor nach einem kleinen weinumrankten Häuschen. Da wohnte Fritz Sahlmann, der noch als wohlbestallter großherzoglicher Landreiter den alten Schalk nicht ganz verleugnete. Der General begrüßte ihn herzlich und fragte: „Sie also waren der drollige Klafakter des Amtshauptmanns Weber, der lustige Pfiffikus, welcher Mamsell Westphalen so manchen Geniestreich gespielt hat?" „Ja", versetzte Fritz Sahlmann mit Stolz, „ja, Herr General, dat bün ick." Und dann mußte er Herrn von der Tann allerhand Geschichten aus alter Zeit erzählen. Endlich meinte der General: „Nun möchte ich meinswegens auch noch Herrn Meinswegen kennen lernen." „Ja," sagte Fritz Sahlmann, „dat is de Farwer Ladendörp, aewer wenn Sei tau den kamen, denn seggen Sei man nicks von Fritz Reutern, dor is hei sihr äwelnemsch; Sei möten sick nicks marken laten und blot seggen, Sei hewwen von sine schöne Rosen hürt, und dei müggten Sei sick girn ansehn; dor is hei mächtig stolz up." Man sieht, Fritz Sahlmann hatte noch im Alter seinen anschlägigen Kopf. Es geschah wirklich so, wie er vorhersagte. Johann Ladendorf, den die Herrschaften im Garten trafen, war ganz entzückt über die Ehre, die seinen Rosen zu Theil wurde, und er zeigte den Besuchern seine duftigsten Schätze: „Hier meinswegens, Herr General, haben Sie die Maréchal Niel, und wenn Sie meinswegens sich hierher bemühn, so ist das meinswegens die Flora Dijon und hier meinswegens die Malmaison." Der General und sein Sohn bissen sich fast auf die Lippen vor Lachen. Aber Ladendorf merkte nichts und erklärte weiter: „Sehn Sie hier meinswegens die schöne La France, und das da ist die dunkelste Rose, die 's meinswegens giebt." Der General konnte eine Lachsalve kaum noch unterdrücken und verabschiedete sich schnell: „Adieu Herr Meinswegen, pardon Herr Ladendorf, wir sind Ihnen sehr dankbar." Draußen aber lachten die Herren aus voller Kehle. „Das ist wirklich Reuters echtes Original!" — Herr Baade bekam später von Ladendorf noch böse Vorwürfe zu hören: „Täuw, Du Swinegel, kümm' mi man wedder! Dei Kirls wulln mi blot uthorken un hüren, wo ick snack!"

General von der Tann aber hatte noch weitere Wünsche: ihm fiel ein, daß Reuter am Schluß der „Franzosentid" auch Fik Besserdichs noch unter den Lebenden aufzählt. „Kann man sie nicht mehr sehen?" fragte er, „die blitzsaubere, muntere, truhartige Dirn?" „Ja,

meinte der Führer, „lewen deiht sei noch, aber dat is up'n Dörp, in Gülzow." Es wurde also angespannt, und Excellenz machte Fik Besserdichs die Aufwartung in ihrer Bauernhütte. Dort lag sie alt und krank in einem Gardinenbett, und als sie hörte, welcher Anlaß den vornehmen Herrn in ihr Häuschen geführt hatte, war sie ganz verwundert und sagte: „Ach Gott doch, wat willn Sei an mi noch asseihn?" Fik Besserdichs hat als junge Dirn in Reuters Elternhaus gedient. Sie starb als Hebamme in Gülzow.

Während der alte Baade mir von den Besuchen des Generals erzählte, unterbrach er plötzlich seine Rede und wies auf einen vorübergehenden schmächtigen bartlosen Herrn mit langem Haar; es war der Amtsanwalt Stemhagens, ein Sohn von — Fritz Sahlmann.

Ein vollwichtiges Zeugniß für die herzinnigen Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt bietet der Inhalt eines auch sonst recht interessanten Briefes an Dr. Michel Liebmann in Stavenhagen. Das Schreiben verdanke ich der Freundlichkeit der Tochter dieses Arztes, Frau Sanitätsrath Dr. Reß in Berlin. Es mag hier ohne einleitende Bemerkungen folgen:

„Mein lieber, treuer Bruder!

Weiß Gott! mit wahrem Schauder setze ich mich täglich an den Schreibtisch, um eine fast erdrückende Correspondenz abzuwickeln, aber heute Morgen ist es anders, heute Morgen ist es eine Freude für mich. — — Wie ich aus den mecklenburgischen Zeitungen ersehen habe, habt Ihr Stemhäger einen lange ersehnten Wunsch meines Vaters, die Errichtung eines Krankenhauses, der Erfüllung nahe gebracht, und da wollte ich doch auch gern mein Scherflein beisteuern. — Der gütige Gott hat meine Schriftstellerei reichlich gesegnet, so daß ich nach menschlichem Ermessen wohl ohne Sorge in die Zukunft schauen kann, und nun läuft mir da gestern ein hübsches Goldfischlein in mein Netz und das denke ich soll Euch für das Krankenhaus zu Gute kommen. — Mir ist nämlich die große Ehre geworden, daß mir die deutsche Nation durch den (sic) Comité der Tiedge-Stiftung in Dresden einen Ehrenpreis von 100 Ducaten übermittelt hat (vide die Anlage, die ich mir sobald als möglich zurück erbitte). Und von dieser Summe habe ich für meine liebe Vaterstadt die einliegenden 250 Thaler preuß.

Cour. zu dem oben angeführten Zweck bestimmt, der Rest wird in ähnlicher Weise verwendet werden; ich halte es nämlich für Unrecht, eine solche ehrenvolle Gabe für Fleisch und Brod und Hosen und Röcke zu verwenden, wenn man's nicht grade hochnöthig hat.

Nicht weil Dein und Deines Schwiegersohnes Name in dem betreffenden Zeitungs-Artikel genannt wurde, sondern weil ich seit langen, langen Jahren Dein treues ehrenvolles Wirken in Deinem Berufe und Deine Liebe und Freundschaft für mich kenne, sende ich diese Gabe an Dich. — Dir, dem Juden, der in trübster Zeit, in Noth und in Tod treu zu mir gestanden hat, verdanke ich viel mehr, als manchem durch seinen Glauben aufgeputzten Christenmenschen.

Nun kommen sie, Viele, ach sehr Viele! es sind die bravsten Leute und aufrichtigsten Freunde darunter, aber damals, als es Noth that, da hatte ich wirklich Keinen, der mir so treu zur Seite stand, wie Du.

Nun grüße mir Deine liebe Anna von ihrem alten Onkel und von dessen Frau, streich ihr in deren Namen das schöne Haar von der weißen, hohen Stirn, und dann geh' zu den Meinigen, grüß sie ebenso warm, und dann zu dem ehrenhaften, lieben Pastor Niederhöfer und dank' ihm für seine Treue in meinem Namen.

So nun, Ihr lieben Stemhäger Kinder, genießt es in Gesundheit — hätte ich beinahe gesagt — wenn's nicht für schwere kranke Tage gesandt wäre.

Eisenach, den 24. März
1867.

Dein
alter Freund
Fritz Reuter.

Der betreffende § des Tiedge-Instituts lautet, wie mir nachträglich von Freundeshand gemeldet wird, wörtlich: „Nach dem Ermessen des Comité soll eine von ihm zu bestimmende Summe von Zeit zu Zeit, je nachdem er (sic) es für angemessen findet, demjenigen dichterischen Werke zuerkannt und an dessen Verfasser verabreicht werden, welches unter den in den letzt verflossenen fünf Jahren im Druck erschienenen als ein vorzügliches von allgemein anzuerkennendem Werthe in Beförderung der höheren geistigen Interessen der Menschheit, sei es in

gebundener oder ungebundener Rede in deutscher Sprache erkannt wird."

Gott Lob! Etwas Aehnliches, knapp daran Heranreichendes hätte ich nun erreicht; aber abschreiben kann ich noch immer nicht so viele Mühe sich mein alter Vater dabei gegeben hat. — Sieh blos die obige —*) an.

D. Obige."

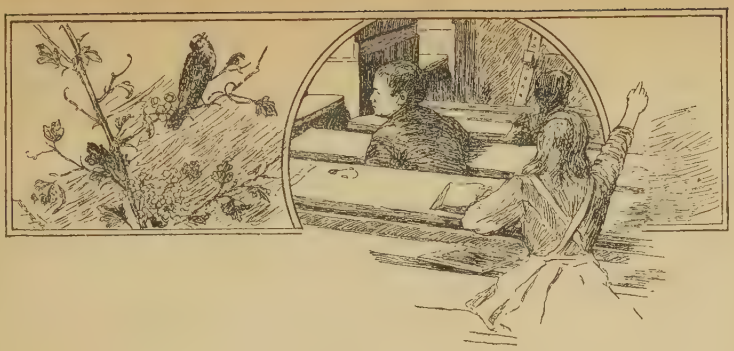
Dr. Liebmann, ein uneigennütziger und menschenfreundlicher Arzt, von dem ich in Stavenhagen noch jetzt viel Gutes hörte, ist das Urbild des „Doktor So und So" in der Stromtid. Reuter feiert ihn, wie Sanitätsrath Dr. Reß zu dem werthvollen Briefe erläuternd hinzufügt, wohl deshalb in erster Reihe als seinen bewährten Freund, „weil Liebmann, der Hausarzt beim alten Bürgermeister war, in möglichst conciliianter Weise auf diesen einzuwirken suchte; denn der alte Reuter war sehr unversöhnlich gegen seinen Fritz. Wie weit dieser Zorn ging, habe ich zwar von meinem Schwiegervater gehört, aber ich will seine Aeußerung nicht zur Veröffentlichung bestimmen."

Auch officiell wurden in Stavenhagen, wie ich aus den Rathsakten ersehe, mit dem Dichter die freundlichsten Beziehungen unterhalten. Am 7. November 1872 beglückwünschte ihn der Magistrat durch ein Telegramm zum Geburtstage. Die Antwort-Depesche lautete: „Herzlichen Dank meinen geliebten Landsleuten. Fritz Reuter." Am 21 December 1873 benachrichtigte ihn der Bürgermeister von Bülow, daß auf einstimmigen Beschluß der städtischen Körperschaften sein Geburtszimmer mit einer Marmortafel geschmückt worden sei. Im nächsten Jahre konnte man nur noch dem Todten die letzte Huldigung darbringen. Zur Trauerfeier begab sich der Bürgermeister als Deputirter der Stadt nach Eisenach und legte auf den Sarg des entschlafenen Dichters einen Kranz aus dem Laube der Reuter-Eiche als letzten Gruß der Heimath. Für das von ihm redigirte Mecklenburgische Wochenblatt in Stavenhagen schrieb Herr von Bülow einen stimmungsvollen Bericht über die Begräbnißfeier.

Am 27. Oktober 1874 beschlossen Magistrat und Bürgerschaft, dem Basepohler Platz hinfort den Namen „Fritz Reuter-Platz" beizulegen. Es ist der anmuthigste Platz in dem kleinen Städtchen. Umgeben von lieblichem Grün strahlt uns dort in güldenem Glanz

*) In der Abschrift waren einige Worte gestrichen.

die hochragende Figur einer Siegesgöttin entgegen. Die Vaterstadt will ihrem großen Sohne auch ein Denkmal setzen. Das Komité hat bereits annähernd 10 000 Mark gesammelt. Wenn jeder Freund des Dichters sein Scherflein beitrüge, wie bald könnte der Plan dann verwirklicht werden! Der Sockel des Denkmals aber müßte eigentlich nichts weiter enthalten als die einfachen Worte. „Unser Fritz."



II.

Aus der Schülerzeit.

Stavenhagen, Friedland und Parchim sind die drei Stätten, denen Fritz Reuter seine Schulweisheit verdankt.

In Stemhagen gab es drei quasi officielle „Bildungsanstalten für den menschlichen Geist und Marteranstalten für das menschliche Sitzfleisch“: Die Becker-Schule, wo Mutter Beckersch mit der an einer Bohnenstange befestigten Birkenruthe die entferntesten Ecken ihrer Klasse erreichte, sodann die Küster-Schule, wo Köster Voß für einen Schilling die Woche den Stock in der unverhülltesten Gestalt herrschen ließ und seine Schüler aus der Fibel heraus und in den Katechismus hinein prügelte, endlich die Rektor-Schule, — vorn präsidirte der Herr Rektor und hinten die Frau Rektorin, eine Konkurrentin von Mutter Beckersch, die oft den brühwarmen Kochlöffel über den Häuptern ihrer kleinen Rebellen schwang.

Diese drei „wissenschaftlichen Anstalten“ waren ohne organischen Zusammenhang; eine gewisse Methode bestand nur beim Rektor — in Bezug auf die Prügel! Es gab hier ganz systematische Abstufungen je nach den einzelnen Delikten; sie fanden ihre Ahndung entweder durch den „Gelben“ oder den „Braunen“ oder aber — und das war das non plus ultra — durch den „Dachs“; bis ein kleiner Missethäter einst dieses schwerste Marterinstrument in einem Mauseloch verschwinden ließ. Von dort kam es nach dem Tode des Rektors beim Erneuern der Dielen zum Vorschein und fragte

die Zimmerleute: „Gu'n Morgen ok! Kennt Ji mi woll noch?" Und siehe da! sie kannten ihn wieder, denn es waren Stavenhäger Kinder.

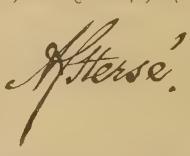
In der Becker-Schaul — erzählt Reuter — kam man bis in die Fibel, und in der „Köster-Schaul" bis in den Katechismus; in der „Rekter-Schaul" kam man bis in die Bibel und das mecklenburgische Gesangbuch; außerdem wurde aber noch geschrieben und gerechnet; kostete aber auch wöchentlich einen Groschen, d. h. beim Herrn Rektor; Frau Rektorin nahm einen Schilling, weil die Mutter Becker'sche Konkurrenz eine Preiserhöhung nicht zuließ.

Unser Fritz hat keine dieser drei Anstalten besucht und schrieb etwaige Lücken in seiner wissenschaftlichen Bildung diesem Umstande zu.

Seine „Mutter Beckersch" war seine eigene Mutter, sein „Köster Voß" war Mamsell Schmidten, und sein Rektor — Onkel Herse und wohl ein Dutzend der mannigfachsten Lehrkräfte.

Der Vater führte ihn und seine Vettern allen möglichen Leuten zu, die etwas wußten und lehren konnten; Reuter hatte später nicht nur ihre Weisheit, sondern von Manchem auch den Namen vergessen.

Seine gute Mutter lehrte ihn Lesen und Schreiben, die Vorschriften lieferte Onkel Herse, dessen schöne Handschrift unser Dichter zu rühmen weiß. Graphologisch veranlagte Leser mag vielleicht die hier beigefügte Unterschrift interessiren; sie entstammt einem an Rektor Schäfer gerichteten Aktenstück und zeigt eine elegante, zierliche Schrift. Der accent aigu auf dem e wird dem Reuterkenner erklärlich sein: Der Rathsherr leitete seinen Namen aus dem Französischen ab, wo er „Fallgatter" bedeutet.



Als Onkel Herse, um dem Rektor Schäfer nicht nachzustehen, auch zur „Flaktur" übergehen wollte, erklärte der Vater, das sei dummes Zeug, die Jungen sollten eine gute Handschrift lernen, weiter nichts.

Nun kam Fritz im „Flügelkleide in die Mädchenschule", zur holden Mamsell Schmidt, die eine Schule für höhere Töchter unterhielt. Er war hier der einzige Junge unter lauter Evastöchtern, die ihm nicht wenig zusetzen: „Wenn die Leute behaupten, daß meine Frau ein gelindes Pantoffelregiment über mich führt, so hat sie ihre Herrschergewalt nur der Erinnerung an meine Hülfsbedürftigkeit in

der Mädchenschule zu danken und der Liebenswürdigkeit meiner Beschützerinnen."

Rektor Schäfer, der Verfasser eines Reimlexikons, ein geborener Sachse aus Halle, gab Fritz und seinen Vettern Privatstunden. Er hatte den Jungen eingeschärft, grad so zu schreiben, wie er diktirte, und so war einst in Fritzens Diktatbuch zu lesen: „Draget die Priefe nach der Bohst." Die „Regula falsa", die er bei Rektor Schäfer in der Rechenstunde kennen lernte, ist ihm später nie mehr begegnet. Selbst seinem mathematischen Lehrer in Parchim, dem Konrektor Gesellius war sie unbekannt; er meinte aber, es würde wohl die Regula sein, wo das Facit immer falsch herauskäme.

Fritzens erster Lehrer im Französischen war der Schneider Krenz, der 7 Jahre als Gesell in Paris gearbeitet hatte. An diesem Unterricht nahm in Gegenwart der Mutter auch die älteste Schwester Theil. Als Fritz einst über Lisette wegen ihrer drolligen Aussprache der Nasenlaute lachen mußte, rief ihm der „Lehrer" zu: „Monsieur Fritz, lachen Sie nicht; Mademoiselle Lisette ist ein Frauenzimmer, und die Frauenzimmer sind von Natur dumm geboren." Frau Reuter bemerkte lachend: „Herr Krenz, Herr Krenz, lassen Sie das Ihre Frau nicht hören." Der Lehrer aber war ganz bestürzt und stotterte: „Frau Burgemeistern, Ihnen habe ich nicht damit gemeint." Mit dem Krenz'schen Unterricht nahm es ein jähes Ende, als die Jungen sich einst beim Onkel Pastor in Jabel mit „Je suis été" arg blamirten. Der Schneidergeselle wurde abgelöst durch „Jean Jacques Humbert" Droz, der nach seinem wechselvollen Leben in den ruhigen Hafen Stemhagens eingelaufen war und dort noch das Herz einer Uhrmacherwittwe gewann. Man kennt Herrn Droz oder „Droi", seine Abenteuer und Schicksale aus Reuters Werken. Für unsern Fritz und seine Vettern wurde der französische Schweizer mit seinem fesselnden Erzählertalent ein guter Vermittler der Konversation: „Jagdabenteuer, Soldatengeschichten, Schilderungen seines Heimathlandes schmuggelten bei uns ganz unvermerkt das Verständniß der Sprache ein, und selbst das geistlose Auswendiglernen von Regeln, welches mir später auf der Friedländer Schule tagtäglich aufgetischt wurde, hat mir des Herrn Droz Muttersprache nicht verleidet."

Daneben bemühte sich der Rektor, die Knaben mit den Elementen des Lateinischen vertraut zu machen; der Studiosus Caspar und der Apotheker Fritz Sparmann unterstützten ihn mit redlichem Bemühn. Von Sparmanns Geschichtsunterricht habe er, so erzählt Reuter, nichts

weiter behalten, als daß Kalif Omar die Alexandrinische Bibliothek verbrannt habe, und das solle, wie er nachher zu seinem Erstaunen gelesen, gar nicht mal wahr sein . . .

Nach der Entlassung aus der Mädchenschule war eine „Art interregnum" eingetreten, so daß der alte vielgeplagte Bürgermeister selbst die Zügel des Lehramtes ergriff. Abends demonstirte er den Knaben an der Hand von Homanns Atlas die Anfangsgründe der Erdkunde. Und Onkel Herse machte sich um seine Schützlinge verdient durch Unterricht im Schön- und Rechtschreiben, im Zeichnen, Turnen und Rechnen. Die bittere orthographische Kost versüßte er ihnen durch das Diktat eines Romanes eigener Erfindung — er betitelte sich der „Waldmann" und ist Fragment geblieben, weil der Bilsenkraut-Tabak, womit Fritz experimenti causa dem alten Friedrich die Pfeife stopfte, diesem nicht so schmackhaft war wie den Jungens die phantasievolle Geschichte aus den Felsenklüften Nordamerikas. Der Bürgermeister, bei dem der alte Friedrich sich über den „starken Tobak" beschwerte, ließ sich das Manuskript vorlegen, das die Anregung zu dem Versuch gegeben hatte; es war der erste Roman, den er las, und wahrscheinlich hat er ihm den Geschmack für solche Geistesprodukte auf immer verleidet. Onkel Herse aber wurde der Schwierigkeit enthoben, aus all den wunderbaren Verwickelungen der Geschichte eine Lösung zu suchen.

Der genialische Rathsherr war hiermit als ungeeigneter Pädagoge erkannt. Bald darauf (1819) übernahm der cand. theol. Simonis als Hauslehrer das Regiment über die Knaben. Ihn löste der Kandidat Schneider ab, der mit seinen Zöglingen den Charles douze las, und als Dritter endlich wurde ein Kandidat Scheibel gewonnen. Die straffere Zucht, welche die Hauslehrer einführten, bildete den Uebergang zum Schulzwang.

Reuter gesteht selbst, nie ein sehr eifriger Schulbesucher gewesen zu sein; dafür sei ihm als Strafe ein gewisses Unbehagen in die Seele geimpft: „Denn wenn ich jetzt in alten Tagen unruhig schlafe, und von bösen Träumen gequält bin, so habe ich mich entweder nicht präparirt oder irgend einer meiner vielen Lehrer hält mir ein schrecklich roth perlustrirtes Exercitium unter die Nase, das er mir schließlich um die Ohren schlägt, wonach ich dann stets erwache und Gott danke, daß ich nicht mehr nöthig habe in die Schule zu gehen."

Vierzehn Jahre alt, kam Fritz mit seinem Vetter August auf die „Gelehrtenschule" zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz. Die

Knaben waren hier der Obhut des Subrektors Gesellius anvertraut. Sie wurden als reif für die Tertia befunden, nur im Griechischen zeigten sich Lücken, so daß sie in diesem Gegenstand noch auf den Bänken der Quarta Platz nehmen mußten.

Bald hatte Fritz auch seinen Spitznamen — man kennt ihn aus des Dichters Schriften. Dr. Bossart, sein französischer Lehrer, fragte ihn: „Was kannst Du denn schon?" Stolz erwiderte er: „Ich lese den Charles douze." Seitdem hieß er selber bei seinen Mitschülern Charles douze oder auch „Korl Duß". Als er später nach Jena ging, hoffte er endlich diesen Spitznamen los zu werden, aber schon am ersten Abend begrüßte ihn in der Kneipe eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Süh, Korl Duß, wo kümmst Du her?" Und nun behielt er den Namen auch in der Burschen- und Festungszeit.

Das Schulhaus in Friedland trug als Inschrift den Hexameter: „Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit." Rektor war in jener Zeit Prof. Wegener, ein tüchtiger und beliebter Mann, dem die Schüler nach seinem Tode ein Denkmal mit lateinischer Inschrift setzen ließen.

Fritz wurde schon in Friedland am lebhaftesten von Geschichte und Mathematik gefesselt. In den alten Sprachen war er ein sehr schwaches Lumen. Im Lateinischen unterrichtete der Prorektor und spätere Pastor Karl Horn. Es ist der Mitbegründer der Burschenschaft. Unser Dichter hat 1858 mit ihm in der alten Musenstadt Jena brüderliche Freundschaft geschlossen.

Reuters Fleiß auf der Gelehrtenschule war lange nicht so groß wie seine Fähigkeiten.

Ein schelmischer Wildfang war er so recht im Element, wenn es ihm gelang, die Schulkameraden zu necken. Bei einem Ausfluge, den die „Gymnasten" nach Treptow unternahmen, wurde ihnen im Gasthof ein Streulager hergerichtet. Fritz schlich überall leise umher, nahm den Jungen die Stiefel weg und versteckte sie. Er lachte nicht wenig, als die Kameraden auf Socken herumliefen und Lärm schlugen, weil sie sich bestohlen glaubten. — Schon damals schloß er Freundschaft mit Karl Krüger. Dieser Hans Lustig hatte sich zur Unterhaltung ein „Gössel" angeschafft, das er in seiner Stube einquartirte. Der Dichter führte ihn später in der Vorrede zur Reis' nah Belligen als warnenden Kritikus ein und widmete „sinen ollen Fründ Korl Kräuger" die Dichtung Hanne Nüte „tau'm Gedächtniß

an de schönen Jungs- un Schauljohren." Krüger war bis zu seinem Tode Senator in Malchin, ein sehr origineller Herr, manchmal etwas wortkarg, in der Weinlaune äußerst gemüthlich. Reuter erzählte mal in Eisenach von ihm bei Tisch einen charakteristischen Zug. Seine Gemahlin fragte, ob denn der Sohn des Senators wirklich so ungezogen wäre, wie man sage. Reuter bemerkte: „Ick weit blot, hei hett mal 'ne Schiw intwei smeten, dunn kamm 'ne Fru hen taum Herrn Senator un verlangt 8 Groschen. Da, seggt min Fründ Krüger, da hewwen Sei jösteihn, — nu, Jung, gah hen un smit glik noch ein' intwei!" —

Michaeli 1826 wurde Fritz Reuter in die Sekunda versetzt. Damals war Zeichnen seine Lieblingsbeschäftigung; die Anleitung hierzu gab Gesellius. Allen Ernstes dachte er daran Maler zu werden, schenkte jedoch den Bedenken und Wünschen des Vaters Gehör. Es war besonders die Portraitkunst, in der Reuter Ueberraschendes leistete. Einen Achilleskopf widmete er einem Lehrer als Geschenk. Daneben wird aber auch von lustigen Karikaturen Friedländer Originale berichtet. Ein solches war das Urbild des köstlichen Läuschens „De Wedd", Bäckermeister Schramm, wie er in Wirklichkeit hieß. Noch jetzt wird in dem Städtchen die Uhr gezeigt, vor welcher der bethörte Meister eine Viertelstunde lang den Vers herbetete: „Hier geiht 'e hen, dor geiht 'e hen!

Die Neigung des Sohnes zur Malerei veranlaßte den Vater, einen Schulwechsel ins Auge zu fassen. Dazu kam noch ein äußerer Umstand: Gesellius wurde als Konrektor an das neuorganisirte Gymnasium in Parchim berufen; die Leitung dieser Anstalt übernahm Zehlicke, ein bedeutender Schulmann, der bis 1826 als Konrektor in Friedland gewirkt und dann zwei Jahre ein Prorektorat in Greifswald bekleidet hatte.

Diesen beiden hervorragenden Lehrkräften folgte Fritz Reuter, und mit ihm Karl Krüger, Ostern 1828 an das Friedrich Franz-Gymnasium. Auf diese rüstig aufstrebende Anstalt waren die Augen des Landes gerichtet. Von dem frischen Geiste, der dort Platz griff, geben noch jetzt die Darlegungen des Direktors in den Schulschriften von 1828 und 1833 lebendiges Zeugniß; die Einsicht in diese Schriften verdanke ich der Güte des Direktors Dr. Strenge. Uns interessirt hier vor Allem der deutsche Unterricht. Der Direktor verlangte, daß der Abiturient sich in der Muttersprache „in jeder Art der schriftlichen Darstellung, d. h. in der historischen, rednerischen, entwickelnden und

poetisirenden leicht, fließend und mit angemessener Würde ausdrücken könne. Damit er dies mit Freiheit und Bewußtsein zu thun vermöge, muß er mit den Regeln der verschiedenen Stile vertraut sein. Auch muß er die schöne Litteratur des Vaterlandes, wenn auch nur aus Proben, sowie die Verslehre kennen und, was daraus folgt, auch Verse machen können. Dichten aber schließt das Gymnasium ... schon aus dem Grunde aus, weil es sich nicht an die einzelne bevorzugte Natur anschließen, sondern allgemein für Alle geben muß, was Alle sich aneignen können." Von Wichtigkeit war der Grundsatz des Direktors bei den deutschen Ausarbeitungen: Er hielt es für ein verkehrtes Verfahren, dem Schüler durchaus unbekannte Stoffe zur Bearbeitung zu geben; dadurch werde für das Leben nur gehalt- und gedankenlose Wortmacherei herangebildet. Reuter wurde also früh daran gewöhnt, nicht in die Ferne zu schweifen, sondern naheliegende, ihm vertraute Gegenstände zur Darstellung auszuwählen. Und noch eine Bemerkung des Direktors soll herangezogen werden, um anzudeuten, in einer wie sicheren, zielbewußten Hand die Zügel des Schulregimentes lagen. Die Aeußerung bezieht sich auf die Privatlektüre in den fremden Sprachen: „Wir kümmern uns wenig darum, daß unsere Schüler nicht, wie es von einigen Schulen heißt, den Aeschylos und Euripides als Privatlektüre treiben; wir beruhigen uns damit, daß sie dem, was sie treiben, gewachsen sind, es mit selbstbewußter Besonnenheit treiben und Nutzen davon haben werden."

Auf dieses Gymnasium kam der 18jährige Reuter nach Parchim, der Geburtsstadt Moltkes, und es war für ihn werthvoll, daß er als „Hausschüler" zum Direktor Zehlicke in unmittelbare Beziehungen trat. In Friedland hatte er sich zuletzt etwas vernachlässigt, und auch an der neuen Anstalt ließen zu Anfang Fleiß, Pünktlichkeit und Ordnung zu wünschen übrig. Es war ihm schwer, lange bei den Büchern zu sitzen, und mit dem Frühaufstehen hatte es oft seine Noth; die Zeugnisse enthalten wiederholt den Vermerk, daß er zu spät gekommen sei. Um Entschuldigungen war er jedoch nie verlegen, und sie kamen so drollig heraus, daß er schon damals die Lacher stets auf seiner Seite hatte. Einige Sorgfalt ließ er nur den deutschen und mathematischen Arbeiten zu Theil werden. Dem Direktor war er ein „sehr lieber Hausgenosse", und in einem Schreiben an den Vater vom 16. August 1828 rühmte jener „seine gefälligen Sitten und sein gewiß gutes Herz." Seine Munterkeit hatte ihm die Liebe der ganzen Familie gewonnen.

1829 wurde er nach Prima versetzt und kam nun in Pension zum Konrektor Gesellius.

Auch dort bezauberte sein „freies, freundliches Wesen" alle Herzen. Sein Fleiß nahm jetzt einen merkwürdigen Aufschwung; in einem Briefe an den Vater vom Oktober 1830 bemerkt er, er habe in einer Woche mit Karl Krüger drei Nächte hindurch gearbeitet. Die Fortschritte gaben sich vornehmlich in den deutschen Arbeiten kund, die immer seine starke Seite waren. Die lateinischen und griechischen Arbeiten kamen hingegen meist recht „bunt" aus den Händen des Lehrers zurück. Die Sprache Ciceros eignete er sich nur mangelhaft an, hingegen wurde in den Zeugnissen sein Verständniß der Autoren hervorgehoben.

In Parchim traten schon die Keime des Reuter'schen Humors öfter hervor; es machte ihm Freude, Personen und Dinge in Wort und Bild lustig zu behandeln. Shakespeare war seine bevorzugte Lektüre. Ein Ausflug nach Rügen — Wilbrandt verlegt ihn irrthümlich in die Friedländer Zeit — war unserm Fritz der Lohn für eine gute Censur; der Aufenthalt in den herrlichen Buchenwäldern des meerumrauschten Eilands gab ihm die Stimmung zu einem schwungvollen Erstlingsgedicht über den Herthasee, den er in achtzeiligen Stanzen besang. Von einer Wanderfahrt der Primaner wußte mir noch ein Theilnehmer, Herr Senator Nerger in Malchin zu berichten. Das Ziel des Ausfluges war Körners Grab in Wöbbelin. In der Nacht wurden die jungen Leute auf Heulagern gebettet. Morgens erhob sich plötzlich ein Lärm, man hörte lautes Schelten: Die Bauersfrau beklagte sich bitter, daß Jemand in ihre Staatsstube eingedrungen sei, sich auf ihr schönes Himmelbett gelegt und dabei ihre kostbaren gesteiften Hauben mit goldenen Blumen zerdrückt habe. Sie verlangte sehr energisch Ersatz des Schadens und drohte mit Anzeige. Es kam heraus, daß Fritz Reuter der Sünder gewesen war. Um den beliebten Schüler vor Strafe zu schützen, gab Jeder sein Scherflein, so daß bald das zürnende Herz der Bäuerin beruhigt werden konnte.

Damals zog die Juli-Revolution ihre Kreise bis nach Parchim; die Unruhen veranlaßten die Einrichtung einer „Kommunal-Garde," in welcher der Direktor und auch der Primaner Fritz Reuter Patrouillen- und Wachedienste thaten. So wurde den unruhigen Elementen die Sache über, und bald war für Reuter der „Spaß" vorbei.

In Parchim wurde der Primaner in einen sehr anregenden gesellschaftlichen Verkehr hineingezogen; so öffnete sich ihm das Haus des ersten Bürgermeisters, Geh. Hofraths Wüsthoff. Dort gerieth zum

ersten Mal sein junges Herz in helle Flammen. Der „schöne blonde Kopf" des Töchterchens, des freundlichen Genius am Theetisch der Geh. Hofräthin, hatte es ihm angethan. Im 21. Kapitel der Festungstid, wie in der „heiteren Episode aus trauriger Zeit" erzählt er humorvoll von einem nächtlichen Liebesabenteuer auf einem jungen Pflaumenbaum, das mit einer argen Katastrophe endigte. Wie sagt doch Freund Fischer im „Gräflichen Geburtstag":

„Es ist 'ne alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem reißen die Hosen entzwei.

Zu diesem Mißgeschick kam noch eine warnende Botschaft von Adelheids Vater: „'Ne Empfehlung von den Herrn geheimen Hofrath, un wenn ick dat nich sin let un em de nachtslapen Tid nich günnen ded, denn zeigte hei't bi'n Schauldirekter an."

Adelheid Wüsthoff, Reuters Jugendgeliebte. Nach einer Zeichnung des Dichters, im Besitz von Prof. Wiggers.

Adelheids Bild trug er im Herzen, als er in Rostock die Universität bezog; er zeichnete es in schwarzer Kreide aus dem Gedächtniß und widmete es seinem Freunde, dem späteren Professor Dr. Julius Wiggers. Dem trefflichen Gelehrten und wackeren Volksmanne verdanke ich die Möglichkeit, ein nach diesem Blatt gezeichnetes Bild der Jugendgeliebten hier zu geben. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht die Festungszeit einen so gewaltigen Riß in Reuters Leben gemacht hätte. Thatsache ist jedenfalls, daß Adelheids anmuthige Gestalt ihm Tag und Nacht vor der Seele schwebte, daß unter dieser Neigung die ersten poetischen Knospen seinem Herzen entsprossen. Scherzend schrieb

er ihr später: „Dafür sind Sie mir nun aber auch für alle meine Poesien mit verantwortlich gemacht; alle bösen und guten Kritiken meiner opera gehen eben so gut auf Frau Hermes wie auf mich.“ Und ein ander Mal: Ihrem Sohne möchte sie sagen, „daß er irgendwo noch einen alten Onkel habe, der es mal recht sehr gut mit seiner Mutter gemeint.“

In dieser Zeit der ersten Jugendliebe hatte sich nun Reuter zur Abiturienprüfung vorzubereiten. Im Sommer 1831 meldete er sich zum Examen gemeinsam mit Franz Floerke, dem Sohn des Superintendenten in Parchim.

Das Thema für den deutschen Aufsatz lautete: „Ueber den Mißbrauch der Schwächen Anderer.“ Zehlicke gab der Arbeit das Prädikat „genügend.“ Er bemängelte das Mißverhältniß und den Uebergang zwischen Einleitung und Ausführung, erklärte aber gleichwohl, „daß es dem Verfasser weder an Gedanken noch an Gabe der Darstellung fehle.“ Dieses Urteil hat sich auch später als sehr richtig erwiesen! —

Für den lateinischen Aufsatz wurde dem Abiturienten das Thema gestellt: „Quibus rebus factum sit, ut Romani rempublicam amiserint.“ Inhaltlich war die Behandlung genügend, stilistisch nicht; die Form litt an Germanismen.

Auch der französische Aufsatz über „les suites de la guerre de trente ans“ war nach Steffenhagens Urtheil logisch entwickelt, sprachlich aber nicht genügend. Nicht genügend — trotz des Fundamentes, das einst Schneider Krenz und Uhrmacher Droz gelegt hatten! — Die mathematischen Aufgaben hingegen löste Fritz dermaßen, daß Gesellius erklärte, er besitze „zum weiteren Studium der Mathematik genügende Kenntnisse.“

Am 15. August 1831 „stieg“ er mit Floerke ins mündliche Examen. Beiden wurde das Zeugniß der Reife ertheilt. Von Reuters Betragen heißt es darin, er sei immer mehr bemüht gewesen, die Zufriedenheit der Lehrer zu gewinnen; der Fleiß war ungleich. Seine Kenntnisse wurden befunden in fremden Sprachen als nicht völlig genügend, in der Mathematik und in der Geschichte als genügend. Hervorgehoben werden in dem Zeugniß die „geistige Regsamkeit“ und „günstigen Anlagen“ des Abiturienten.

Von der Prüfung selbst wissen wir noch ein paar Episoden, die der Dichter in die letzten Kapitel der „Festungstid“ eingeflochten hat.

Sein Kamerad Franz Floerke wurde Bürgermeister und Hofrath in Grabow; er nahm hier den Delinquenten und später den Freigelassenen in alter Herzlichkeit auf — „Franzing, weitst woll noch?“ — Reuter erkannte im Dunkeln die Stimme des Freundes wieder, die er vor 8 Jahren zuletzt gehört hatte, als sie mit ihm Antwort geben sollte beim mündlichen Examen, wo Konrektor Gesellius die Frage stellte: „Wie viel Mal ist Konstantinopel erobert worden?“ — Und als beide glücklich durchgekommen waren, theilten sie mit einander die halbe Flasche Champagner, die ein Onkel dem Freunde zur Herzstärkung geschenkt hatte . . .

Seinem Lieblingslehrer und väterlichen Freunde, dem Konrektor Gesellius bewahrte Fritz Reuter auch späterhin ein herzliches Andenken. Ihm ist der erste Theil der „Stromtid“ gewidmet. Als Afinger des Dichters Büste vollendet hatte, ließ Reuter einen Abguß an seinen alten Lehrer senden, der große Freude darüber empfand. Bald darauf, am 1. Mai 1870, starb Gesellius.

Parchim sah unser Dichter wieder bei der Heimkehr aus siebenjähriger Festungshaft — mit welchen Empfindungen, das sagt er selbst: „Mine Lehrers von vördem nemen mi fründlich up — sei sünd vörher un nahher ümmer fründlich tau mi west — de Direkter namm mi mit nah Prima in de Klass'. — De Primaner kemen mi as pure Kinner vör, un doch, wenn ick't mi recht aewerläd, denn stunn ick mit mine dörtig Johr up den sülwigen Punkt, wo sei mit ehr achteihn stunnen, dat heit bet up dat, wat ick vergeten hadd. — Wo wiren mine schöne Johren blewen!“ —

Als das Gymnasium am 20. Oktober 1864 sein 300jähriges Bestehen feierte, bedauerte Reuter lebhaft, fernbleiben zu müssen, und sandte folgendes Telegramm:

„Den frohsten Gruß an Euch, Ihr Brüder!
Erhebt die Gläser! wieder! wieder!
Genießt des Augenblickes Gunst!
Doch denket ernst der treuen Meister,
Die, längst geschieden, einst die Geister
Geführt zu Wissenschaft und Kunst.“

Die Zeit in Parchim war für unsern Dichter der „glücklichste Abschnitt seiner Jugend,“ und die Stadt blieb ihm nach eigenem Geständniß ein „Hauptknotenpunkt seiner Phantasien.“

Ende der sechziger Jahre, als er arg vom Rheumatismus zu leiden hatte, erwog er den Plan, seine Schülerzeit zu beschreiben; er wollte dafür das Motto wählen, welches Friedrich Wilhelm I., wenn er gichtgeplagt zu Pinsel und Palette griff, unter seine Gemälde zu setzen pflegte, das Wort: „In doloribus pinxit“ — im Schmerze gemalt.

III.

Burschenschafter und Staatsgefangener.

Drei Semester nur waren unserm Studio vergönnt, eines in Rostock, zwei in Jena. Der Traum der Burschenherrlichkeit nahm gewaltsam ein Ende — ein trauriges Erwachen: Die Festungszeit begann.

Am 19. Oktober 1831 wurde Fritz Reuter zu Rostock unter Spittas Rektorat als akademischer Bürger, als Rechtsbeflissener eingeschrieben. Er belegte bei Türk Encyklopädie, bei Elvers Institutionen. Beide vermochten ihn nicht zu fesseln. Voll Selbstbewußtsein schrieb er an den Vater: „. . . In literarischer Hinsicht mußt Du mir meinen eignen Weg verzeihen; die Jurisprudenz, wie sie hier vorgetragen wird, würde mir ganz verleidet werden, wollte ich mich ihr mit meiner Kraft widmen, die, wie ich fühle, nicht unbedeutend ist.“ Dem Vater zu Gefallen schreibe er aber im Kolleg regelmäßig nach und beschränke im Uebrigen sein Studium auf den Mackeldey. Dagegen treibe er Mathematik und andere Schulwissenschaften mit Vergnügen.

Er hätte noch hinzufügen können, daß er öfter Fritzsche's Vorlesung über Aristophanes besuche; es war der Professor, welcher, wie Reuter erzählt, auf dem Studentenball bei Schleuder fröhlich nach der Melodie tanzte: „Ich und mein Fläschchen sind immer zusammen.“

In Rostock herrschte damals ein heiteres Burschenleben, in dessen Strudel sich Fritz Reuter und nicht minder sein Freund Karl Krüger mit offenen Armen stürzten. Der Dichter selbst entwirft von diesem Aufenthalt ein Bild im Vorwort der Reis' nah Konstantinopel:

„De Seestadt Rostock is de Up- und Dal-Sprung för jeden richtigen Meckelbörger. Ok min Upsprung is sei mal west, as ick von de groten Schaulen 'ne Tram höger up de Universität hüppen ded; aewer dat is all lang her, um wi weiten uns nich mihr recht dorup tau besinnen, vör Allen nich up Elwersen sine Institutschonen.

Aewer dat weit ick doch noch, dat wi Studenten en idel lustig Lewen führen deden, dat wi uns bi Nachtslapentid mit de Krewt 'rümme jogen, dese ollen, braven städtischen Krigsknechts, de dunn nich mihr roth, ne, all blag wiren, un dat wi ok Finstern insmeten. Wie lösten de grote sociale Frag' un stift'ten 'ne „Allgemeinheit" unner uns, de de ßackermentschen Konstantisten un Vandalen schändliche Wis' de „Gemeinheit" näumen deden. Wi lösten noch annere sihr wichtige Fragen, wenn wi in unsere „Kränzchen" tausamen seten, taum Exempel up mine Stuw (Reuter wohnte in der Lagerstraße) de wichtige Frag: „Was ist die Ehre?" würden aewer so bald nich flüssig doraewer, as Sir John; aewer mi treckten sei dorbi 'ne Kus' ut, denn, as mine allgemeinen Frünn von mi furt gungen, hadd ick as Boß „die Ehre", de Zech tau betahlen. Wie gungen mit Fackeln von Korlshoff in de Stadt herin nn sungen dat erhebende Lied: „Höret die Geschichte von der Wasserfluth," un as wi up den ollen Mark kemen gegen den ollen scheiwen Petrithorm, dunn wiren de Vers' all, un ick makte in de Geschwindigkeit noch einen dortau:

„Da schickt der Noah 'ne Taub' hinaus,
Die bracht' en grünes Blatt nach Haus."

Un wat uns' Oberst was, de sel Pastor Knitzky tau Groten-Varchow de kamm nah mi ranne un kloppte mi up de Schuller un säd: so süll ick man bibliwen, denn würd woll wat ut mi warden, un wenn ick so'ne Vers' mihr maken künn, so smet dat en Licht up de Allgemeinheit, un't gereikte ehr tau'ne Freud' un tau 'ne Ihr; un ick makte denn ok noch fix en Stückerner fiw Vers' wider, de ick aewer Gott sei Dank! vergeten heww.

Hier mag eine kleine Geschichte eingeschoben werden, die Reuter einem Herrn in Treptow einst erzählt hat; von dessen Tochter, Frau Elisabeth Quodbach zu Stettin, ist sie mir freundlich zugekommen: Es lebte in der Umgebung von Rostock ein alter, den Musensöhnen wohlbekannter Bauer, der, früher wohlhabend, durch schlechtes Wirthschaften, namentlich durch Vorliebe für Trunk und Spiel an den Bettelstab kam. Er mußte Alles verkaufen, und nur einen alten steifen Esel ließ man ihm aus Barmherzigkeit oder auch, weil mit dem Thier nichts mehr anzufangen war. Trübselig zieht der Bauer nun auf der Landstraße dahin, — der Esel am Stricke hinterher, um auf dem Rostocker Viehmarkt verkauft zu werden. Dem Alten waren Studenten gefolgt; in einem günstigen Augenblick schleichen sie leise hinzu, es gelingt ihnen, den Esel freizumachen,

während einer der Burschen in das Zaumzeug schlüpft, ohne daß der Bauer etwas gewahr wird. Erst wie er in Rostock ankommt und den Studenten am Strick hinter sich zieht, wird er durch das Jubeln und Schreien der Leute aufmerksam, dreht sich um und ist starr vor Schreck. Der Student aber läßt ihm nicht Zeit zum Besinnen, er fällt ihm um den Hals und nennt ihn unter Thränen seinen Retter: „Ich war nämlich früher — so spricht er zu ihm — grad solch schlechter Kerl wie Du, mochte nichts thun und konnte das verdammte Spielen und Trinken nicht lassen. Eines Tages war Alles verloren, und da hat mich aus Wuth Einer in einen Esel verwünscht; in dessen Haut sollt' ich so lange stecken, bis mich mal wieder Jemand als letztes Hab und Gut verkaufen würde. Du bist mein Erlöser geworden. Aber nun wollen wir uns auch bessern und nicht wieder in unser Laster verfallen — sonst werd ich aufs Neue in einen Esel verwandelt, und davon hab' ich nun gerade genug." Der Bauer ist tief gerührt und wird in einem fröhlichen Gelage als Befreier des Bruders Studio gefeiert, natürlich auch für den Verlust des Esels schadlos gehalten. Später findet er ein Unterkommen auf einem benachbarten Gute. Nach einigen Wochen muß er im Auftrage seines Herrn wieder nach Rostock. Da erblickt er auf dem Wochenmarkt seinen alten Esel, gespannt vor einen Gemüsewagen. Er traut seinen Augen nicht, geht näher heran, betrachtet ihn von allen Seiten — ja, kein Zweifel, es ist sein alter Esel! Er blickt ihn traurig an, zieht ihn bei den langen Ohren und sagt: „Lüchting, Lüchting, hest Du all wedder spelt?" —

Reuters Semester in Rostock ging bald zu Ende. Aus dem Abgangszeugniß ersieht man, daß Beschwerden gegen ihn nicht eingelaufen, und daß er der „Theilnahme an einer verbotenen Verbindung nicht verdächtig" geworden war.

Nun wandte sich der „Musensohn" nach Jena, dem Ziel der Sehnsucht jedes echten Studenten. Noch im Alter ging ihm das Herz auf, wenn er der wunderherrlichen Tage gedachte an der Saale hellem Strande:

„Ach Jena, Jena! lieber Sohn,
Sag' mal, hört'st Du von Jena schon,
Hast Du von Jena mal gelesen?
Ich bin ein Jahr darin gewesen,
Als ich noch Studiosus war;
Was war das für ein schönes Jahr!

Und nun umfing ihn der Zauber der thüringischen Musenstadt. Am 25. Mai 1832 hatte ihn der Prorektor Reinhold immatrikulirt, zusammen mit dem Freunde Karl Krüger, der in einem Hause mit Reuter Quartier nahm. Im Sommer hörte unser Studiosus bei Prof. Schröter „mit Fleiß und Aufmerksamkeit" Institutionen, im Winter Pandekten.

Am 23. Juli 1832 wurde Reuter in die Burschenschaft aufgenommen, die sich an demselben Tage in Germanen und Arminen trennte. Jene umfaßten die Stürmer und Dränger, diese die gemäßigten Elemente, die man als „Schwanenritter" verhöhnte. Reuter trat der Germania bei. Er kümmerte sich jedoch weniger um die Verbindungs-Angelegenheiten, als um das eigentliche studentische Treiben — galt doch noch immer das alte Wort: „In Jena weiß man frei und burschikos zu leben!" Und unser Studio stand seinen Mann! Wie flott schwang er sein Rappier, sei's auf dem Forum von Jena, sei's im Bierdorf Ziegenhain:

„Weitst woll? Hest mi mol sekundirt.
Tau Ziegenhain bi Jena wir't.
. . . Un ümmer dacht ick so bi mi:
Süh, Körling Bohm, de stunn di bi;
En trugen Fründ fall gellen!
Vel beter is in Fällen
En richt'gen Sekundanten
As Unkel un as Tanten." —

1864 schrieb Reuter in einem Briefe: „In Ziegenhain war's, als ich den Cornelius Jäger anderthalb Zoll tief unter der Achselhöhle mit dem Pariser kitzelte und eben ausreißen wollte, weil der Ruf ging: Axillaris durchstoßen! Da kam dieser tiefgebildete ärztliche Menschenfreund, (der spätere Oberstabsarzt Bayer) zu mir, legte seine Hand auf meine bebenden Schultern und sagte: „Es ist kein Arterien-, es ist nur Venen-Blut." Und ich trank durstig aus diesem Trost-Becher."

Nicht minder übten Thüringens landschaftliche Reize, seine malerischen Berge mit den alten Ruinen, seine traumdunklen Wälder ihren Zauber auf Reuters Gemüth. Ein Besuch der Rudelsburg gab ihm die Anregung zu der Ballade „Der Burggeist auf der Rudelsburg."

Verhängnißvoll für Reuter wurde seine Zugehörigkeit zur Burschenschaft Germania, die sich in ihrer Art mit Politik beschäftigte.

Sie hatte das Fest auf der Hambacher Schloßruine (27. Mai 1832) beschickt, sie feierte die Gedenktage der Julirevolution und des polnischen Aufstandes. Freilich saß Reuter weder im Vorstande, noch war er einer der Sprecher oder Eingeweihten. Und wenn im „Kränzchen" einmal auf revolutionäre Dinge die Rede kam, so entwickelte er, nach seiner eigenen späteren Aussage, die „Idee einer zu hoffenden Repräsentativ- oder konstitutionellen Verfassung in Deutschland."

Nach einigen Ausschreitungen in der Weihnachtszeit und fortgesetzten Reibereien und Krawallen kam es in der Nacht zum 21. Januar 1833 auf dem Eichplatz in Jena zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen Germanen und Arminen.

Am 23. Januar rückte ein Militärkommando in die unruhige Musenstadt ein, und mehrere Professoren, so auch von Schröter, schlossen ihre Vorlesungen. Reuter schied freiwillig aus der Burschenschaft aus und verwandte seine Zeit auf Porzellanmalen, wozu er bei Schirmer Unterricht nahm.

Als dann der Universitäts-Kurator von Ziegesar in Jena erschien, um die Untersuchung einzuleiten, ward vielen Studenten der Boden zu heiß, und sie verließen die Stadt.

Noch unterm 16. Februar wurde unserm Studio vom Prorektor ein Sittenzeugniß ausgestellt, worin man ihm bezeugte, daß außer einer zweimaligen Geldbuße eine sonstige Strafe ihn nicht betroffen habe. Am 19. Februar wandte er sich nach Camburg in Meiningen und blieb dort bis Ende April; nur einmal machte er einen Ausflug nach Halle und Leipzig.

Am 3. April 1833 erfolgte das Frankfurter Attentat, der Sturm der Hauptwache zur Befreiung politischer Gefangener. Das Unglück wollte, daß auch einige frühere Germanen sich unter den Theilnehmern befanden. Das Ereigniß wurde das Signal zur großen Demagogenhatz. „Der Wagen," — schrieb unser Dichter später — „sollte nun einmal rückwärts geschoben werden, und dazu wurden die Räder mit unserm Fett eingeschmiert." Die eingesetzte „Central-Untersuchungs-Kommission" hielt fürchterliche Musterung unter den ehemaligen Burschenschaftern. Reuter, der vom Frankfurter Attentat erst aus den Zeitungen etwas erfuhr, trug sich mit dem Plan, in München seine Studien fortzusetzen; der Vater rief ihn aber in die Heimath zurück. Die preußische Regierung in Merseburg hatte kein Bedenken, ihm einen Reisepaß auszufertigen; sie legitimirte ihn darin ausdrücklich als unverdächtig." In den äußeren Kennzeichen, die der

Paß angiebt, heißt es unter anderm, er habe schlanke Statur (5 Fuß 7 Zoll), hellblondes Haar, blaue Augen, blonden Bart und trage eine Brille.

Im Sommer 1833 blieb Reuter zu Hause. Dann glaubte er sich allmählich in Sicherheit und gedachte seine Studien wieder aufzunehmen. Am 5. Oktober stellten ihm Bürgermeister und Rath von Stavenhagen ein Sittenzeugniß aus und bestätigten, daß er seit Mitte Mai in der Heimath sich aufgehalten habe. Am 13. Oktober zeigte er seinen Paß beim Berliner Polizeipräsidium vor. An den Universitäten Berlin und Leipzig wurde er nicht aufgenommen und schrieb seinem Vater, er möchte nach Zürich gehen. Am 18. Oktober ersuchte ihn der Vater dringend heimzukehren, und Fritz fuhr nun über Delitzsch nach Berlin zurück.

Hier war er, wie ein Freund mir versichert, entschieden zu unvorsichtig; er ließ sich an Orten sehen, wo er von der Polizei bemerkt werden mußte. Und 1862 sagte er selbst in einem Briefe: „Jene Tage in Berlin waren der wildeste Abschnitt meines Lebens, und erst auf der verdammten Haus- und Stadtvogtei gingen mir die Augen auf.“ Am 31. Oktober 1833 wurde er verhaftet.

Drei Jahre später schrieb er an diesem Tage: „Mein lieber Vater, wenn ich dem obigen Dato fluchen sollte, so wäre es mir wenigstens zu verzeihen, und ich würde es thun, wenn ich nicht bedächte, daß der Tag, der mich vor drei Jahren in den Kerker warf, vielleicht eine Menge von Menschen beglückte; mich hat er namenlos unglücklich gemacht, er hat mir Gesundheit und Lebensglück und — was noch schlimmer ist — auch Lebensmuth geraubt.“

Anfangs warf man unsern Fritz in der Stadtvogtei mit „Umhertreibern“ zusammen, und sein Vetter Ernst, der damals in Berlin chemische Vorlesungen hörte, that daher Schritte, seine Lage zu verbessern und ihm als Selbstbeköstiger „eigenes Quartier“ zu verschaffen. Auch Fritzens Schwester Sophie weilte gerade in Berlin, im Hause eines Verwandten, des Dr. Marggraff. Sie sprach ihren Bruder einmal in Dambach's Gegenwart, und dieser erklärte: „Sagen Sie Ihrem Vater: Ihr Bruder ist der verstockteste Mensch, der mir vorgekommen.“ Reuter bemerkte schlagfertig und tapfer: „Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Kriminalrath, wird meine Schwester unserm Vater sagen, daß ich Niemanden verrathe!“

Im bürgermeisterlichen Hause zu Stavenhagen herrschte mittlerweile begreifliche Unruhe. Die Rathsakten, die ich einsah, enthalten noch mancherlei Erinnerungen an diese Zeit. Zunächst war dem

alten Reuter mehrfach die Kehrseite der herrlichen Tage von Jena vor Augen getreten in Gestalt unbezahlter Rechnungen und Schuldscheine. So meldete sich als Gläubiger des Studiosus der vormalige Wirth zu Zwatzen bei Jena und verlangte für Speisen und Getränke die Summe von 19 Thlr. 21 Groschen 10 Pf. Da der Abgang des Sohnes „sehr schnell und unerwartet" gekommen sei, so wandte er sich an den Vater.

Ernster ist folgendes Aktenstück:

„Friederich Franz von Gottes Gnaden Großherzog von Mecklenburg 2c.

Unsern gnädigsten Gruß zuvor! Veste, Ehrenveste und Hochgelahrte liebe Getreue.

Wir geben euch aus den urschriftlichen Anschlüssen zu ersehen, was wegen Theilnahme mehrerer Mecklenburger, namentlich des Studiosus Karl Krüger aus Malchin, an der staatsverrätherischen Verbindung der Germanen in Jena, von der Großherzoglich Sächsischen Landes-Regierung zu Eisenach und der Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt a. M. anhero angezeigt worden ist, und committiren euch im gnädigsten Special-Befehl: die in den Anlagen näher bezeichneten Individuen, sollten sie auch nicht alle zu eurem Gerichts-Sprengel gehören, ungesäumt zur Untersuchung zu ziehen und über das Wesen und Treiben der gedachten Verbinduug, sowie über ihre persönliche Theilnahme an derselben gründlich zu vernehmen, demnächst aber von dem Fortgang oder Ausgang dieser Untersuchung zu berichten. Wornach 2c.

Gegeben durch Unsere Regierung, Schwerin, den 16. November 1833.

Friederich Franz.

An G. v. Brandenstein."
die Justiz-Canzlei
zu Rostock.

Karl Krüger erging es besser als unserm Dichter, er kam, wie man zu sagen pflegt „mit blauem Auge", mit kurzer Haftstrafe davon.

Bei den staatsgefährlichen „Individuen" das Dekretes dachte man auch an Fritz Reuter, der bei Erlaß des „gnädigsten Specialbefehls" allerdings schon hinter Schloß und Riegel saß. Dies war der Mecklenburgischen Regierung noch nicht bekannt. Die Rostocker Justiz-Kanzlei ersuchte daher den Stavenhäger Magistrat noch unterm 14. December 1833, ihr binnen zwei Wochen über den gegenwärtigen Aufenthaltsort des Studiosus Fritz Reuter zu berichten.

Auf eine Anfrage an den Vater übergab dieser das folgende noch unveröffentlichte Erwiderungsschreiben zunächst der städtischen Behörde:

„Mein Sohn der Studiosus juris Fritz Reuter ging zu Anfang Oktober d. J. von hier nach Berlin, um daselbst seine Studien fortzusetzen, schrieb mir aber von dort, daß er, weil mehrere Mitglieder der früher in Jena unter dem Nahmen „Germania" bestandenen Verbindung, in Berlin arretirt seyen — und dazu hat er leider auch gehört — nach Leipzig gehen werde. Von Leipzig aus meldete er mir sodann, daß er sich auch dort nicht sicher halte, weshalb ich seine sofortige Rückkehr verlangte. Auf dieses hatte der Unvorsichtige sich einige Tage in Berlin aufgehalten und ist daselbst am 31. Oktober d. J. verhaftet, zur Untersuchung gezogen, und befand er sich am 17. d. M., wo ich mich nach dem Schicksale meines unglücklichen Sohnes persönlich erkundigte, daselbst leider noch in Verhaft und Untersuchung. Ein hochstehender Staatsbeamter gab mir zwar den Trost, daß die Strafe meines Sohnes, da er kein Führer und Leiter der obgedachten Verbindung gewesen, so viel für jetzt vorabzusehen, nicht von großer Bedeutung sein könne, und äußerte er sich überhaupt dahin, daß bisher das Ergebniß der Untersuchung gegen ihn und mehrere andere Mitglieder der Germania noch nicht hochverrätherische Umtriebe, sondern bloße Thorheiten leichtsinniger Jünglinge gewesen, erklärte aber auf meine Anfrage, daß man ab Seiten der Königlich Preußischen Regierung, falls die Großherzoglich Mecklenburgische Regierung die Auslieferung meines Sohnes beantragen sollte, diesem Antrage nicht zustimmen*) werde, wohl aber ward mir einige Hoffnung dazu, daß mein Sohn gegen Caution dahin, daß derselbe sich der Untersuchung und ev. Bestrafung nicht entziehen werde, vielleicht die Erlaubniß erhalten dürfte, in Berlin seine Studien fortzusetzen, worauf ich denn auch bei der dortigen Ministerial-Commission kurz vor meiner Abreise von Berlin antrug und der desfallsigen Resolution entgegensehe.

Unbemerkt kann ich es übrigens hierbei nicht lassen, daß die gedachte, unter dem Nahmen Germania in Jena bestandene studentische Verbindung, nicht minder eine ähnliche unter dem Nahmen Arminia Jahre lang daselbst existirt hat, und unter allen Studirenden nicht blos, sondern auch dem publico daselbst so bekannt gewesen seyn soll, daß jeder ihre Abzeichen gekannt hat, und doch hat der akademische

*) In den Akten steht ein anderes, unleserliches Wort.

Senat daselbst diesem Unwesen nie gesteuert, ist noch weniger zur Aufhebung dieser Verbindung jemals eingeschritten, und hat derselbe so durch eine höchst unzeitige Indulgenz hunderte von leichtsinnigen Jünglingen, die die Sache bei einer solchen Oeffentlichkeit weder unrecht noch strafbar, vielmehr als stillschweigend erlaubt betrachteten und betrachten mußten, ins Verderben und ihre Angehörigen um ihre Ruhe und ihre besten Hoffnungen gebracht.

Gar sehr betrübt es mich, daß die Untersuchung gegen meinen Sohn von einem ausländischen Gerichte geführt wird, ich muß aber leider nach denen mir gewordenen Nachrichten jede Bemühung zur Auslieferung für vergeblich halten, und da ich fürchte, daß etwaige desfallsige Anträge nur die Zeit seiner Untersuchung und Verhaftung verlängern dürften, so sehe ich mich genöthigt und halte ich es fürs Beste davon abzustehen.

Mit der vollkommensten Hochachtung verharre ich
des wohllöblichen Magistrats zu Stavenhagen

Stavenhagen, den 21. December 1833. ganz ergebenster
Reuter, Bürgermeister."

Der Magistrat berichtete der requirenden Justiz-Kanzlei zu Rostock dementsprechend und fügte zugleich das Schreiben des Vaters im Original bei.

Die Hoffnungen auf eine Freilassung gegen Kaution oder auf eine Auslieferung an das Heimathland waren vergeblich. Preußen requirirte zwar überall seine Landeskinder, gab aber fremde nicht aus den Händen.

Diese Demagogenverfolgungen bilden das häßlichste Blatt in der Geschichte der dreißiger Jahre.

Der Justizminister von Kamptz und seine Leute, der Inquirent „Unkel Dambach", der Referent von Tschoppe, der aus den Akten den „gruglichen Hochverraths-Conat" herausdrechselte und später im Wahnsinn starb, der „blutige" Kammergerichtspräsident Kleist waren die Schrecken der armen Burschenschafter, die es gewagt hatten, am hellen lichten Tage die deutschen Farben zu tragen.

„Dunnmals, herute reten ut dat schöne, junge, frische Studentenlewen, üm achter Bleckkasten, Slott un Rigel jeden Sünnenstrahl von Leiw tau vermissen, üm as 'ne Dreihörgel, de dagdäglich mit twölf Gröschen in Pust un in Gang hollen würd, de Melodie uptauspelen, de de Herr Kriminalrath Dambach vör't hochpreißliche Kammergericht

singen wull . . ." Wie trefflich verstand es Onkel Dambach, „ut uns dummen Jungs die swönnsten politischen Verbrekers herute tau unnersäuken, de allseindag den preußschen Staat un den leiwen Bundesdag bet dicht an den Afgrund bröcht hewwen." Und die jungen Burschen gestanden in der unschuldigsten Aufrichtigkeit, nicht bloß was sie gethan, nein auch was sie gedacht und gefühlt hatten.

Neujahr 1834 kam Reuter in die Hausvogtei, wo ihn die elendeste Zelle mit hartem Strohsack erwartete. Die schmähliche Behandlung, die ihm hier zu Theil geworden ist, konnte selbst das versöhnliche Herz des Dichters nicht ganz vergessen: Wir waren doch eigentlich auch Menschen, wenn auch nur „schwarz-roth-goldene". Von den Versen, in denen sich damals sein bitterer Groll entlud, sagte er später: „Taum Glück för mi klingen dese Gedichte in minen Harten nich mihr wedder."

Fritz Reuter hatte als Official-Vertheidiger den Justiz-Kommissions-Rath Kunowsky erhalten; der machte dem Unglücklichen Hoffnung auf Auslieferung an Mecklenburg, vernachlässigte aber hinterher seine Pflicht dermaßen, daß er nicht mal auf die Briefe seines Schutzbefohlenen Antwort gab. Und als Fritz selbst das Kammergericht ersuchte, an seine Landesregierung schreiben zu dürfen, um eine diplomatische Vermittelung herbeizuführen, wurde ihm die Erlaubniß dazu strikte verweigert.

Nach 13 Monaten fand in Gegenwart des Vertheidigers Schlußverhör statt. Der Justiz-Kommissionsrath erklärte, Reuter müsse ausgeliefert werden, und berief sich auf das preußische Landrecht. Der Inquirent bemerkte, es sei über diesen Fall eine neue Verordnung (Beschluß der Wiener Konferenz vom Herbst 1834) herausgekommen. Herr Kunowsky entgegnete, dies Gesetz könne nicht rückwirkende Kraft haben; es wurde erwidert, man wolle ihm das später auseinandersetzen.

Am 12. November 1834 wurde Reuter — ohne Urtheil — nach der Festung Silberberg in Schlesien abgeführt. Die Tage vergingen ihm hier wie Jahre in dumpfem Brüten über sein Schicksal; und die alten Kasematten hatten auch ihre „Unbequemlichkeiten". Die rauhe Luft in Silberberg bekam ihm nicht, er kränkelte, und seine Leidensgefährten wachten oft Tag und Nacht an dem Lager des Fiebernden.

Endlich, am 4. August 1836, wurde das Urtheil des Kammergerichts veröffentlicht: Von 204 Angeklagten waren 39 zum Tode verurtheilt, unter ihnen — Fritz Reuter!

Man hatte bei der Untersuchung zwischen „gravirten und nicht gravirten Verbindungen" unterschieden. Reuter wurde den „weniger Gravirten einer gravirten Verbindung" zugerechnet. Man hielt daher die „einfache" Todesstrafe als ausreichend für ihn!

Das Urtheil gegen den Unglücklichen lautete:

„In Betracht, daß der Inquisit nichts gethan hat, was unmittelbar und zunächst den gewaltsamen Umsturz des preußischen Staates bezweckt hätte, hat gegen den Inquisiten wegen Theilnahme an einer den gewaltsamen Umsturz der Verfassung des preußischen Staates bezweckenden Verbindung und wegen Beleidigung Sr. Majestät des Königs nur auf die einfache Todesstrafe, die Strafe des Beils erkannt werden müssen, außerdem aber auf Konfiskation seines Vermögens."

Die Majestätsbeleidigung wurde gefunden in dem Gesang einer Strophe, die Reuter, wie er ausdrücklich erklärte, gar nicht gekannt habe.

Mitgetheilt wurde das Urtheil den Festungsgenossen erst am 28. Januar 1837 in der Stadt Silberberg durch den Direktor Frankenstein vom Land- und Stadtgericht. Im Anschluß daran verlas er die Kabinetsordre, welche das Todesurtheil gegen Reuter in 30 Jahre Festungshaft, unbeschadet des Rechts auf Appellation, umwandelte.

„So'n Present — schreibt der Dichter in der „Festungstid" — kann Keiner richtig taxiren, as Einer, de all drei Johr un irst drei Johr seten hett. De Utsicht was slimm, de Insicht slimmer."

30 Jahre Festungshaft! Es standen aber auch böse Dinge in den Akten; das hat später einmal — Zacharias Bräsig erfahren, als er die Bekanntschaft der Berliner Polizei machte und einer „Attestation seiner Qualifikation" bedurfte; er gab als Referenz einen „Gewissen" in Neubrandenburg an — „einen alten Mitkollegen, der sich im zurückgezogenen ökonomischen Zustand mit Schriften befleißigt, indem daß er davon seine Nahrung sucht." Da schleppte ein Referendarius einen Stoß Personalakten von diesem „Gewissen" heran, „und zwei „Unterrewerendariusse" brachten noch zwei Stöße hinterher: „Wissen Sie, daß dieser Gewisse gesessen hat?" Und ich sage: „Ja", sage ich, „denn er fängt seine Geschichten ümmer an: Als ich noch auf der Hausvoigtei saß, oder: als ich noch auf dem Sülwerberg studirte." — „Wissen Sie auch, worum er gesessen hat? . . . Er wird es nicht Jedermann auf der Nase binden; aber hier steht's All drin, wie er schon in seinem 19. Jahre in seiner natürlichen Boshaftigkeit

so weit ging, den Anfang seiner Missethaten mit der Umstürzung der ganzen preußischen Monarchie und des deutschen Bundestages zu beginnen, indem daß er am hellen Tage auf einer deutschen Universität mit den deutschen Farben umherging. Hier in diesen Akten steht's, wie er dafor zum Tode durch das Beil verurtheilt, nachher aber mit einer dreißigjährigen Gefängnißstrafe beschenkt worden ist, von die er aber leider nur 7 Jahre gesessen hat, und darauf zur Freude seiner Angehörigen als abschreckendes Beispiel in die Welt retuhr gestoßen worden ist. — Und solchen Menschen wollen Sie for sich zum Bürgen stellen?" — Na, Unkel Bräsig merkte sich diese amtliche Auskunft, und als er den „Gewissen" in der Goldenen Kugel zu Nigenbramborg in gebildeter Gesellschaft wiedersah, machte er ihm ordentlich den Standpunkt klar: Da drehte ich mir zur Gesellschaft um: „Meine Herrens, nennen Sie das einen Freund, for den man sich vor dem Herrn Polezeipresedenten in Berlin schaniren muß? Estimiren Sie das for einen Freund, der mit 19 Jahren die ganze preußische Monarchie und den wohllöblichen Bundestag hat umstürzen wollen?"

Doch zurück zum „Sülwerberg." Unser armer Staatsgefangener hatte auf das Recht einer Berufung verzichtet, um die Zeit seiner Qual nicht noch zu verlängern. Seine Stimmung war trostlos. Schon am 31. Oktober 1836, an welchem Tage er vor drei Jahren verhaftet worden war, hatte er dem Vater geschrieben: „Ich bin auf dem Wege, mir einen passiven Muth zu verschaffen, dessen Höhepunkt völlige Apathie sein wird."

Diese Stelle deutet das traurige Leiden an, in welchem der Unglückliche Selbstvergessen sucht, und dem er auch später immer wieder anheimfiel. Auf der Festung Magdeburg suchte sein Freund König das Leiden zu bekämpfen; es wäre, wie er nachmals der Wittwe des Dichters schrieb, auch gelungen, wenn Arzt und Inspektor mit ihm zusammengegangen wären.

Reuters treue Gefährten auf dem Silberberg waren Wuthenow, mit dem er 1855 noch als Redakteur in Berührung kam, und Wachsmuth, der spätere Amtsgerichtsrath und Abgeordnete, der Schwager des „Kapteihn." Wachsmuth schrieb einmal, als Reuter schon mit seinen Dichtungen die Welt erfreute: „Korl Duß, Du bist eigentlich das lebendigste Argument gegen die Todesstrafe; denn was hätte unser Volk an Dir verloren, wenn man uns damals dem Urtheil gemäß zum Tode verurtheilt hätte!" . . .

Und der Dichter sprach 1867, als der schwarz-roth-goldene Traum

der Burschenschafter schon zum Theil sich verwirklicht hatte, in einem Briefe an den Genossen vom Silberberg die Worte: „Die Geschichte, wie sie sich im verflossenen Jahre vollzogen hat, hat uns ein schönes Zeugniß ausgestellt, daß wir doch nicht die idealen Thoren und Schwärmer gewesen sind, wozu uns die abscheulich lederne, metternich-russische Epoche der preußischen Geschichte unter Friedrich Wilhelm III. so recht mit Behagen stempeln wollte."

Im Februar 1837 wurde Reuter von Silberberg nach Glogau überführt. Hier setzt die „Festungstid" ein.

Es gilt an dieser Stelle nicht, die ganze traurige Epoche im Leben unseres Dichters darzustellen; hat er sie uns doch selber, „von den Disteln Feigen pflückend," im Sonnenlichte seines Humors geschildert. In späteren Abschnitten wird noch von Reuter's Thun und Treiben während dieser Zeit die Rede sein; hier sollen die mehr äußeren Dinge berührt und einige Randbemerkungen angeschlossen werden.

Im März 1837, nach 6 Wochen, wurde unser Staatsgefangener nach Magdeburg transportirt; wider alles Recht brachte man ihn ins Inquisitoriat. „Unseliger Mensch," begrüßten ihn die Freunde, „wie kommst Du hierher?" Bei der Einlieferung erfolgte eine strenge Visitation; es wurden ihm die Uhr, etwaige Kostbarkeiten und „gefährliche Instrumente" abgenommen — zugleich auch seine Zeichenmaterialien, die also entweder als Pretiosen oder gefährliche Instrumente betrachtet wurden. Seine Kasematte lag im untersten Stock und war 12 Fuß lang, 6 Fuß breit; die Decke enthielt ein winziges Fensterchen, die Thür das obligate Guckloch. In den Löchern, in welche der Kommandant Graf Hacke die verhaßten „Demagogen" sperren ließ, fehlte es nach amtlicher Feststellung an Dreierlei: an frischer Luft, Licht und Wärme. „Keinem was infollen, dat wi, wenn wi dörtig Johr assitten füllen, doch ok dörtig Johr lewen müßten!" — „Als wir eingesperrt wurden," sagt Reuter, „gab's unter uns noch keine Demokraten, aber im Gefängniß wurden wir Alle Demokraten."

Ein Jahr lang blieb der Aermste in „dese Spitzbauwenanstalt von Inquisitoriat."

Dann — im Februar 1838 — wurde er von den „Schandoren" auf eine neue Festung geschleppt, mit ihm sein Freund, der „Kapteihn", der damalige Auskultator und spätere Justizrath Schultze. Humoristisch zeichnet der Dichter in der Vorrede zur „Reis' nach Belligen" sich selber als „Königlich preußischen Staats- und Stubengefangenen":

Ein erbarmungswürdiges Subjekt, von einem zerrissenen Schlafrock umhüllt, von zerrissenen Pantoffeln getragen, hinter ihm ein kgl. preußischer Unteroffizier, der, sobald er nur ein Wort sich erlaubt, ihm — schwapp! — aufs Maul schlägt...

Wieder ging es nach Berlin, und nach Onkel Dambachs Palais in die Hausvogtei — „nich taum irsten, ne! taum annern Mal!" Vier bitterkalte Februar-Nächte lagen die beiden Freunde in ungeheizter Zelle auf dem nackten harten Fußboden, Arm in Arm! „Dat Unglück smädt de Minschen höllisch dicht tausam."

Endlich Erlösung. „Weg — weg! Wohen? Wi wüßten 't nich; aewer man weg — weg!" Die Reise führte nach Osten, nach Graudenz.

„Ich seh' aus Ihren Papieren, daß Sie ordentliche Leute sind, und Sie sollen's hier auch gut haben, denn meine Sache ist es nicht, Leute, die im Unglück sind, noch mehr hinunter zu treten." Wie wohl thaten den Aermsten diese menschenfreundlichen Worte aus dem Munde des Kommandanten Generals von Toll. Die köstliche Schilderung der Graudenzer Periode nimmt fast die Hälfte der „Festungstid" ein. Im Verkehr mit lieben Genossen erwachte wieder heitere Lebenslust und auch Freude an der Arbeit. Reuter hatte sich damals einen Weckapparat eingerichtet, um die Morgenstunden zu verlängern. Die Jurisprudenz freilich beschäftigte ihn wenig, er hatte schon innerlich von ihr Abschied genommen. Und wenn er mal zu Höpfners Kommentar griff, so that er es mehr wegen der beruhigenden Wirkung: „Obgleich ich 7 Jahre hindurch jeden Tag zweimal einige Tropfen davon einnahm, habe ich doch das Quantum nicht ganz verbraucht und bin nur bis zur unvordenklichen Verjährung gelangt." Mit Vorliebe hingegen trieb Reuter Zeichnen, Mathematik und Litteratur. Der Vater hatte ihm nahegelegt, nach seiner Freilassung sich der Landwirthschaft zu widmen, falls die Beamtenlaufbahn ihm versperrt sein würde. So studirte er die Oekonomie zuerst theoretisch. Die praktischen Versuche hinter den Festungsmauern blieben erfolglos. Seine erste Ernte, in einem Blumentopf gezogen, wollte nicht reifen. Und in Graudenz, wo er durch die Liebessachen des „Kapteihn" zur Abnahme riesiger Quantitäten Milch gezwungen wurde und eine regelrechte Milchwirthschaft mit Butterei und Käserei in Scene setzte, blieb es bei dem verunglückten Experiment. Ein schlimmes Omen!

Von Anbeginn hatte der Bürgermeister Reuter alle Hebel in Bewegung gesetzt, um eine Auslieferung oder Verkürzung der Haft zu erwirken. Endlich, nach wiederholter persönlicher Fürsprache des

Großherzogs Paul Friedrich, gab ihn die preußische Regierung frei. Im Juni 1839 verließ er Graudenz, nachdem er feierlich gelobt hatte, mit keinem Fuß mehr das Landesgebiet zu betreten.

„Ich aber gung mit Weinen
Zu Daems woll über die Steinen
Woll vor's Kommandanten-Haus."

In Dömitz empfing ihn Obristleutnant von Bülow mit den Worten: „Na hören Sie mal", säd hei, „wir haben schon lange auf Sie gelauert" . . . Und dann schenkte er „en dristen Strämel Rothspohn" in ein Bierglas und hielt es dem „Staatsgefangenen" hin: „Na, da! Trinken Sie man mal." Und als das Reuter in allem Respekt gethan, schenkte der Kommandant auch dem „Schandoren" ein: „Da! Wollen Sie auch mal?" — Un hei wull ok. „Na", wendt hei sick dunn wedder an mi, „wie ist Ihnen denn das bei den Preußen gegangen?" — „Je", säd ick, „man ganz swack." — „Ja", lachte hei, „das glaub ich', die Preußen, die fackeln nicht lange", un dorbi kek hei den preußschen Schandoren von baben bet unnen an."

Dömitz, wo Reuter noch obendrein eine gute Tante „für die Nothfälle" besaß, war das Elysium seiner Festungszeit. Seine Stube — es war eine wirkliche Stube — hatte keine „eisernen Gardinen". In der Familie von Bülow war er fast wie ein Kind im Hause. Mit dem Kommandanten spielte er Abends Schach, er ließ ihn stets gewinnen, um ihn bei guter Laune zu erhalten; die Töchter — eine immer schöner als die andre! — unterhielt er durch Vorlesen und Erzählen, und portraitirte sie wohl auch. Er konnte sich frei bewegen und vermittelte sogar Bierbestellungen für die väterliche Brauerei. Unter solchen Umständen ließ sich die Festungshaft schon ertragen.

Nur eine ernste Frage schwebte im Hintergrunde: Was soll später werden? Der Vater besuchte ihn persönlich und unterließ nie, ihn zu ernster Beschäftigung im juristischen und landwirthschaftlichen Fache zu ermahnen. Es wurde brieflich schon ein etwaiges Unterkommen im Falle der Amnestie erörtert.

Fünf Vierteljahre blieb Reuter in Dömitz, dann endlich lachte auch ihm die Freiheit — die Freiheit nach 7 bitterschweren langen Jahren!

Und an einem Herbstmorgen stand er, sein Ränzel auf dem Nacken, unterm Tannenbusch hinter der Fenzir'schen Mühle, vor sich trostlose Haide! Er rastete, und durch den Sinn zog ihm die bange Frage: Was nun? „Ach wat wiren dat för Gedanken! — Wat

was ick! Wat wüßt ick! Was kunn ick? — Nicks — Wat hadd ick mit de Welt tau dauhn? — Rein gor nicks. — De Welt was ehren ollen scheiwen Gang ruhig wider gahn, ahn dat ick ehr fehlt hadd; üm ehrentwillen kunn ick noch ümmer furt sitten un — as ick so unner den Dannenbusch satt — för minentwegen ok. — Aewer Du büst fri! Du kannst gahn, wohen Du willst! De Welt steiht Di apen! — Ja, aewer wecker Weg is de rechte? —"

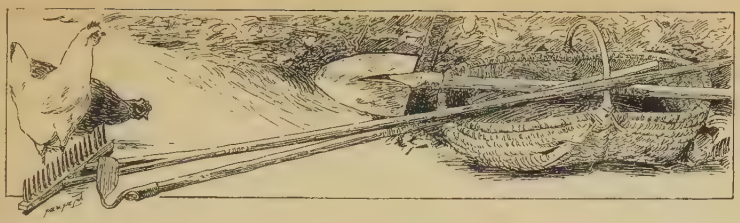
Er kehrte heim in das Vaterhaus. Es war ein fröhlich-trauriges Wiedersehen! Und er fühlte sich fast wie ein Fremder zu Hause. Aber die alten Freunde hatten ihn nicht vergessen; Stadtmusikus Berger brachte ihm ein Ständchen; „sei säden: 't wir ok man so so west, aewer ick freute mi doraewer; de Lüd' dachten doch noch an mi."

Als er den andern Morgen erwachte, fragte er sich wieder: Was nun? Und aus des Vaters Munde kam dieselbe Frage: Was nun? „Un in dese schreckliche Frag' bün ick Johre lang herümmer bistert; ick grep hir hen, ick grep dor hen, nicks wull mi glücken . . . ick was sihr unglücklich, vel unglücklicher, as up de Festung." —

Der Vater starb — „un nu hadd ick mi de slimme Frag' man noch allein vörtauleggen."

Sieben verlorene Jahre, so klagte Reuter damals, und oft noch später entrang sich seinem Herzen die bittere Klage um die „verkümmerte Jugend," die ihm Niemand zurückgeben konnte. Und doch ward er es selber inne: Diese Jahre waren *nicht* verloren, sie boten ihm einen Schatz traurig-heiterer Bilder, Erinnerungen und Lebensschicksale — sie waren nur ein Verlust für den *Menschen*, ein Gewinn für den *Dichter*!

„Gottes Wege sind wunderlich — so schrieb er selbst 1862 an Pastor Lierow — und wenn ich nicht auf die Festung gekommen wäre, säße ich jetzt höchstens als Bürgermeister in einer kleinen mecklenburgischen Stadt und ärgerte mich über Ausschußbürger und Viertelsleute, während ich jetzt als Poet — sei er schlecht oder gut — frei und ohne Verdruß mit meinen Freunden herzlich in die Welt hineinlache; *mich hat die Noth zum Dichter gemacht*."



IV.

Thalberg, Treptow und Siedenbollentin.

Dem Vater zu Liebe hatte sich Reuter als bemooftes Haupt noch einmal auf die Kollegienbank gezwungen, obwohl er innerlich von der Rechtsgelahrtheit sich schon losgesagt hatte. Der Winter 1840/41 sah ihn in Alt-Heidelberg. Die Musenstadt ohne Gleichen im herrlichen Neckarthal übte ihren vollen Zauber auch auf ihn, und noch lange klang die Erinnerung im Herzen nach.

Damals folgte der trübe Schatten ihm auch ins heitere Thal. Der dreißigjährige Student hatte den schnöden Mißbrauch des Rechtes so bitter erfahren, daß er kein Verlangen trug, in die geschichtliche Entwickelung einer so erleuchteten Justiz sich zu versenken. Was war ihm Hekuba? Was waren ihm Vangerows Pandekten?

Aus der dumpfen Enge des Hörsaals zog es ihn in die freie Gottesnatur. Er wolle Landwirth werden, schrieb er dem Vater. Und er ward es.

Auf Demzin, einer zu Vorpommern gehörigen Enklave, die unweit von Malchin und Stavenhagen gelegen ist, trat er 1842 als „Strom" ein. Die Besitzung ist ein Theil der Gräflich Hahn'schen Begüterung, ihr Pächter war Rust. In dem Schwager seines Lehrherrn, in Fritz Peters gewann Reuter den treuen, den besten Freund fürs Leben.

Glagau hat diese „Stromtid" unseres Dichters zu stark grau in grau gemalt. Vielleicht trat in diesen Jahren sein Leiden mehr als je hervor, — es trübte die letzte Lebenszeit des Vaters, der seinen Sohn ganz verloren gab; vielleicht mochten auch Andere der Meinung zustimmen, die fast als eine stehende Formel galt: „Ut em ward nicks!"

Aber wer tiefer blickte, dem konnte der treffliche Kern seines Wesens nicht verborgen bleiben — Fritz Peters war der Einzige, der fest zu ihm stand, der an seinem Freunde nicht verzagte. Das soll dem wackeren Manne nicht vergessen werden!

Grade die „Stromjahre" waren vom höchsten Einfluß auf Reuters Entwickelung. Er selbst preist im 5. Kapitel der „Festungstid" mit schönen Worten den Segen der Landwirthschaft; sie hat ihn gesund gemacht und ihm frischen Muth in die Adern gegossen. Wie er so mit gelben Stulpstiefeln und kurzen Hosen, mit Leinwandkittel und Strohhut einherging, da war er als ein „hellschen Kirl" anzusehn und noch mal so breit geworden wie früher, so daß Schuster Bank, sein alter Schulkamerad zu ihm sagte: „Fritzing," säd hei, „mit Utnam von oll Bäcker Haufnageln hest Du de dickſten Waden in de ganze Stadt; de Deuwel mak Di 'n paar Stulpstäweln för söß Daler!"

Diese Jahre bildeten aber auch die eigentliche Studienzeit des großen plattdeutschen Dichters. Während er als prächtiger Erzähler alle Welt ergötzte, während er als aufmerksamer Beobachter mit Land und Leuten, mit ihrem Leben, ihren Freuden und Leiden vertraut wurde, während er wie spielend charakteristische Typen mit dem Zeichen- und Pastellstift festhielt, gewann er eine unerschöpfliche Fundgrube für seine künftigen Werke. Und ganz leise begann er schon damals die Kraft seiner Schwingen zu versuchen. Es entstanden nicht bloß harmlose Gelegenheitsverse, es entstand die Satire „Ein gräflicher Geburtstag," es entstand bereits die hochdeutsche Urgestalt der „Stromtid," freilich ohne — Bräsig, der erst „de Hauptperson in de ganze Geschicht" wurde. Das Alles aber sind noch stille, schüchterne, tastende Versuche.

Zunächst war Reuter bloß „en utgelihrten Oekonomiker."

„Ick was Landmann worden; mit Lust was ick dat west, aewer mi fehlte de Hauptsak taum Landmann — dat Geld. — Ick hadd vele gaude Frünn' un einen gauden Fründ; de gauden Frünn' treckten mit de Schuller, un de gaude Fründ kunn mi nich helpen."

Nun, dieser „eine gaude Fründ" hat ihn damals doch vor jeglichem Schiffbruch bewahrt. Fritz Peters hatte sich 1843 vermählt und auf Thalberg, eine Viertelmeile von Treptow a. T., sein junges Heim aufgeschlagen. Hier fand Reuter eine offene Stätte, das freundlichste Asyl; hier sonnte er sich an den wärmenden Strahlen des jungen Familienglückes, hier füllte sich seine Seele mit den heitersten Bildern. Der Herrensitz von Thalberg bezauberte ihn als das an-

muthendste Idyll. Und wie allerliebst war der Platz, den er selber dort einnahm, bald als wackerer Genosse bei der Arbeit, bald als herzfröhlicher Gesellschafter, der die häuslichen Feste mit poetischen Gaben schmückte, bald auch, wenn das junge Paar verreiste, als Stellvertreter, als „Lieutenant" auf Thalberg. Und wie ergötzlich lesen sich die humoristischen Berichte, die er dann den Freunden

Fritz Peters.
Portraitzeichnung von Reuter.

schrieb: „Das Hauptcorps hat sich gänzlich in Dein Schlafzimmer concentrirt, Großmama, Mutter Schusch, liebe Dorien, Alisa, die Maus und Friedrich der Zweite, der diese Nacht ein sehr lautes Kommando dort geführt hat." . . .

„Erquickend wie ein frischer Trunk Wasser waren Reuters Besuche

in unserem Hause," sagte Frau Rath Peters zu mir, und ihr Gemahl bestätigte es. „Herr Reuting," wie Mutter Schusch, die alte Kinderfrau drollig ihn rief, oder „Onkel Eute," wie es reizend aus kleinem Kindermunde klang, war der Liebling Aller. Wie hüpfte er aber auch mit der Alten herum und dem kleinen Völkchen! Ein Kind nahm er an den Arm, ein anderes Mutter Schultsch, und dann sangen Alt und Jung den lustigen Reigen:

„Freuet Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht."

Es scheint zu donnern, meinte einst ein Besucher, der Pächter von Bülow zu der Frau des Hauses. „Nein," sagte diese, „Herr Reuter spielt nur mit den Kindern!"

Der Dichter selbst war „kinderlieb", wie in der Stromtid Frau Pastor Behrens, der „alle Gören im Dorfe anhackten." Instinktiv fühlten die Kleinen seine Herzensgüte und waren glücklich, wenn er mit Ausgelassenheit und Laune sich ihnen widmete.

In späteren Jahren, in Treptow, hatte er für ein Kind aus der Nachbarschaft, das er gern mochte, in der Ecke seines Zimmers eine Puppenstube eingerichtet; die Kleine spielte dort, während er arbeitete.

Noch ein paar Züge mögen das Kleinleben in Thalberg illustriren: Morgens klangen frische, laute Töne durch das Haus; ein Zeichen, daß Reuter erwacht war. Mit Vorliebe stimmte er den Vers an:

„Du hast ja die schönsten Augen,
Hast Alles, was Menschenbegehr."

Oft erschien er recht spät auf der Bildfläche, ganz so wie einst auf der Schule, und wie damals, fehlte ihm nie eine drollige Entschuldigung. An einem kalten Wintermorgen hatten die Hausgenossen aus Scherz die Uhr auf 12 vorgestellt. Reuter machte große Augen, aber als Peters ihm zurief: „Wie kann man nur so lange schlafen", erwiderte er mit ernsthafter Miene: „Da ligg Du man in de Stuw un lat Di de Waschschöttel an'n Arm fast frieren!" — Dasselbe Stückchen kopirte er später und führte es sehr gelungen mit einer jungen Wirthschafterin aus, die eine Landsmännin von ihm war und das Mittagessen nie zur rechten Zeit fertig hatte.

Mit Vorliebe trieb Reuter seinen Scherz mit der alten Kinderfrau. Als er mal wieder den abwesenden Gutsherrn vertrat, war auf dem Flur durch Wegrücken eines Schrankes eine Tapetenthür zum

Vorschein gekommen. „Wat is dat?“ rief Mutter Schultsch. „Ja“, flüsterte ihr Reuter unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu, „dat is 'n Geheimgang, dor hett de Herr sine Schätze!“ Und dann faßte er plötzlich in seine Tasche: „Ach Gott doch, Mudder Schultsch, ick heww den Sloetel verluren! Fragen Sei dach glik mal rum.“ Mutter Schultsch flog hurtig davon: „Dirn, hest Du nich 'n Sloetel funn'n?“ Mit trauriger Miene kam sie zurück und schaute ängstlich nach der Stelle, wo die gefährdeten Schätze liegen sollten. „Na Mudder Schultsch“, meinte Reuter, „hewwen Sei nich 'ne Kommod'? Denn weit dat ja Kein', un Sei seggen doch nicks.“ — „Ne, Herr Reuting, wo ward ick denn!“

Auf einem Erntefest — es war noch in Demzin, — sah er einen Burschen, dem das Essen ganz wunderbar schmeckte; er „futterte“ über alle menschlichen Begriffe. Um so mehr war Reuter verwundert, als er ihn bald nachher jämmerlich weinen sah: „Jung, wat heulst Du denn?“ Traurig erwidert der Bursche: „Ick kann nich mihr eten!“ Unser Dichter giebt ihm den Rath: „Jung, drag doch nah Hus!“ Aber der Knabe heult nur noch ärger und spricht: „Ick bün all drei Mal hen west!“

Reuter nahm überhaupt sehr gern an ländlichen Festen Theil und plauderte vorzugsweise mit alten Leuten, die etwas erzählen konnten. Als er aber seine ersten Läuschen veröffentlicht hatte, gingen ihm viele aus dem Wege: „Süs kamen wi ok noch in de Bäuker!“

Unter den Eindrücken in Thalberg entstand 1850 ein längeres und sinnreiches „Erntelied“, das bisher unbekannt geblieben ist. Das Gedicht klingt an mit den ersten Worten aus Schillers Eleusischem Fest: „Windet zum Kranze die goldenen Aehren“; sein Inhalt aber wendet sich an das schlichte Empfinden des Volkes: Mit Sang und Klang sollen die beladenen Wagen aus dem Feld geholt, und die Garben an Gottes Altäre gestellt werden, der uns den himmlischen Segen verliehn. Ein heller, feuriger Psalm ertöne dem „milden Ernährer der Welt:“

„Wilde im Zelt nähret die Palme,
Uns auf die leichten, die schwankenden Halme
Hat er des Lebens Bedürfniß gestellt . . .

Beuget dem Herrn euch mit stummem Erzittern,
Der in den Wolken, den donnernden, wohnt;
Daß er verschont
Mit den Gewittern,

Daß nicht die Halme, die schwanken, zerspittern,
Ehe den Fleiß sie des Schnitters belohnt.
Beuget dem Herrn euch mit stummem Erzittern,
Der in den Wolken, den donnernden, wohnt.

Laßt uns das zarte Geheimniß bedenken,
Das aus dem nährenden Körnchen uns ruft.
Still in die Gruft
Muß es sich senken,
Eh' es zum Lichte die Spitze kann lenken,
Sprossen und reifen in himmlischer Luft.
Laßt uns das zarte Geheimniß bedenken,
Das aus dem nährenden Körnchen uns ruft.

Laßt uns der Arbeit Bedeutung erkennen,
Welche das irdische Leben bedingt:
Wie sie entringt
Körner den Tennen,
Und aus der Räder zermalmendem Rennen
Endlich den Stoff, den geläuterten, bringt.
Laßt uns der Arbeit Bedeutung erkennen,
Welche das irdische Leben bedingt.

Bittet den Herrn, daß er gebe den Segen
Allen Gewerken in Stadt und in Land,
Die den Verband
Hegen und pflegen:
Aber den sicheren Grundstein zu legen,
Segn' er uns zwiefach die säende Hand.
Bittet den Herrn, daß er gebe den Segen
Allen Gewerken in Stadt und in Land.

Flehet zum Herrn, daß die Herren der Erde
Gnädig von oben erleuchte sein Licht;
Daß sich die Pflicht
Und die Beschwerde,
Zwischen den Hirten und zwischen der Herde,
Theile mit rechtem gerechtem Gewicht.
Flehet zum Herrn, daß die Herren der Erde
Gnädig von oben erleuchte sein Licht . . .

War Reuter der Abgott der kleinen Welt in Thalberg, so vergalt er auch den Eltern durch seine heitere Laune alle Liebe, die sie ihm entgegenbrachten. Seinem Freunde verlieh er den Titel „König

der Phäaken" und von der Herrin auf Thalberg sang er: „Du Rose vom Thal, Du Lilie vom Berg." Die schönsten Stunden waren es, wenn er den Hausfreunden vorlas, zuerst aus seinen Lieblingsdichtern, später aus dem „brühwarmen" Manuscript seiner eigenen Arbeiten.

Es hat Werth zu wissen, welche Schriftsteller Reuter als Vorbilder erschienen und ihn von Jugend auf am meisten an sich zogen. In der Festungszeit war noch der geniale Lord Byron „sein Mann." Die „Tochter Jephthas" schrieb er auf der Hausvogtei aus dem Gedächtniß heimlich nieder mit einem Kienspahn, den der Fußboden lieferte, und mit einer Tusche aus gebrannten Walnußschalen. Die Niederschrift existirt noch.

Sein Gedächtniß war überhaupt bewundernswerth. Auch wenn er zehn Jahre hindurch ein Buch nicht in der Hand gehabt hatte, wußte er noch genau Handlung und Charaktere darzulegen.

Nach eigener Versicherung hat von allen Schriftstellern Walter Scott den größten Einfluß auf ihn geübt. „Ivanhoe" hatte er schon auf der Gelehrtenschule in Friedland gelesen und seine Kameraden im Waldesgrün durch eine lebendige Wiedergabe des Inhalts gefesselt. Als „Lieutenant" auf Thalberg pflegte er einen weißen Rock zu tragen, der ihm ein eigenartiges Aussehen verlieh. „Seht ihn nur", meinte seine Braut einmal, „das ist der Einsiedler in Ivanhoe, das ist der Bruder Tuck, wie er leibt und lebt."

Auch zu Boz-Dickens fühlte sich Reuter stark hingezogen, und mit Boz sowohl wie mit Walter Scott unterhielt er oft Tage lang seine Freunde. Die Schwächen des Verfassers der Pickwickier müssen ihm, bei aller Vorliebe für den geistesverwandten englischen Realisten, doch nicht entgangen sein. Als er mal Frau Peters um ein Buch bat und sie ihm einen Roman von Dickens reichte, wies er ihn zurück und meinte: „Nach Boz frag' ich nicht mehr" — gleich aber fügte er hinzu: „Na geben Sie mir das Buch nur, Boz ist doch ein guter Schriftsteller!"

Dickens lag einst auf dem Weihnachtstisch der Herrin von Thalberg, und unser Dichter hatte dem Gatten seine Verskunst geliehen:

An meine Maria.

Lämming, Lämming, zürne nicht!
Endlich dies mein Weibchen kriegt!
Dies ist, denk ich, für mein Weib
Wunderschöner Zeitvertreib;

Doch hat draußen sie zu thun,
Laß sie diesen Inhalt ruh'n;
Doch hat Zeit sie, les' sie trotz
Aller Kinderunruh — Voz!

Auch auf Shakespeare hielt Reuter große Stücke und in der „Schulmeistertid" las er oft daraus seinen Schülerinnen vor. Zu seinen Lieblingsbüchern gehörten Immermann's Münchhausen und Reineke Fuchs. Dieses Buch schenkte er 1863 dem Freunde zu Weihnachten und bemerkte dabei, daß

„. . . Der Fuchs und seine Sache,
seine plattdeutsche Art und plattdeutsche Sprache
mir Vorbild einst gewesen sind,
denen ich nachhink' als ein unmündig Kind."

Die berühmte plattdeutsche Dichtung des „Reinke de Vos" soll von Hermann Barkhausen, Stadtschreiber in Rostock, herrühren; Goethe hat bei seiner hochdeutschen Bearbeitung nach Reuters Meinung „viel verdorben." Er selbst hat wohl durch Reineke Fuchs die Anregung zu seinem köstlichen „Hanne Nüte" erhalten.

* * *

Reuter, der bei seinen Freunden das schönste Eheglück verkörpert fand, sehnte sich nun selbst nach einem eigenen Heim, war er doch „mitdewil ok en ollen Knaw worden." Schon 1845 hatte er in Demzin das Mädchen seiner Wahl kennen gelernt. Es war Luise Kuntze, die im benachbarten Rittermannshagen beim Pastor Augustin als Erzieherin lebte. Geboren am 9. Oktober 1820, war sie die älteste Tochter des Predigers Kuntze in Roggensdorf bei Lübeck. Sie hatte zahlreiche Geschwister; ein Bruder von ihr wurde später Postdirektor und hatte als zweite Frau eine Schwester von Adolf Wilbrandt, dem Biographen Reuters.

Unser Dichter war bezaubert von dem sympathischen Wesen Luise's, von dem Wohllaut ihrer Stimme; er verlor sie nicht mehr aus den Augen, seit er sie zum ersten Mal gesehen. Lange warb er vergebens; ihre Seele schreckte zurück vor seinem traurigen Leiden. Aber schließlich hoffte auch sie, er werde an ihrer Seite das Uebel zu bekämpfen vermögen, wie er ihr später zärtlich schrieb: „Gott wird durch Deine Liebe jede gute Stimme wecken — wirst mein liebes, liebes Wiesing sein und bleiben."

1847 hatte Reuter sich mit Luise verlobt und ihr als Symbol den Ring seiner Mutter dargereicht. Nun strebte er mit allen Kräften danach, einen eigenen Herd zu gründen. Nur ein bescheidenes Loos, wenigstens im Sinne der Welt, hatte er der Theuren in den langen Jahren der Werbung verheißen können, aber das fühlte er schon damals, daß es „keine Niete", sondern ein aus Liebe, Heiterkeit, Hingebung und Achtung erbautes Glück sein würde.

Im Sommer 1848 führte Reuter seine Braut den Thalberger Freunden zu; Frau Peters sollte Luise mit der Wirthschaftskunst vertraut machen. Die Braut gewann auch die Herzen der Freunde. Ohne schön zu sein, war sie — wie man aus jener Zeit sie mir beschreibt — eine anmuthige Erscheinung von schlankem Wuchs; ihre braunen klugen Augen sprühten von Munterkeit, und ein Schalk umspielte ihre Mundwinkel.

Ein Jahr lang blieb sie in Thalberg und nahm dann in der Nachbarschaft, bei Hilgendorf auf Tetzleben wieder eine Stelle als Erzieherin an.

Hilgendorf war in Friedland ein Schulkamerad Fritz Reuters gewesen. „Kennen Ji Hilgendörpen?" fragt in der Stromtid unser Dichter; „nich? — Js ok nich nödig. Mit korten Würden: Hilgendörp is en Naturwunner, hei hett elfenbeinerne Knaken — „lauter Elfenbein!" un so fast is dese Gaudsbesitter von de Natur angeleggt, dat Jedwerein, de em up de Schuller oder up de Knei sleiht, blage Flaeg kriggt, blot von wegen den Elfenbein." In der Einleitung zur Urgeschicht paradirt er mit „sine säben Slägen und drei Saaten." Ferner hat ihn der Dichter neben dem jovialen Justizrath Schröder als „Autorität" für die Erziehungsfrage in „Meine Vaterstadt Stavenhagen" herangezogen: „Mein Freund, der Justizrath Schröder sagt: „Ich schlage nie mein Kind, mein Kind ist mein Freund!" Ein Ausfluß hoher Humanität, der sich lieblich durch blühende Büsche eines heiteren Familienlebens schlängelt . . . Mein Freund, der Rittergutsbesitzer Hilgendorf sagt: „Mark Di dat! Einmal mötens Släg' hewwen un dat in't irste Johr. Aewer denn düchtig!" Ein Ausfluß praktischer Weisheit, die sich, ich glaube, an 12 unmündigen Individuen erprobt hat."

* * *

In dem Bemühen sich eine Existenz zu schaffen, folgte Reuter 1850 dem Rathe der Freunde und ließ sich in Treptow an der Tollense als Privatlehrer nieder. Treptow ist ein kleines, nicht un-

freundliches Landstädtchen in Vorpommern, unweit der mecklenburgischen Grenze, etwa drei Meilen von Stavenhagen und zwei von Neubrandenburg entfernt. Einst hatte der „Staatsgefangene" bei der Abführung von Graudenz „Urphede" schwören müssen, daß er sein Lebtag keinen Fuß mehr auf preußisches Gebiet setzen wolle, und nun wurde der echteste Mecklenburger gar preußischer Staatsbürger — „kost't mi saeben un twintig un en halwen Sülwergroschen!"

Reuter wohnte als Junggeselle zu Treptow in der Oberbaustraße 3. Bezirk Nr. 64, einem kleinen Häuschen, welches damals dem Rentier Flos gehörte. Er hatte im oberen Stockwerk ein Wohn- und ein Schlafzimmer und zahlte dem Wirth, wie mir dessen Tochter, Frau Gentzen in Neubrandenburg mittheilt, aufs Jahr 50 Thaler für volle Pension und Wohnung. Eines seiner Lieblingsgerichte, durch das ihn Frau Flos öfter zu Hause hielt, waren Pellkartoffeln mit Mehlstippe und Hering. Das Haus enthält noch ein Autogramm von des Dichters Hand. Einst schrieb er im Schornstein übermüthig seinen Namen in den frischen Lehm, und „Fritz Reuter" steht da noch „bet taum hütgen Dag."

Sonst hatten die guten „Treptusen" damals Mancherlei von Reuter in den Schornstein zu schreiben. So lieh er öfter Geld von einem Brauer in der Nachbarschaft, und wenn er den Termin der Rückzahlung versäumte, sandte er regelmäßig Briefe oder Gedichte voll übermüthiger Laune. Die Frau des Gläubigers war jedoch so ärgerlich über Reuters Unpünktlichkeit, daß sie das „Geschreibsel" sofort den Flammen preisgab — ohne Ahnung, daß der Dichter ihnen damit überreich die Schuld vergütete. Einmal hatte der Brauer geschrieben, daß er selber Geld brauche; Reuter erwiderte: dann werde er wohl wissen, wie so einem armen Teufel zu Muthe sei!

Auch in Gesellschaft war er trotz seiner nicht eben rosigen Lage immer aufgeräumt, so daß die Spießbürger ihre Freude hatten. Damals waren die Länder der Obotriten und Phäaken noch durch Grenzzölle abgeschlossen; das Schmuggeln stand in lebhafter Blüthe. Unser Dichter gab einmal in der Kneipe improvisirte Verse zum Besten, die nach der Erinnerung des alten vormaligen Stadtverordneten-Vorstehers Herrn Meyer mit den Worten begannen:

„Schmuggeln, das ist mein Plaisir,
Schmuggeln, schmuggeln, glaubt es mir,
Schmuggeln ist das Allerbest'
Schon von Alters her gewest."

Auch eine lustige Anekdote, die Reuter erzählte, wird noch überliefert: Es standen dazumal Grenzhäuschen auf beiden Seiten, das eine mit dem preußischen Adler, das andere mit dem mecklenburgischen Ochsenkopf geschmückt. Auf der preußischen Seite wohnte ein Pastor, der gern sich über das nachbarliche Wappen belustigte und seine Glossen machte. Einmal kam er dahin mit einem Konfrater und lachte wieder aus voller Kehle. Das wurde nun aber dem mecklenburgischen Grenzaufseher zu viel, und er rief ihm zu: „Na, Sei freun sick woll all wedder tau unsern Wappen?" — „Ja," meinte der Pastor, „der Ochse macht blos eine so ernste Miene." — „O dat känen Sei licht ännern," erwiderte der Grenzaufseher, „nämen's blot 'n Haut af un seggn mal: Gun Dag ok, Herr Brauder — denn grient hei glik!"

In der Stadt wohnte damals eine arme Frau, die früher in Stavenhagen als Kindermädchen gedient hatte. Es ging ihr ziemlich dürftig. Sie war mit einem Schneider verheirathet und hatte acht Kinder. Reuter, der sie noch aus seiner Vaterstadt kannte, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sie und ihre kleine Schaar zu erfreuen. Einmal hatte er vor Weihnachten vier Wochen lang einen großen Tannenbaum für die Schneiderfamilie hergerichtet. Er kaufte alle Gegenstände selbst und behing den Baum nicht nur mit Zierrath, sondern vor Allem mit praktischen Eßwaren. Die Wirthstochter mußte mit dem Mädchen am heiligen Abend den reich ausgestatteten Baum den armen Leuten bringen, die nicht wußten, was sie vor Freude sagen sollten.

* * *

Auch nach seiner Verlobung war bei Reuter trotz aller guten Absichten sein altes Leiden immer wiedergekehrt. Eine Episode ist der damaligen Wirthstochter noch in Erinnerung. Ein Kellner hatte Reuter, der zu Bette lag, einen Flaschenkorb gebracht; Flos nahm jedoch Alles weg und gab strenge Ordre, nichts aus dem Wirthshaus zu holen. Reuter ruft die Magd herbei, eine schon ziemlich alte Person, und es entspinnt sich folgender Dialog:

„Riking, hol mi för twei Groschen Arak, in min Büxen steckt 'n twei Dahlerstück, dat sast Du hewwen." — „Ne, Herr Reuter, dat darf ick nich!" — „Aewer Riking, hol mi doch!" — „Ne, Herr Reuter, ick kann nich!" — „Aewer Riking, wist mi denn starwen seihn?" — „Ja, Herr Reuter, denn helpt dat nich!"

Schon früher hatte sein Freund Peters oft Nächte hindurch bei ihm gewacht, um ihn von der unseligen Leidenschaft zurückzuhalten. Aber alle Versuche, in solchen Zuständen mäßigend auf ihn einzuwirken,

blieben vergeblich. Manchmal sagte er zu ihm: „Du kannst ja getrost ein Glas Wein trinken oder ein paar, selbst auch mal eine Flasche.“ — „Ja, lieber Fritz,“ fiel ihm Reuter in's Wort, „Du hast klug reden, aber wenn es mich erst überkommt, dann ist es nicht zum Aushalten.“

Mit gutem Zuspruch war, wie auch in späteren Jahren andere Freunde, z. B. Gisbert von Vincke, erfahren mußten, die Krankheit nicht zu bessern.

Damals trübte der „alte Feind“ auch das Verhältniß zur Braut. Einmal lag Reuter wieder in seinem schweren Zustand zu Bett. Es war Vormittags. Der Wirth Flos sah, wie Peters gerade vorbeifuhr. Er rief ihn. Da faßte der Freund einen beherzten Entschluß; er eilte nach Tetzleben und führte die Braut an das Krankenlager. Welch peinvoller Anblick! Aber die Geliebte entzog ihm nicht ihre Hand — in der stillen Hoffnung, ihr wohlthuender Einfluß werde den bösen Geist zu bannen vermögen.

Selbst die Liebe war hier machtlos. Luise aber hat unsern Dichter als ein Schutzgeist, als treue Pflegerin in den schlimmen Tagen und Nächten behütet, aus denen sein lichter Genius sich immer wieder emporrang. Diese echt weibliche Aufopferung, diese edle Hingabe und Selbstverleugnung wird das Andenken der trefflichen Frau dauernd umstrahlen, auch wenn man nicht Wilbrandts Meinung folgt, das sein Leben ohne sie verloren war. Ich bin der Ueberzeugung, und der zuständigste Beurtheiler, Oekonomierath Peters, hat mir durchaus

Photographien aus der Zeit um 1860.

zugestimmt: Eine so urwüchsige, tiefsittliche, kerngesunde Natur, wie Reuter sie besaß, wäre niemals untergegangen. Das soll natürlich das unleugbare hohe Verdienst Luisens nicht schmälern — wie sagt

doch unser Dichter am Schlusse der Reis' nach Bellingen, die er in der Zeit der jungen Ehe schrieb:

„Mit den uns' Herrgott meint dat tru,
Den giwwt hei eine gaude Fru!"

Reuters zweite Wohnung. Straße in Treptow Reuters erste Wohnung.

In aller Stille feierte man Hochzeit im Frühjahr 1851 zu Roggensdorf. Der Vater — später das Urbild der ansprechenden

Pastoren-Gestalten des Dichters — gab dem Paar seinen Segen. Von den Verwandten war keiner zugegen, auch nicht die Familie Peters, nur einige Bekannte aus dem Dorfe wohnten der Feier bei.

Reuter zog nun in Treptow mit seiner jungen Frau in ein etwas stattlicheres Haus zum Färber Mentz in der Demminerstraße, zweiter Bezirk No. 11, wo jetzt sich die Vorschußkasse befindet. Eine kleine, aber steile Treppe führte zu der bescheidenen, aber freundlichen Wohnung, die aus vier Zimmern und Küche bestand; die Speisekammer war damals noch — Thalberg. Das erste Mittagessen verunglückte unserm Luising; es sollte „Fricandellen" geben, die gegen ihren Willen die Gestalt eines Pfannkuchens annahmen. Später hat sie es aber in der Kochkunst noch ebenso zur Meisterschaft gebracht, wie ihr Fritz in der Dichtkunst.

Die Wohnung des jungen Paares war höchst einfach ausgestattet, doch sehr anheimelnd und geschmackvoll; Luise verstand sich auf reizende Handarbeiten und wußte Alles in den Zimmern nett und allerliebst zu gruppiren. Als die ersten Besuche kamen, zeigte Reuter mit Vorliebe ein schönes Schlummerkissen, das die Schülerinnen seiner Frau zur Hochzeit verehrt hatten; er pflegte dabei zu äußern: „Hiermit erquick' ich immer meine Gäste, wider heww ick nicks." — In Reuters Stube waren Sachen aus der Hinterlassenschaft des Vaters aufgestellt, ein Sopha in grünem Damast und ein alterthümlicher Schreibtisch-Schrank. Alle Fenster waren mit Blumen und Schlinggewächsen geschmückt, so daß die Hausfrau oft Mühe hatte, an den „Reinmachetagen" dort anzukommen. Auch Luise war eine große Blumenfreundin. In Neubrandenburg hatte sie einen Gummibaum, den sie mit Sorgsamkeit hegte. Einmal war ein Blatt entzwei gerissen, und um es nicht zu verlieren, nähte sie es wie ein Kleinod mit — grünen Fäden zusammen.

Ein kleines Gärtchen hatten sie in Treptow, zu dem vom Hofe aus ein Steg über das Wasser führte. Reuter's Georginen waren die schönsten in der ganzen Stadt. Das Fleckchen Erde mußte indessen auch den Bedürfnissen der Küche dienen; den ersten Blumenkohl seines Gartens brachte Reuter der Freundin auf Thalberg.

Mit Luise war auch — Frau Musika ins Haus gezogen, und mancher schöne Liederabend erfreute den Gatten. In späteren Jahren bemerkte er einmal in einem Briefe an Schulz-Weida, den Komponisten zweier Hanne Nüte-Lieder: „Meine Frau hat Ihre Lieder arretirt, maltraitirt und schließlich exercirt, und als ich vor einigen Tagen in Eisenach war, auch producirt; denn meine bessere Hälfte

ist eine Ur-Ur-Ur-Urenkeltochter der heiligen Cäcilie, und nur unter ihrer Führung ist es mir vergönnt, die Heiligthümer Apollo's zu betreten, dieweilen ich in musicis barbarus sum. Nichtsdestoweniger bin ich ein großer Verehrer des Gesanges und ein Volkslied verfehlt nie, seinen Eindruck auf mich zu machen, es ergreift mich stets sehr und reißt mich fort, sei's zum Ernst, sei's zum Scherz."

Luise Reuter hatte einen wohlklingenden, prächtigen Sopran. In Treptow nannte man sie die „nordische Nachtigall." Oft sang sie in Wohlthätigkeitsconcerten; in einem Gesangverein, den Musiklehrer Vieweg leitete, übernahm sie die Solopartien. Ihr bevorzugtes Lied war der Erlkönig und ihre Lieblingsoper der Freischütz. Dieses Stück wird beiläufig im Opernhaus gespielt, als die Reisenden „nah Velligen" im „Olymp" erscheinen. Luises Kunst kam aber auch der Wirthschaftskasse zu Gute. Hatte Fritz sich als Privatlehrer „etablirt", so that seine Frau sich jetzt als Gesang- und Klavierlehrerin auf und hatte manchen Zuspruch.

Wie wohl fühlte sich Reuter in seinem jungen Heim, und wie regte sich nun auf einmal fast übermächtig die Schaffenslust, immer frischer und heller sprudelte sein Humor. Die kleinen Geschichten, mit denen er so oft als Erzähler die Lachmuskeln erregt hatte, schrieb er jetzt nieder; die Freunde trugen ihm neue drollige Anekdoten zu, namentlich Justizrath Schröder, der mit solchen Schnurren „gespickt" war. Im November 1853 gingen die ersten „Läuschen un Rimels" in die Welt. Sie waren im Selbstverlag erschienen, Justizrath Schröder und der Schwager Ernst Reuter gaben das Geld dazu. Das Widmungsblatt aber trug den Namen des „besten Freundes", Fritz Peters.

„Wer't mag, dei mag't, un wer't nich mag, dei mag't jo woll nich maegen." Aber die Leute mochten es, zunächst freilich nur die „plattdütschen Landslüd"; war sie doch von ihrem Fleisch und Blut: „diese Kongregation kleiner Straßenjungen, die in roher Gesundheit lustig über einander purzeln, unbekümmert um ästhetische Situationen, die fröhlichen Angesichts unter Flachshaaren hervorlachen und sich zuweilen mit der Thorheit der Welt einen Scherz erlauben."

Wie lachten und weinten die beiden Reuters vor Herzensfreude, als eine Bestellung über die andere kam; die Kuhn'sche Universitäts-Buchhandlung in Rostock verlangte gleich 300 Exemplare und „sprengte den ganzen Kram." Nach 6 Wochen mußte die 2. Auflage gedruckt werden. Und es that der guten Stimmung keinen Eintrag, wenn pommersche Sortimenter dem „Selbstverleger" statt baaren Geldes

Würste, Spickaal und einen halben Schinken sandten! Immer etwas — die Wirthschaft hatte auch dafür Verwendung.

Der erste Wurf war gelungen, der zweite hatte geringeren Erfolg. 1854 gab Reuter, wieder im Selbstverlag, eine Sammlung der Polterabendgedichte heraus, die er gelegentlich seit Jahren für Freunde und Bekannte verfaßt hatte; „Julklapp" war der Titel. Diese Gedichte sind in Reuters Werke nicht aufgenommen und vielfach auch minderwerthig; indeß enthalten sie doch manche gehaltvolle Gabe. Als das innigste dieser Stücke erscheint mir „Eine alte Kinderfrau." Reuter schrieb es für seine Nichte Lorchen, die Gemahlin des Gutspächters Baade auf Kleth. Da die Sammlung so gut wie unbekannt ist, so wird jenes Gedicht Manchem willkommen sein:

Eine alte Kinderfrau.

Ach Götting! Ne! Wo lang is't her,
Dunn was sei noch en lüttes Gör,
Un nu, nu is't 'ne grote Brut!
Un ach, wo smucking süht sei ut!
Dat Kind sall kriegen! Jede bringt
Di taum Geschenk en Angedenken,
De Ein, de danzt, de Anner singt,
Un wat hemw ick woll Di tau schenken?
Gott un Din Öllern utgenamen,
Bün ick Di doch de Allenegst;
Un wenn Du ok dat Schönste kregst
Von all de finen Herrn un Damen,
Ehr Gaw, dei wir nich half so grot
As min — as dit — dit leiwe Brot.

(Sie enthüllt ein noch warmes Brot. Zu den Umstehenden:)

Oh lacht Ji nich! Min Brot is beter
As all Jug Sülwer, all Jug Gold;
Oh lacht Ji nich! Min Gaw is gröter,
Min Brot is warm, Jug Gold is kolt.
Un weit Ji, wat an't Brot all hackt?
Vel Thranen sünd dorinne backt,
Vel Thranen, dei de Armuth rohrt,
Dei sünd in dit leiw Brot verwohrt,
Vel Arbeit un vel suren Sweit
In dit leiw Brot sick bargen deiht.
Un weit Ji denn, wat Arbeit heit?
Ja Arbeit, Armuth, Sorg' und Noth,
Dei sünd verbackt in dit leiw Brot!
Dat Brot is heilig! seggt de heil'ge Schrift,

Un wenn 'ne olle Fru ehr letztes giwt,
Denn giwt sei't Hart mit weg, ehr ganzes Leweu,
Un so vel hett von Jug nich Eine gewen;
Un Di, min Kind, will ick nu noch wat seggen,
Wenn ick dat Brot in Dine Hand dauh leggen.
Denn denk doran, dat dat 'ne slimme Tid,
Un keine weit, wat noch geschüht,
Dat an Din Dör so Männigeine steiht,
Dat Männig friert un Männig hungern deiht;
Dat Du möst Reknung leggen morr'n
Von dat, wat Di hüt gewen worrn.
Un nu lew woll, min sautes Kind,
Din Glück wes' warm as Sommerwind,
Din Hart bliw jung as Vagelsang,
Un durt Din Lewen noch so lang.
So still un ruhig as de Mahn,
So as de Stirn an'n Hewen gahn,
So as de Wolk bi Sommertid,
So as de Sommermetten tüht,
So as dörch Gras und Blaumen bunt
De Bäk sick schmiegt dörch gräunen Grund,
So rein und frisch un hell un klor
So fleit Din Lewen Johr för Johr.
Lew woll! Lew woll! Ick bün tau Enn'.
Uns' Herr Gott legg' up Di sin Hänn',
Hei holl' Di firn von alle Noth
Un gew Di stets Din däglich Brot."

Einst hatte sich eine Erzieherin und Pastortochter an Reuter gewandt mit der Bitte um ein Polterabendgedicht und der Anfrage nach der Höhe des Honorars. Die Bitte erfüllte unser Dichter, und auf die Anfrage erwiderte er in einer gereimten Epistel, die mir von Frau Dr. Friede Scheven in Teterow freundlich zugegangen und bisher unveröffentlicht geblieben ist. Reuter schrieb also in kecker Laune:

„Sind, Fräulein, Sie Erzieherin,
'Ne Kinder-Unterrichterin,
So nehmen Sie dies Machwerk hin!
Es kommt fürwahr mir nicht in Sinn,
Von Ihnen als Erzieherin
Zu nehmen einen Obolus:
Clericum, sagt Hieronymus,
Non decimat der Clericus.
Und sollt' ich Sie mal treffen,

So fordr' ich dreist mir einen Kuß,
So einen, wie für'n Alten muß —
Dann dürfen Sie mich nicht äffen.
Doch wenn der Herr, der glücklich als Ihr Vater
Noch außer Ihnen andre Schätze hat,
Und wenn viel schöne Drittel hat er
Und diese mehret früh und spat,
Ja, sollt' er gar ein Thaler-Prahler sein,
So muß er auch ein Thaler-Zahler sein!
Ist ein Poet auch reich an Sang und Wein,
Kann Niemand doch, als er, wohl Thaler-kahler sein!"

Allmählich wurden solche Gelegenheitsstücke, die er sich leicht aus dem Aermel schüttelte, eine Belästigung für den hochstrebenden Dichter. So erhielt von ihm 1861 selbst die Tochter seines alten Freundes Dr. Liebmann in Stavenhagen, die ihn um ein solches Gedicht bat, einen Korb. In der Antwort an sein „liebes Töchterlein Anna" bemerkt Reuter, er habe ein für alle Mal es „abgelobt, sich mit Polterabendscherzen zu befassen. Ich werde Dir aber in anderer Weise zeigen, wie sehr mir an einem freundlichen Gesicht von Dir gelegen ist."

Ein Jahr später gelang es noch seiner früheren Lieblingsschülerin Hedwig Schröder, dem Dichter einen Polterabendscherz abzuschmeicheln. Doch schrieb er auch ihr offen genug: „Wenn ich bei Ihnen eine Ausnahme mache, so habe ich zwei Bitten an ihr freundliches Herz zu legen, erstens, daß Sie unter keinen Umständen mich als Verfasser der Charteke verrathen, und zweitens, daß Sie die Dürftigkeit des Machwerks gütigst übersehen. Sie glauben gar nicht, was es mir für Ueberwindung kostet, immer neue Variationen nach der alten Melodie zu pfeifen."

Reuter hatte ein Alter von fast fünfundvierzig Jahren erreicht, als er sein erstes größeres Werk herausgab, „de Reis' nah Belligen"; er durfte seine Zeit also nicht mehr zersplittern. In der prächtigen Vorrede sagte er den Krittlern gegenüber, die noch immer an seiner „poetischen Sendung" zweifelten, die ihm zuriefen „Fritz Reuter, händ' Di vör de Inbillung" —: „Nun", rief er zurück, „wenn in dem ganzen Dinge nichts von Poesie zu finden sein sollte, so soll doch wenigstens auf dem Titelblatte etwas davon zu lesen sein; ich werde es „poetische Erzählung" nennen." De Reis' nah Belligen, bei deren Anzeige sich Ludwig Rellstab so arg blamirte, indem er „Belligen" für — „Berlin" erklärte, dieses urderbe, mehr als drastische, aber auch von poesie-

vollen Schilderungen durchflochtene Werk zeigt bereits deutlich die Spuren des Meisters — ex ungue leonem.

Während der gereifte Mann Schritt für Schritt aufwärts steigt in zielbewußtem Schaffen, während er in seiner „gänzlich isolirten Stellung" noch eine periodische Zeitschrift herausgiebt, von der in besonderem Abschnitt die Rede sein wird, lächelt nun dem Vielgeprüften endlich ein freundlicheres Schicksal.

* * *

Fast täglich, Sommer und Winter, wanderte das „Reuter-Paar" zu den treuen Freunden nach Thalberg. Sonnabends fanden sich dann die Nachbarn zusammen beim Glase Wein, und es gab die schönste Unterhaltung: Reuter las seine neu entstandenen Dichtungen vor. Daneben ergötzte man sich an harmlosen Freuden. Luise fand viel Vergnügen am Whistspiel; nur ihren Mann hatte sie nicht gern dabei zum Partner, er kritisirte ihr zu viel. In der Regel spielte sie mit Peters, und dessen Frau wieder mit einem Andern. Hier äußerte sich so recht Luises lebhaftes Temperament, und meist rief sie unschlüssig: „Ach, du lieber Gott, was spiel ich nur?" Dabei rieb sie sich nach ihrer Gewohnheit die Augenbrauen glatt. Reuter beobachtete ihr Spiel, und oft trat er mit den scherzenden Worten hinzu: „Ja, min Döchting, dat hest Du ganz verkihrt makt!" Einmal wollte ihr Peters eine Freude bereiten und mischte die Karten so, daß sie einen „Grand" bekam; der Freund erreichte seinen Zweck: Luise jubelte wie ein seliges Kind. Reuter pflegte derweilen Portraitskizzen zu zeichnen oder unterhielt die Kinder mit Gesellschaftsspielen wie Glocke und Hammer.

Unser Dichter war ein Freund des Schachs; es hatte sich in Treptow zur Pflege des „königlichen Spiels" ein Schachkränzchen gebildet, dem außer Reuter noch Justizrath Schröder, Superintendent Schuhmacher, Hauptmann Ruskow und Pastor Piper auf Tetzleben angehörten. Oft wurden auch andere „Kränzchen" veranstaltet, bei denen man Dramen mit vertheilten Rollen las.

Der Intimus Reuters war Justizrath Schröder, ein jovialer Herr mit „glattrasirtem, breitem, weinfrohem Gesicht;" unser Dichter rühmt ihn als den „großen Borger" und spricht in einem Briefe von seiner „vielbekannten Schachlust und vielgewandten Lachlust." Schröder gab unserm Fritz das Kosewort „Rutsching," der aber revanchirte sich mit „Justizeken" oder — „Stizing."

Die Treptower Freunde, zwölf an der Zahl, sind gemeinsa

einem Holzschnitt abgebildet; die „zwölf Apostel," meinte launig Herr Oekonomierath Peters. Sie gruppiren sich um die behäbige Gestalt des Justizraths, dessen Name uns in Reuters Werken an vielen Stellen begegnet. Ihm widmete der Dichter späterhin die Neue Folge der Läuschen: „nicht blos in Anerkennung sonstiger ausgezeichneter Charaktereigenschaften, sondern auch zur Kräftigung seiner gemüthlichen Laune."

In einem Polterabendscherz ließ Reuter die Treptower Freunde Revue passiren. Seine Gattin, ihre Freundin, Frau Dr. Adam, und Minna Rust, eine Nichte von Peters, wirkten darin mit. Der Scherz begann mit den Worten:

„Wat's dat för'n lütten dicken Mann,
De kum ut den Fautsack kamen kann,
Dat is de Justizrath Schröder,
De Mann verdarwt uns noch dat Weder,
Hett Fusthanschen an, wenn de Kuckuck reppt,
Un Pelzstäweln, wenn de Schweiß rutdreppt. . ."

Als der Justizrath 1869 starb, schrieb Reuter an dessen Sohn, Prof. Richard Schröder in Heidelberg: „Wohl hast Du Recht, wenn Du sagst, daß auch mir ein Freund gestorben sei, ich weiß am besten, wie hoch die Freundlichkeit und das Wohlwollen des lieben Mannes anzuschlagen ist, der, als ich noch gar nichts in der Welt bedeutete, mir mit Rath und That weiter und weiter half . . . Wenn auch zwischen uns ein mächtiges Haltseil zerrissen ist, so hoffe ich doch, daß die übrigbleibenden so lange halten werden, bis man auch mich unter den Rasen legt."

Das innigste, echteste Herzensglück fand unser Dichter bei seiner Luise. Wie schön klingt es, wenn er sich und sein Weib als die beiden „Reuterherzen" bezeichnet. Wie traulich, wie behaglich fühlte er sich zu Hause, „wenn sei nu so as min Fru still un flitig üm mi herümme geiht un för mi allerwegen sorgt un mi in ehre Fründlichkeit nahgiwt."

1854 war Luise in ein Bad gereist, und Reuter berichtet ihr humoristisch über die Vorgänge in Haus und Küche:

„Was unsere Häuslichkeit betrifft, so ist Alles in bestem Wohlstande, namentlich Marieken, sie nimmt gerade nicht an Weisheit und Verstand zu, aber doch an Fett, sie kann jetzt schon an einem Wurstladen als Aushängeschild gebraucht werden. Dabei muß ich ihr jedoch zum Ruhme nachsagen, daß sie das alte humane Sprichwort

„Leben und leben lassen" getreulich sich zur Richtschnur ihres Wirkens gemacht hat; sintemal sie mich regelmäßig und im Ganzen zweckmäßig abfüttert; ja sie dehnt ihre Fürsorge auf meinen äußeren Menschen aus, indem sie mir die Chemisettebänder unter's Halstuch steckt und mir auch andere Rendlichkeit anthut." Neulich, als er zum Trompetercorps in den Algenstädtschen Garten gehen wollte, habe sie ihn förmlich arretirt und ihm die innigsten Vorstellungen gemacht, wie er wohl mit einer Mütze dorthin gehen könne; er müsse einen Hut aufsetzen. „Ganz wie Du, kleine Dirn, ganz wie Du! Natürlich gab ich nach, wie Du mich dazu abgerichtet hast."

Ja, sie war eine wackere Hausfrau, welche die Zügel in der Hand behielt und auch wohl mit Grazie den Pantoffel schwang. Reuter war ja so folgsam, noch von der — Mädchenschule her. Launig schrieb er später mal dem „Kapteihn," Justizrath Schultze:

„Grad so wie Deine ist die meine;
Die Weiber herrschen allerwärts,
Und laß sie herrschen, Freund, ich meine,
Sie herrschen nur durch unser Herz."

Des Dichters Ehe war reich gesegnet, nur in einem Punkte nicht: „Ich bin das geworden, was ich immer sehnlichst gewünscht habe, ein freier, unabhängiger Mann, habe eine liebe, gute Frau; aber was mich zuweilen trübe stimmt, keine — Kinder." Dafür aber hat Reuter später noch manche Freude an seinen geistigen Kindern erlebt, die „ihren alten Vater redlich unterstützten und ihm ein auskömmlich Altentheil gaben." Gern hat er zu diesen „Sprößlingen" seine Freunde als Gevatter bestellt, „un tau 'ne luft'ge Kindelbir, dor will'n w' de Recensenten laden."

* * *

Zwei Wohnungen hat, wie wir sahen, Reuter in Treptow gehabt, die eine bei Flos, die andere bei Mentz. Als die guten „Treptusen" daran dachten, dem großen Volksdichter eine Gedenktafel zu weihen, bildeten sich zwei Parteien: Hie Flos — hie Mentz. Beide Häuser erklärte man für die Geburtsstätte seiner ersten Dichtungen. Eines Tages erließen dann „mehrere Schüler und Verehrer von Fritz Reuter" im Treptower Wochenblatt ein Eingesandt, dessen Wortlaut mir vorliegt. Es ist manches Irrthümliche darin, doch verlohnt es nicht mehr, darauf einzugehen. Nur ein Punkt sei hier berührt: Man sagte, Luise habe bei den Dichtungen Reuters als „Assistentin" mit-

gewirkt. Diese, auch sonst verbreitete Annahme ist nichts als eine Legende. Aus dem Volksmunde in Mecklenburg vernahm ich sogar noch einen drolligeren Mythus: „Wenn hei duhn was" — sagten die Leute — „denn leg hei sick tau Bedd, un denn phantasirt hei, und wat sin Fru was, dei satt dorbi un hürt nipping tau und schrew dat Allens up — so hewwen sei dat makt!" — Und andere wieder sagten einfach: „Dat hett em glückt!" Die hochlöblichen „Treptusen" jedoch haben meist noch mehr den „Süper" als den Poeten im Gedächtniß. So hörte ich aus dem Munde einer zungenfertigen Frau die originelle Bemerkung: „Da schriwen sei nu so vel von em in de Bläder un Bäuker — wi weiten't beter: Wat hewwen wi mit den nich Allens dörchmakt!" — —

Nun, man hat sich nichtsdestoweniger die Ehre gegeben, Reuter eine Gedenktafel zu widmen. Die „Partei Flos" siegte; es prangt an dem Häuschen eine schildförmige gußeiserne Tafel mit Goldrand; sie hängt schräg wie ein Spiegel, und die Inschrift lautet:

In diesem Hause wohnte
1849—1851 der Turn- und Zeichnenlehrer
Fritz Reuter.
Hier schuf er seine ersten Dichtungen
Läuschen und Riemels.

Das „und" zwischen den Worten „Läuschen" und „Riemels" ist nicht etwa ein Druckfehler — es „läßt aber tief blicken". — Und mit der Bezeichnung als „Turn- und Zeichnenlehrer" haben die guten „Treptusen" Reuters Bedeutung auch wohl nicht ganz erschöpft. Das Häuschen gehört jetzt einem Kupferschmiede, und so hängt neben der Gedenktafel nun ein großer Kessel — ich dachte an das Motto von Schurr-Murr:

„Wat tausamen is schrapt ut de höchdütsche Schöttel,
Ut den plattdütschen Pott un den missingschen Ketel."

* * *

Eine Stätte giebt es unweit von Treptow, wo das Andenken unseres größten plattdeutschen Dichters mit zärtlicher Liebe gepflegt wird: Das ist der Herrensitz von Siedenbollentin. Dort, im Hause des alten Oekonomieraths Fritz Peters und seiner trefflichen Gattin, in dem anmuthigen Park, der noch Blumen enthält, gepflanzt

von Reuters Hand, hat unser Dichter mit seinem Wising so gern geweilt. Kein Weihnachtsabend verging, dem nicht „Onkel Reuter" — wie noch jetzt die „Kinder" sagen — mit seinen Stegreifversen eine köstlich heitere Stimmung gab.

Wer weiß nicht, was „Julklapp" bedeutet, wer kennt nicht die Ueberraschungen und Enttäuschungen, welche die Hüllen der „hereinfliegenden" Packete bergen. Reuter schildert im 8. Kapitel der Stromtid jenes Scherzspiel am Weihnachtsabend.

Auf Thalberg und später auf Bollentin war er selber der vielerprobte „Julklappenvater". Würdevoll saß er dann am Kamin; die Packete wurden hineingeworfen, die Kinder brachten sie ihm zu, und er las in behaglicher Laune jene harmlos-neckischen Verse, welche die ganze Gesellschaft „vexirten", bis schließlich aus dem großen vielumhüllten Packwerk das kleine Geschenk an die rechte Adresse kam.

Sie wollten und sollen keine geistvollen Epigramme sein, diese bescheidenen Zettel und Blättchen, und doch versetzen sie uns wie mit Zaubergewalt in jene trauliche Atmosphäre, in der sich Reuter so wohl fühlte. Dann hörte man ihn sagen mit lächelndem Munde:

An die Göhren allesammt:
Gut sich zu vertragen,
Jo nich sich zu schlagen!

*

Anning, 'ne Kläterpupp!
Mak sei mal up!
Wat is dor woll drin?
Wat mag dat woll sin?

*

In dit oll lütt vierkantig Ding
Da is 'n Schatz, de nich gering,
Geschaffen von den klauksten Mann.
Nu rad' mal, wer da raden kann!
Sin leiwe Fru schenkt dit lütt Pete,
Un riemen deiht sick dat up Köte.

*

An Elise Peters.

Blos um die Zeit Dir zu vertreiben,
Magst Du die Blätter voll Dir schreiben,
Und willst Du auch ungerne dran,

Und scheust Du Dich davor, Elise,
Fang' nur mit Liebesbriefen an,
Sind hellischen plästrlich diese!

*

An Clemens Rust.

Holl Di rendlich olle Knaw!
Un de Hut gaud afgerewen!
Kumm nich ungekämmt tau Haw;
Rendlich is't halwe Lewen,
Pöll Di ok mit Dine Knäweln
Ni in de Visage herin,
Willst Du Di mit Damen häweln,
Mötst Du glatt un rendlich sin.

*

An Fräulein Minna Rust.

An die schönste Jungfrau mein
Send' ich diese Schätze ein,
Die zur Liebsten ich erkoren,
Minna Rusten Wohlgeboren.
Ein liebender Unbekannter,
Nächtlich vor dem Fenster stand er,
Doch Erhörung nimmer fand er.

*

An Frau Marie Peters.

Hier hast Du Couverts und 'ne Papeterie,
Nun schreibe auch fleißig, geliebte Marie!
Deine Feder, sie braucht nicht müßig zu feiern,
Wenn ich in der Ferne Grund muß steuern;
Und sind Dir die Liebesbrief' nicht mehr geläufig,
So schreib' mir von Kindern und Wirthschaft nur häufig.

Dein alter Papeterie
Papapeterie
Papapeterfillerie.

*

Ach verzeihn Sie, holde Dame,
Holde Dame der Charmanten,
Wenn ich mir die Freiheit nahme,
Ihnen als mir Wohlbekannten
Zu vexiren, holde Dame!
Geben Sie's gefälligst weiter
An die Frau des holden Reuter!

*

An Frau Luise Reuter.

Ach Mutting! So hastig all wedder dormang,
Herr Gott doch, ward Sei de Tid denn tau lang?
Man sachten, man sachten! Wer nicks nich besüht,
Dei kümmt stets, so mein ick, tau richtige Tid.
Fru Reutern sall't kriegen, Fru Reutern behöllt,
Dat heit, wenn de Inhalt Fru Reutern geföllt.

*

Weil Du 'ne Pastordochter büst
Un in de Herrn Pastoren
As in en gollen Kelch rin sühst,
Büst Du heut auserkoren,
Dir is dies heut beschoren.
Doch weil die Kannidaten
Dir stets in Liebe nahten,
Sollst Du Vergeltung üben:
Gieb's Hildebrandten drüben.

*

An den Kandidat Hildebrand.

Ein Lied gelungen
In alten Zungen
Sei Dir gebrungen!
Wo Sänger sungen
Und Schwerter klungen —
Das alte Lied von Nibelungen.

*

An Fritz Peters sen.

Nicht zu kurz und nicht zu lang,
Aber immer stramm und drang,
Schimmernd, glänzend, strahlend auch
Sitze über seinem Bauch.

*

Fritz Peters, viel länger hab' ich Dich gekannt,
Viel länger schon hab' ich, Fritz, Freund Dich genannt,
Und käm's bei der Gabe auf Freundschaft blos an,
Dann wärst Du beim Himmel der richtige Mann!
Doch herzliche Liebe, die kommt Dir dazwischen,
Drum schlag's aus dem Sinn und gieb es Lowischen.

* * *

Viel singen kann ein Jedermann,
Antworten nicht ein Jeder,
Es kommt nur auf die Frage an,
Aufs Aber und Entweder.
Hier könnt Ihr lernen, wie man's macht,
Wie man sich klug die Frage stellt,
Und wie man über Unsinn lacht,
Wenn mal verquer die Antwort fällt.

* * *

Wer aber die reizendste, anheimelnde Schilderung des Bollentiner Weihnachtsfestes lesen will, bei dem Reuters als ständige Gäste erschienen bis in späte Zeit, der schlage nun das 30. Kapitel der „Stromtid" auf. Der Winter ist gekommen mit Glockenklang und Peitschenknall, und die beiden Schimmel vor dem Schlitten dampften nur so, „un hei sprung von den Sleden, grad' as Wilhelm von Siden-Bollentin, un rew sick de blagen Frostbacken un slog de Arm üm den Liw — einmal — tweimal — dreimal: „Gu'n Morgen, Herr Reuter, ick bün nu hir un sall Sei halen. Un 'ne Empfehlung von den Herrn un von de Madam, un Sei bruken blot in den Sleden tau stigen, denn Fautsäck un Mäntels liggen jo in'n ganzen Hümpel all dorin, un morrn is Heilchrist-Abend, un lütt Hans säd jo tau mi, ick süll ok düchtig jagen." — Ja, wenn hei so kümmt, denn singen wi Beid', min Fru un ick: „„Herein, herein, Du lieber Gast!"" un däuen den ollen Burßen mit en Glas Win up un setten uns in den Sleden, un denn geiht't los — twei Mil in 'ne Stunn' —, un wenn uns de ok Winter denn vör de Dör tau Bollentin aflwert hett, denn seggt Fritz Peters: „Wo Deuwel, Ji hewwt jo so lang täuwt!" un wat de Madam is, de strakt mine Fru irst eins aewer un nimmt ehr de Newelkapp af un seggt tau mi: „„Unkel Reuting, ick heww Sei korten Kohl mit Lungwust uphegt;"" un de beiden ollen leiwen Dirns, Lising un Anning, kamen, de ick so oft up den Arm dragen heww, as sei noch lütting, ganz lütting wiren, un gewen ehren ollen Unkel en Kuß un hängen sick denn an mine leiwe Fru, un Fritz un Max kamen, wat nu all grote Anklammer Gymnasten sünd, un begrüßen uns mit en „biderben" Handslag, un Hans liggt wildeß up de Lur, dat hei ok ankamen kann un alkst un talkst an mi rümmer un fängt sick minen linken Bein in, un an den möt ick em nu den Abend herümmer slepen. Un denn ward lütt Ernsting, dat Nestküken, presentirt, un wi stahn üm dat lütt Weltwunner

'rümmer un slahn de Hänn äwer den Kopp tausam, wat dat Kind an Weisheit un Verstand taunamen hett, un denn kümmt Großmutting. Un denn geiht de Winter un de Wihnachtslust los, un de Bom brennt, un de Julklapp klappt, un denn kümmt 'ne Julklapp von mine leiwe Fru mit en Gedicht; dat is dat einzigste, wat sei all' ehr Lebsdag' makt hett, un fängt an: „Hier sitz ich und schwitz ich, und fördre nichts zu Tage . . .“ un wider geiht de Melodie nich; is aewer ok naug von de Ort. — Un denn kümmt de irste Wihnachtsdag, un denn is't all so fierlich still, un uns' Herrgott streut de weiken Sneiflocken as Dunen up de Jrd', dat jo kein Larm tau hüren is.“ Der zweite Weihnachtstag aber bringt Gäste: Pastor Piper's, Dr. Dolle mit seinem Töchterchen Lucie und wie sie alle heißen. Drollig ist die Ankunft und — Enthüllung des Justizraths Schröder, der ganz in Pelz, Mantel, Ueberzieher und Fußsack sich versteckt:

„Aewer farig is hei noch lang' nich, hei möt sick irst up en Staul setten, un denn kümmt Fik an den einen Bein un Marik an den annern Bein, un denn treck wie em de Pelzstäweln ut, denn ick möt em baben hollen, dat sei em unnen dat Liw nich utriten. . . Un denn ward Koffe drunken, un de Herr Justizrath vertellt Geschichten, wunderschöne Geschichten, un vertellt sei mit Füer, dat heit, hei stickt ümmer wedder en frischen Fidibus an, indem dat hei de Pip ümmer utgahn lett, un rokt bi Weg' lang den ganzen Fidibusbeker leddig, un Max ward expreß bi em anstellt, dat hei em ümmer unner Füer hollen sall. Un denn ward en Whist spelt, mit van der Heydt un Manteufel un alle andern Niederträchtigkeiten un Schikanen, denn anners spelt de Herr Justizrath nich. Un denn ward Abendbrod eten, un de Herr Justizrath makt bi den Kuhnen- un Gauf'braden de schönsten, Gedichten mit den waglichsten Rimels, de't giwwt oder gor nich giwwt, un rimt up „Hilgendorf“ „Schorf“ un „Torf“; un up „Peters“ rimt hei „Köters“ un „versteht er's“, un bi jeden schönen Rim ward anstött, un wenn wi denn upstahn, denn drücken wi uns de Hänn' un gahn in Freden un in Freuden utenanner, un jedes Gesicht seggt: „Na, aewer Johr wedder!“

„Aewer Johr wedder“ — dann aber kam eine Zeit, wo der Dichter die weite Reise von Eisenach nicht mehr unternehmen konnte. Und er sandte den Freunden sein lebensvolles Abbild, die erste Form der von Afinger geschaffenen Büste. Sie hat den Ehrenplatz im Vestibul des Herrenhauses.

„Aewer Jahr wedder" — da trauerte man um den Tod des theuersten Freundes.

Wenn aber Weihnachten kommt und die Lichter sich entzünden am glitzernden Tannenbaum, so denken die wackeren Alten des theuersten Freundes — da ist es, als ob still, geheimnißvoll sein unsterblicher Geist sie umschwebe, und leise klingt es, ganz leise: „Aewer Johr wedder!" —

Im Park zu Siedenbollentin ist eine Grotte mit einem hübschen Ausblick auf den See, des Dichters Lieblingsplatz. Diese Stätte, an der manche unvergänglichen Werke entstanden sind, ist seinem Andenken geweiht. Eine Marmortafel enthält die einfachen Worte:

Dem lieben Freunde Fritz Reuter
von
M. und F. Peters.
12. Juli 1874.

V.

Aus der Schulmeisterzeit.

Lange hatte sich Reuter mit Wünschen und Hoffnungen herumgetragen — all diesen unnützen Ballast warf er über Bord: Der „Advkat", der Rathsherr in einer kleinen ungebildeten Stadt, der Maler, der Gutspächter und „Entspekter" — jenes aussichtslose schwere „Takeltüg", mit dem sein Lebensboot nicht von der Stelle kam, jetzt sollte es ein für alle Mal davon entlastet werden:

„Nu kamm de Letzt, en oll lütt tausamschräutes Männeken: „Na, Brauder, wat büst Du för ein?" — „Nemen S' nich aewel", seggt hei, „ick bün en Schaulmeister, heww nigentig Daler Gehalt un fri Wohnung in de Schaulstuw, schriw all unsern Herrn Paster sine Schriften un heww dorför noch fri Tüftenland. Mi geiht't grad so as Sei: ick heww ok mal studirt; Sei stimmen nich mit de Welt aewerein, un ick nich mit den Oberkirchenrath. Mi kaenen S' ümmer leben laten." — „Ja", segg ick, „olle Burß, Dine Hoffnungen un Wünsch un Utsichten warden minen Kahn grad nich tau sihr belasten; aewer wenn wi an't Land kamen, denn borg' mi Dinen Rock." — „Hei's flickt", seggt hei. — „Schadt em nich." — „Hei's Sei tau eng", seggt hei. — „Schadt em ok nich, ick möt mi mit em inrichten." —

Und so zog Reuter nun in Treptow den Rock des Schulmeisters an. Nicht die Lust „nah ümmer wat Niges" trieb ihn zu diesem Beruf, sondern der Kampf ums Dasein, der Wunsch, sich eine bescheidene Existenz zu gründen.

Schon in seiner Vaterstadt hatte er eine Zeit lang Unterricht im Zeichnen gegeben — noch bei Lebzeiten des Vaters. Er hatte drei Schüler: Der eine war der Sohn des Inspektors Schecker, der, wie angenommen wird, das Urbild des unvergleichlichen Bräsig gewesen ist; auch der Sohn wurde Landmann, ging nach Amerika und schreibt

beiläufig „ok plattdütsch“. Der andere war der spätere Baumeister Gerhardt, und der dritte ist der noch lebende alte Photograph Baade, dem ich diese Angaben verdanke:

Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schülern war ein sehr vertrauliches. Wir sagten „Fritz“ zu ihm und Du, und das blieb auch so. Die Vorlagen zeichnete er alle selbst; er nahm die Unterweisung sehr ernst, wir haben viel bei ihm gelernt. Die Sache nahm leider nur ein jähes Ende. Der Vater hatte uns streng verboten, für Fritz etwas Trinkbares zu holen. Ich sündigte dagegen und versteckte die Flasche in meinem Rock, dessen Futter ich auf Fritzens Vorschlag einfach aufschnitt. Der Alte kam dahinter und jagte uns Schüler zum Tempel hinaus.

Später hat Reuter in Stavenhagen auch noch einen Turnkursus eröffnet, der freilich nur von kurzer Dauer war. Es nahmen etwa 15—20 Schüler theil. Die Stunden waren Mittwoch und Sonnabend Nachmittags, der Turnplatz eine Koppel am Stadtholz. Die Geräthe, Reck, Barren und Schwebebaum, waren Reuters persönliche Errungenschaften, auf die er sich nicht wenig zu Gute that. An die Geräthübungen schlossen sich Jugendspiele. Die Einführung dieses Unterrichts war damals eine kleine That. Vor Reuter hatte in „Stemhagen“ Niemand an regelrechtes Turnen gedacht.

Die Versuche, in seiner Vaterstadt auch noch für andere Gegenstände Schüler zu gewinnen, schlugen fehl, und so folgte er dem Rathe der Freunde, die ihm in Treptow bessere Aussichten eröffneten. Es fand sich bald eine gehörige Anzahl von Schülern zusammen.

Da gab es zunächst Schwimmunterricht. Reuter nahm selbst seine Zöglinge an die Angel — und wer den Absprung nicht wagte, der wurde so lange gefoppt und gehänselt, bis er sich endlich entschloß hinabzutauchen.

Daneben begründete unser Volkserzieher auch in Treptow zuerst den Turnunterricht. Der Platz war auf dem Klosterberg, zu dem Reuter auch sonst gern seine Schritte lenkte. Aus einem Schreiben an seine Braut wissen wir zufällig den Tag, an welchem er dort mit dem Unterricht begann; es war der 27. Mai 1851. Als Turnlehrer bekam er von der Stadt 36 Thaler jährlich.

Bei den Uebungen erschien er in grauleinener Jacke mit Gurt und schwarzem Schlapphut. Trotz seiner Muskelkraft turnte er in der Regel nicht selbst vor, höchstens öfter am Barren. Mit Vorliebe trieb er Turnspiele, Boxlauf und Wettrennen. Einer der Jungen

trug rothe Strümpfe; ihn ermunterte er mit den Worten: „De roden Strümp möten sick ranholl'n!"

Großer Jubel herrschte in der jungen Schaar, wenn Reuter mit ihr seine Turnfahrten unternahm. Früh Morgens zog man aus in Reih und Glied, und mit hellem Gesang ging es meilenweit durch Dorf und Stadt. Die Unterhaltung auf dem Marsche war köstlich; da gab es Scherzspiele, Räthsel und fesselnde Anekdoten in Hülle und Fülle, später auch wohl öfter Proben aus „Läuschen un Rimels". Wohin die Turnerschaar kam, ward sie mit offenen Armen empfangen — „Fritzing ist da!" rief man ihm freudig entgegen. Auch er war „überall zu Hause, überall bekannt." Die Stemhäger, Ivenacker und andere Freunde nahmen die Zöglinge auf und bewirtheten sie reichlich. Reuter war ein wackerer Fußgänger und erzog seine Schüler zu rüstiger Ausdauer, aber auch zu herzhaftem Muth. Zuweilen unternahm er mit ihnen nächtliche Ausflüge, bei denen die Knaben als Patrouillen entsandt wurden. Bei solcher Gelegenheit machte er noch ein anderes Experiment, um die Entschlossenheit der Knaben zu erproben: Er schickte sie um Mitternacht auf — Kirchhöfe, von wo sie eine bestimmte Blume auf den Gräbern pflücken mußten. Eine etwas bedenkliche Methode!

Zu Reuters Schülern gehörte der dreizehnjährige Richard Schröder, ein Sohn des Justizraths; er wurde im Schwimmen, Turnen und in den Anfängen des Griechischen unterwiesen. Schröder ist jetzt ordentlicher Professor für deutsches Recht in Heidelberg. Als er damals von seinem Lehrer Abschied nahm, um das Gymnasium in Anklam zu besuchen, gab ihm Reuter den Rath mit auf den Weg, er solle sich ja nicht das — Pfeifenrauchen angewöhnen. Er selbst habe sich ausgerechnet, daß er bei so und so vielen Pfeifen täglich so und so viele Zeit für Ausklopfen, Stopfen und Anzünden verwende, also jährlich eine ganze Reihe von Tagen geradezu vergeude. . .

Zum Zeichenunterricht, den Reuter gab, fanden sich Knaben und Mädchen im traulichem Verein auf seiner Stube zusammen, doch saßen sie von einander abgekehrt, dos à dos. Mittwoch und Sonnabend hatten sie je zwei Stunden. Des Lehrers Kritik war oft recht drastisch. Wenn einem Knaben der Baumschlag nicht gelang, meinte Reuter: „Min Jünging, Du hest woll'n Heuhumpen malt!"

Neben der „schwarzen Kunst des Zeichnens" wagte sich „Fritz Reuter als Erzieher" auch an nicht technische Gegenstände heran, so daß er stolz sagen konnte: „Sehen Sie mich an! So wie ich hier sitze, habe ich die Töchter der gebildetsten Familien unserer sehr ge-

bildeten Stadt in die deutsche Litteratur und in die Poetik eingeführt, die Schönen gleichsam in den Tempel des Schönen geleitend."

Seine Schülerinnen standen im Alter von 13—16 Jahren, es waren namentlich zwei Töchter des Justizraths Schröder, Laura Klein und seine Wirthstochter, jetzt Frau Gentzen in Neubrandenburg. Die Lehrfächer bildeten deutsche Grammatik, Geschichte und Litteratur mit Vorlesungen aus Klassikern wie Shakespeare. Zur Abwechselung gab es auch mal kleine physikalische Experimente. Reuter nahm seine Aufgabe sehr ernst, was ihn jedoch nicht hinderte, gelegentlich durch drollige Einfälle die Aufmerksamkeit zu erfrischen.

Besonders aber fanden sich Knaben als Schüler für die mehr wissenschaftlichen Gegenstände ein. Den Müttern war dieser Unterricht sehr gelegen, da sie nun ihre Lieblinge länger unter ihrer Obhut behalten konnten. Und sehr bald merkten die Eltern, daß sie es mit einem strengen und gründlichen Lehrer zu thun hatten. Reuter hielt auf ernste Pflichterfüllung und peinliche Sauberkeit; daneben war er ein Freund der Mnemotechnik.

Bei der ergötzlichen Schilderung der Stemhäger Schulverhältnisse erzählt der Dichter, daß der gefürchtete „Dachs" des Rektors Schäfer, als das heimlich versteckte Marterinstrument bei der neuen Zimmerverdielung seine Auferstehung feierte, in seinen Besitz übergegangen sei. Er bewahre es als Reliquie aus einer schönen Zeit, und auf seiner Schulmeister-Laufbahn habe es ihm wesentlich fortgeholfen. Man darf jedoch annehmen, daß der „Dachs" niemals in praxi, sondern nur theoretisch als abschreckendes Mittel verwandt worden ist. Die einzige „Handgreiflichkeit", die Reuter sich erlaubte, war, daß er mal ein wenig an den Ohren „ziepte", und auch dann sagte er noch mit Laune: „Na, min Sähn, nu möt ick de langen Uhren 'n beten andrücken, dat se sick an'n Kopp leggen. Nachts möst Du Di mal up de eine Sid legg'n un mal up de anner', denn ward dat woll warden!"

Solche und ähnliche Bemerkungen machte Reuter mit trockenem Humor, während er behaglich seine lange Pfeife rauchte. Die gefürchtetste Disciplinarstrafe war die Freiheitsentziehung. Wer nicht seine Schuldigkeit gethan hatte, mußte unwiderruflich nachbrummen; es kam Reuter nicht darauf an, schlimme oder chronische „Sünder" den ganzen Sonntag über bei sich einzusperren „von Morgens Klock säwen bet Abends Klock säwen!"

Sechs bis acht Stunden gab Reuter täglich, die Stunde für zwei „gute Groschen!"

Einer seiner Schüler war der jetzige Buchhändler Rubenow in Berlin. Dieser hat mir ausführlich von der „Schaulmeistertid" unseres berühmten Volksdichters erzählt:

Reuter — so etwa sagte er — war ein ganz vorzüglicher Pädagoge, immer anregend und nie ermüdend. Das damals Erlernte hat bei mir lange nachgewirkt und war fürs ganze Leben von Nutzen. Der Unterricht, der bis zu meinem 17. Jahre dauerte, und den ich mit 2—3 anderen Schülern theilte, umfaßte Deutsch, Mathematik, Französisch und Englisch. Die Themata für den Aufsatz wurden theils der Geschichte oder Naturkunde entnommen, theils knüpften sie an Reiseerlebnisse an oder waren allgemeiner Art. Immer ging Reuter darauf aus, den Ideenkreis seiner Schüler zu erweitern. Ja, sagte er einmal bei der Besprechung eines Aufsatzes, die Jugend schweift gern ins Weite, es kommt aber meist anders, als sie sich träumen läßt; er selbst habe auch so mancherlei erfahren, was seine Anschauungen geändert und beeinflußt habe. — Stets verband er den theoretischen Unterricht mit der Schule des Lebens.

Als Lektüre in den fremden Sprachen wählte er den Vicar of Wakefield und — Charles douze. In der Mathematik kam er mit Rubenow bis zu den Logarithmen.

Zur privaten Ausbildung stellte er dem Schüler seine Bibliothek zur Verfügung. Einmal kam das Gespräch auf Don Quixote. Der junge Rubenow meinte, er könne keinen Geschmack daran finden. Reuter bemerkte: „Dann haben Sie ihn noch nicht verstanden. Sie müssen ihn nochmal in späteren Jahren lesen und ihn vom Standpunkt einer Karikatur auf die menschlichen Irrthümer und Schwächen beurtheilen. Ich habe an einzelnen Stellen oft Thränen geweint."

Da Rubenow sein ältester Schüler war, so sprach er mit ihm auch gelegentlich über andere Dinge. In politischen Fragen nahm er regelmäßig einen freien Standpunkt ein. Es sei hier eine kleine Episode eingeschaltet, welche bezeugt, wie Reuter jede „Kriecherei" zuwider war. König Friedrich Wilhelm IV. kam einmal in dieser Zeit nach Treptow und wurde am Demminer Thor vom Bürgermeister begrüßt. Am andern Ende der ziemlich langen Straße hatte der Schützenverein Aufstellung genommen. Der Bürgermeister wollte auch hier „dabei sein" und lief mit hochgehobenen Frackschößen hinter der Equipage her. „Hewwen Sei dat seihn," sagte Reuter zu Rubenow, „as 'n Büttel rönnt' hei achter em nah!"

Auch von Religion war öfter die Rede. Rubenow, in dessen Verlag später freireligiöse Schriften erschienen, hatte schon damals

sehr vorgeschrittene Ansichten und ging darin weiter als sein Lehrer. Reuter hatte zwar den tiefsten Widerwillen gegen jegliche Scheinheiligkeit und Frömmelei, war aber von durchaus religiöser Denkungsart. Zu seinem Schüler sagte er, der einfache Mann müsse etwas haben, woran er glaube, was ihm einen Halt gebe in den Stürmen des Lebens. In Einklang hiermit steht ein Brief an den Bürgermeister von Bülow-Stavenhagen vom Jahre 1869. Reuter erklärte darin Bücher religiösen Inhalts als durchaus nothwendig für eine Volksbibliothek. Nichtsdestoweniger ist auch unser Dichter dem Schicksal nicht entgangen, von den „Evangelisten," mit Hengstenberg an der Spitze, als Heide denuncirt zu werden. Nach seinem Tode hat jedoch Baerwinkel gerade den religiösen Werth von Fritz Reuters Stromtid dargelegt.

Auch aus der „Festungstid" könnten manche Stellen als Belege für sein tiefinniges religiöses Empfinden herangezogen werden. Die Bibel spricht nach seiner Ueberzeugung eine eindrucksvolle Sprache:

„Männig steinern Hart mag weik worden sin vor Gottswurt." Nur sie haßte er, die Lästerer, „de mauthwillig Elend aewer de Lüd' bringen un denn Gottswurt tau'm Trost dorför henleggen."

Auch an ein „Jenseit" scheint der Dichter zu glauben; darauf deutet jene ergreifende Stelle am Schlusse des 12. Kapitels der „Festungstid," wo er eindringlich erklärt: dort solle ihm der Kriminaldirektor Dambach noch Rede stehen für die Abweisung seines Vaters.

Herzergreifend schildert unser Dichter im ersten Kapitel der „Stromtid", wie der wackere Hawermann in seiner Noth betet und neben dem Sarge, welcher die Hülle seines geliebten Weibes birgt, das einzige Töchterchen an sich drückt. — Bräsig, in dessen Prachtgestalt Reuter ein gut Theil des eigenen Wesens gelegt hat, ist, wie der Dichter selbst, nicht gut auf die „Petisten" zu sprechen, und als es zum Sterben geht, fragt ihn Frau Pastor: „Lieber Bräsig, soll ich nicht den jungen Herrn Pastor 'rüberrufen?" — Bräsig erwidert: „Lassen Sie das, Frau Pastorin, Sie haben mich mein'-Lewen lang ümmer for einen ollen Heiden taxirt; 's mag nicht Recht gewesen sein, daß ich solchen Lebenslauf geführt habe; aber die Paster-Geschichten!... Ne! es is mich so bequemer."

Dagegen übt der Sterbende noch im letzten Augenblick die Religion der That und vermacht sein ganzes Vermögen bis auf 2000 Thaler der Schule in Rahnstädt; „denn, Korl, die Frau Pastern

hat zu leben, und Du hast auch zu leben, aber mit die kleinen Schulkinder ist es ein Jammer!" — —

Doch zurück zu den Erinnerungen des Schülers. Rubenow fand schon damals Gelegenheit, sich ein wenig mit buchhändlerischer Arbeit vertraut zu machen. Reuter hatte seine ersten „Läuschen" im Selbstverlage herausgegeben, und als die Bestellungen so zahlreich eingingen, mußte auch der Schüler mit packen helfen, er that es von Herzen gern! War ihm doch sein Lehrer förderlich in jeder Beziehung. Als es sich darum handelte, einen Lebensberuf zu wählen, meinte Reuter: „Sie sind ein regelrechter Bücherwurm; das Beste ist, wenn Sie Buchhändler werden. Ich werde schon dafür sorgen, daß Sie eine Stelle bekommen." Und so geschah es. Durch Reuters Vermittelung kam der ehemalige Schüler zu Hinstorff in die Lehre.

Das Zeugniß, das ihm sein Lehrer gab, bewahrt er als theure Reliquie an des Dichters „Schaulmeistertid." Es lautet also:

„Der Sohn der Wittwe Rubenow hierselbst, W. Rubenow, hat bei mir während eines Zeitraums von zweien Jahren Privatunterricht im Lateinischen, Französischen, Deutschen und in der Mathematik gehabt und hat in diesen Fächern die besten Fortschritte gemacht.

Seine Kenntnisse im Französischen, Lateinischen nnd in der Mathematik sind meines Erachtens die, welche auf preußischen Gymnasien von einem guten Tertianer verlangt werden, wogegen seine Kenntnisse in der deutschen Sprache und im deutschen Styl einer höheren Classe angehören dürften.

Sein Fleiß war stets lobenswerth, ja ausgezeichnet.

Dasselbe muß von seinem Betragen gesagt werden, welches sich als ein bescheidenes, gleichmäßiges zeigte. Er hat stets ein streng sittliches Leben geführt und sich fern von jugendlichem Leichtsinn gehalten.

Treptow an der Tollense, den 10. November 1853.

F. Reuter, Privatlehrer."

Das Zeugniß trägt ein kleines Siegel mit den Buchstaben F. R.

Eine kleine Episode mag hier endlich noch wiedererzählt werden; sie beweist, wie der einstige „Schaulmeister" auch später seinen Zöglingen freundliche Gesinnung bewahrte. Als er schon ein berühmter Mann geworden war, traf er in Berlin auf der Straße einen ehemaligen Schüler, der Thierarzneikunde studirte und grade arg in der „Klemme" war. „Jünging", fragte er ihn, „wo sühst Du denn ut,

wat makst vör'n Gesicht, wat is denn?" — „Ick heww kein Geld" war die offenherzige Antwort. „Na kumm man!" Und sie gingen in ein Wirthshaus, aßen und tranken aufs Beste, tauschten alte Erinnerungen aus, und zum Abschied übergab Reuter dem ehemaligen Schüler ein unkündbares Darlehn von 25 Thalern: „Dat, min Sähn", sagte er treuherzig, „ward Di woll'n bet up de Bein helpen!"

Die „Schaulmeistertid" ging erst in Neubrandenburg zu Ende. Sie bot unserm Dichter eine so reiche Quelle von Erlebnissen und Beobachtungen, daß er sich lange mit dem Plane trug, auch diesen Lebensabschnitt in einem epischen Werk zu schildern.

Der enge Schulmeisterrock hatte ihm eine Zeit lang Wind und Wetter vom Leibe gehalten. „Un wenn ick ok Jahre lang de Stunn tau twei Gröschen gewen müßt, heww ick mi in em doch gaud naug gefollen, un hadd ick för den Herrn Paster ok kein Schriweri tau besorgen, denn schrew ick des Abends „Läuschen un Riemels", un dat würd min Tüftenland un unf' Herrgott hett doraewer jo sine Sünn schinen laten un Dau un Regen nich wehrt" und — so fügte er in lustigem Selbstspott hinzu — „un de dummsten Lüd' bugen de meisten Tüften."

Als Fritz Reuter aufhörte, Privatlehrer zu sein, ward er als Dichter ein öffentlicher Lehrer des ganzen Volkes!

VI.

Fritz Reuter und das Turnen.

Unser Dichter war von Jugend auf ein Freund und Förderer des Turnens. Kerngesund in seinem ganzen Wesen, im Denken und Dichten, hat er den Werth körperlicher Uebung und ihre wohlthuende Rückwirkung auf das geistige Leben, wie selten Jemand, zu schätzen gewußt. Es ist noch niemals mit rechtem Nachdruck darauf hingewiesen, wie sehr Fritz Reuter das Turnen als ein Mittel zur Gesunderhaltung des Volkes betrachtet und für seine Pflege an allen Stätten seines Wirkens energisch eingetreten ist.

Auch in Bezug auf die Turnerei war es Onkel Herse, der dem Knaben die ersten, wenngleich sehr primitiven Anregungen gab. Es waren einige „dunkle Gerüchte" von Jahns Bestrebungen zu ihm gedrungen, und da er die Familie des Turnvaters kannte und Sport in allen Formen liebte, so machte er mit Fritz und den Vettern sogleich gymnastische Experimente; er selbst war wegen seiner dicken Figur als Versuchsobjekt unbrauchbar. Reck und Barren waren ihm noch unbekannte Geräthe; er ließ die Knaben daher an seiner Leiter vor dem Kuhstall Uebungen machen. Die Sache war auch recht schön, bis Fritz einmal herunterpurzelte und in den Dünger fiel. Obwohl Onkel Herse sich bemühte, die Spuren des Falles von den Kleidern zu entfernen, blieb doch das Aroma vor „Tantens" feiner Nase nicht unbemerkt; es setzte eine energische Strafpredigt, und die Turnübungen hatten ein Ende.

Der weiche Fall hat jedoch unserm Fritz die Turnerei nicht verleidet. Regelrechten Unterricht erhielt er zuerst auf dem Turnplatz der Gelehrtenschule in Friedland. Reuter war, im Gegensatz zu andern Unterrichtsstunden, hier stets bei der Sache, und mit wahrer Herzenslust nahm er an den fröhlichen Wanderfahrten Theil. Diese Freude blieb ihm noch in später Zeit erhalten. Schon in den Erinnerungen

aus der Schulmeisterzeit ist erzählt, wie Reuter in seiner Vaterstadt und in Treptow das Turnen eingeführt, wie er in Bezug auf Jugend- und Turnspiele gradezu vorbildlich gewirkt hat.

Und wie zielbewußt er hier zu Werke ging, das mag ein werthvoller Aufsatz des Dichters beweisen, den ich durch einen glücklichen Zufall an's Licht gezogen habe. Den Artikel fand ich in dem einzig erhaltenen Exemplar des Treptower Wochenblatts von 1850,*) zur Ueberraschung des Besitzers und früheren Verlegers, Herrn Ehlert, der selbst keine Ahnung von dem Dasein des Aufsatzes hatte.

Dieser Leitartikel vom 27. April 1850 machte zuerst in Treptow für das Turnen Propaganda. Fritz Reuter schrieb:

„Ein kurzes Wort über die Nothwendigkeit des Turnunterrichts für die Jugend.

Es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß die ausdauernde Strebsamkeit der preußischen Regierung in Sachen der Volkserziehung zu Resultaten geführt hat, die unbedingt zu den Lichtseiten in den vorwaltenden Schatten der heutigen Zeit gerechnet werden müssen. Preußen selbst und Deutschland im Allgemeinen mögen in diesem Punkte zwar keine vorurtheilsfreie und competente Richter abgeben, wie man im eigenen Hause gar Manches mit günstigerem Auge anzusehen pflegt, als der Nachbar; diese Ansicht dürfte aber die Richtigkeit der obigen Behauptung schwerlich in Frage stellen, zumal das Ausland einstimmig der letzteren beipflichtet. Der starre Egoismus der Engländer, ganz in eigenthümlich entwickelten Formen gegen die Einflüsse anderer Völker versteinert, hat sich gebeugt und sich in Preußen nach besseren Einrichtungen für Volkserziehung und Gelehrtenbildung umgesehen; die nationale Eigenliebe der Franzosen hat die Mangelhaftigkeit eigener Zustände in Betreff der Volksbildung eingestehen müssen, und sich in Preußen vollkommenere Muster gesucht; anderer in dieser Beziehung tiefer stehender Völker nicht zu gedenken.

Nicht plötzlich, auch nicht in stetig fortschreitender Entwickelung sind diese günstigen Resultate erzielt worden, sondern, wie in allen menschlichen Dingen; manches Schwanken ist eingetreten, manche theilweisen Rückschritte sind gemacht worden

*) Die Jahrgänge 1851 und 1852, die sicher noch manche „Reuteriana" enthielten, waren leider nicht mehr vorhanden.

und viele einzelne Elemente, nur durch einen schwach durchscheinenden Plan zusammengehalten, haben als Mittel zur Erhebung der Volkserziehung dienen müssen. Von diesen letzteren ist unbedingt das Turnen als eines der wichtigsten, am tiefsten und günstigsten eingreifenden zu nennen, und jene Zeit, in der dasselbe als staatsgefährlich geächtet war, fällt unleugbar mit den Rückschritten in der Entwickelung der Volksbildung zusammen. Anstatt selbst gefährlich zu sein, wurde sein Aussetzen gefährlich.

Den geistigen und den leiblichen Kräften ist bei der Bildung des Menschen, so viel als möglich, gleiche Berechtigung einzuräumen, vorzüglich wenn man jene Klassen der Gesellschaft ins Auge faßt, deren Beruf sie zwingt, durch kräftige und gewandte Anwendung der körperlichen Fähigkeit ihr zukünftiges Lebensglück zu gründen und zu bewahren.

Aber auch denen, die vorzugsweise einer geistigen Beschäftigung überwiesen sind, darf körperliche Ausbildung nicht gleichgültig erscheinen, nach dem alten Spruche: „in einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele."

Wo der Leib siech ist, verliert der Geist seine Spannkraft, wo der Leib verweichlicht ist, wird der Geist matt, und wo dem Leibe die Rüstigkeit und Frische fehlt, strebt der Geist vergebens vorwärts und aufwärts, er klebt an körperlichen Kümmernissen und Beschwerden, wie der Schmetterling an der Nadel.

Wenn nun die Gleichberechtigung des Körpers mit dem Geiste zugestanden werden muß und die innige Verbindung und die Abhängigkeit des einen von dem andern nicht abgeleugnet werden kann, so kann man sich füglich wundern, wie so viel zu Gunsten des einen und so wenig für den andern geschehen ist und (wie hier bei uns) noch geschieht. Man überläßt das Bildungsgeschäft des Körpers der Jugend durchaus selbst, und wenn auch sorgsame Eltern darüber wachen, daß die Spiele und körperlichen Beschäftigungen der Knaben ungefährlich seien, so sind sie, gelinde ausgedrückt, doch planlos, wenig Nutzen bringend und ihr wahrer Gewinn allzusehr dem Zufalle unterworfen, wenn sie nicht gar geradezu Unfug anrichten und unsittlich sind. Diese Richtung ist nun freilich sehr zu beklagen, ist jedoch noch nicht das größte Uebel, was sich in die unbeaufsichtigten Knaben festsetzen kann; bei weitem gefährlicher für dieselben ist der Mangel an Thätigkeitstrieb, die Faulheit, das

Herumlungern und Ofenhocken. Hier ist die Pflanzstätte und das Brutnest aller Laster zu suchen, und gar leicht kann ein Knabe von geringem Temperament und schwächlicher Körperbeschaffenheit all diesem Jammer verfallen, wenn nicht durch Anleitung und Beispiel die Lust an körperlichen Uebungen, Anstrengungen und Entbehrungen in ihm geweckt wird. Die Geselligkeit, die wohlgezügelte Heiterkeit, der angeregte Muth, die Ertragung von Mühen und Entbehrungen sind, abgesehen von dem direkten Nutzen der Uebung von Kraft und Gewandtheit, die größten Feinde jener schleichenden Uebel, denen eine unbeaufsichtigte und nicht angeregte Jugend verfallen kann. Wer da glaubt, daß blos halsbrecherische Kunstreiterstückchen und waghälsige Unternehmungen das Wesen des Turnens ausmachen, daß körperliche Uebungen von Rohheit der Sitte unzertrennlich seien, und der Turnplatz ein Tummelplatz der Ungebundenheit und Zügellosigkeit sei, der irrt gewiß ebenso sehr, als derjenige, der die Erwerbung von Kenntnissen in der Schule mit der Abrichtung zu Gaunerstreichen und Schelmenstücken in eine Klasse setzen wollte.

Das Turnen ist ein fröhliches Spiel, ein rüstiges Ringen, die gebundenen Kräfte frei zu machen von den Fesseln einer erdrückenden und entnervenden Civilisation, eine Vorübung zum Ertragen von Gefahren und Entbehrungen, eine reiche Schule und reine Freude der Geselligkeit, ein übersprudelnder Born reiner Jugendlust und frischer Jugendkraft und eine schuld- und reuelose Erinnerung für das Alter.

Alles dies gilt für das Baden und Schwimmen in eben dem Maße, da dasselbe ein durchaus zum Turnen gehöriger Theil ist und nur deshalb an einzelnen Orten nicht damit verbunden ist, weil die Gelegenheit fehlt. Für diese körperliche Uebung möchte die Nothwendigkeit einer Beaufsichtigung in die Augen fallend sein, weil hier leider nur zu oft Unbesonnenheit und Waghalsigkeit einen plötzlichen gewaltsamen Tod herbeiführen, aller der vielfachen Fälle nicht einmal zu gedenken, in denen durch unvorsichtige Erkältung die Gesundheit leidet und vielleicht für immer verloren geht.

Darum ihr Eltern, die Ihr Eure Kinder zu einer geistigen Beschäftigung heranbilden laßt, gönnt ihrer Jugend die Freuden, die für dies Alter von einer weisen Natur bestimmt sind, gönnt ihnen das Glück, Knaben und Jünglinge zu sein, bevor Ihr

ihnen die Pflichten des Mannes aufbürdet, schafft ihnen einen Schatz von Gesundheit und Kraft, die vorhält bei der gemüthvergällenden und lebenskraftversauernden, sitzenden Lebensart, der sie einst verfallen müssen, und Ihr, die Ihr Eure Kinder, die Ihr liebt, zu einem Leben voll körperlicher Anstrengungen bestimmt habt, wählt für sie den leichten, heitern Weg der Jugendspiele, um sie vorzubereiten und abzuhärten, und nicht den rauhen, unfreundlichen der Arbeit. Der erstere Weg führt sicherer zum Ziel, weil er naturgemäßer ist.

F. Reuter."

Als unser Dichter seinen Wohnsitz nach Neubrandenburg verlegt und aufgehört hatte, Turnlehrer zu sein, blieb er noch gern mit der Jugend in anregendem Verkehr, und fast immer war er mit zur Stelle, wenn die Gymnasiasten ihre Turnfahrten unternahmen und hinauszogen in Wald und Flur. Dann stellte er sich, den Knotenstock in der Hand, Tasche und Feldflasche auf dem Nacken, mit ihnen in Reih und Glied.

In Neubrandenburg wurde Reuter auch Mitbegründer des Turnvereins. Ein Freund des Dichters erzählt mir von einer vorberathenden Versammlung im damaligen Schützenhause. Reuter war anwesend und griff mit lebhafter Rede ein, indem er auch hier den segensreichen Einfluß des Turnens für die Entwickelung der Jugend eindringlich schilderte.

Es mag dabei erwähnt sein, daß in „Nigenbramborg" Friedrich Ludwig Jahn selber das Turnen eingeführt hat. Er war in Greifswald relegirt worden wegen seiner „oratio archaeologica sacroburschicosa pro gradu doctoris Quomodonis, gehalten im letzten decennio des 18. Jahrhunderts zu Saal-Athen vom Ober-Fuchs-Marschrouten-Commissions-Präsidenten daselbst." Jahn lebte 1803 und 1804 unter dem Namen eines Herrn „Fritze" als Hauslehrer bei den Söhnen des Barons Le Fort. In jener Zeit erwog er zuerst den Gedanken, Turnplätze in Deutschland einzurichten. Er hatte damals eine junge Schaar um sich gesammelt, mit der er Abends von den Uebungen heimkehrte unter dem hell tönenden Gesang:

„Wer gleichet uns Turnern, uns frohen?
Mag Wind und Wetter uns drohen
In dem Feld."

In Neubrandenburg fand Jahn 1814 seine Lebensgefährtin in Helene Kollhof.

„Kennen Sei Jahnen," fragt in der „Franzosentid" Unkel Herse den Möller Voß. — „Meinen Sei den ollen Jahn von de Peenhüser, de mine Fru de Pött beknütten deiht?" — „Jh, wo! Turn-Jahnen mein' ick, de up Stunns in Berlin is, Koloffen in Luckow finen Swager." — „„Ne, de Mann is mi nich bekannt."" — „Na, denn hürn S'. Des' Turnjahn geiht mal mit en Studenten in Berlin de Strat entlang un kümmt nah't Bramborgsch Dur — denn de Berliner hewwen ebensogaud en Bramborgsch Dur, as wi Stemhäger — un wis't dor baben 'ruppe, wo de Sigsgöttin süs stahn hett, de de Franzosen mitnamen hewwen, un fröggt den Studenten, wat hei sick dorbi denken deiht. — „Nicks", seggt de. — Swabb! haut hei em an den Hals . . . „„Musche Nüdling,"" säd Turnjahn tau den Studenten, as de sick aewer de Mulschell stark verstutzen ded, dit is en Denkzettel för't Nicksdenken. Du haddst Di dorbi denken müßt, dat wi de Sigsgöttin uns ut Paris wedder halen möten.""" —

Unser Dichter ist Jahn noch persönlich näher getreten. Als er 1861 mit seiner Frau eine Reise durch die deutschen Gaue unternahm, lernte er den Turnvater zu Bonn am Rheine kennen. Bald darauf — im August 1861 — betheiligte sich Reuter an dem großen Turnfeste in Berlin. Wie er selbst sagt, hatte ihm die schrecklich übertriebene Zahl patriotischer Reden ein leises Unbehagen eingeflößt; im Uebrigen schreibt er über seine Theilnahme an Julian Schmidt: „Als alter Turner schloß ich mich meinen Landsleuten an und machte den Auszug mit, wurde aber arg dafür gestraft, weil ich mit der Turnerschaar zuerst $2^1/_2$ Stunde in Sturm und Regenschauern auf der Straße stehen mußte . . . und darauf durch die Umstehenden gezwungen wurde, zu Ehren des Turnvaters in der Hasenhaide einen Dauerlauf mit zu machen. . . Das sog. Mittagessen bei Kroll machte ich und — was sagen Sie? — auch meine Frau mit, die auf diese Weise in der allgemeinen Verbrüderung mit einbegriffen und eine Art Turnschwester geworden ist; aber vor jenem Theile des Festes, in welchem die Turner auf Staatskosten nach Spandau gebracht wurden, wo für ihre Aufnahme freundlichst Sorge getragen war, bedankte ich mich, da ich dies schon früher einmal durchgemacht hatte und zu abergläubisch bin, um mit einem so bedenklichen omen Scherz zu machen. Jm Gegentheil ich reiste schleunigst ab."

Der Dichter zeigte damals seiner Frau die Stätte seiner Leiden, „dat olle grise Hus up den Schinkenplatz": „Verleden Sommer was't, as ut ganz Dütschland de frischen Grisjacken un Widbüxen

tau't Turnerfeſt in Berlin tauſamen kamen, as de ſwart-roth-gollnen Fahnen ut alle Finſtern weihten, un ſülwſt de wirklichen Herrn geheimen Räthe Gut Heil ut dat Finſter röpen. — „Kumm mit, Fritz!" röp mi en ollen Fründ an den irſten Dag tau, „wi führen hüt All nach Spandau. De Stadt Spandau ſpandirt hüt, de Magiſtrat hett virhunnert Daler tau unſ' Bewillkamung utſett't." — „„Ick dank velmal!"" ſäd ick, „„de Weg von Swart-roth-gold nah Spandau is mi gaud naug bekannt,"" un gung nah Hus un namm mine gaude Fru unner den Arm un ſäd: „dat känen wi neger hewwen." Un ick bröcht ſei nah den Schinkenplatz vör dat olle trurige Hus un ſäd: „Süh, dor hewwen ſei mal üm min Lewensglück ſpelt, un ſei hewwen gewunnen." — Un ſchreg aewer weihte 'ne ſwart-roth-gollene Fahn ut en Finſter 'rut, un ick namm mine leiwe Fru faſter in den Arm un ſäd: „„Ick hewv't betahlt, mihr as betahlen kann de Minſch nich; ward ok nich von em verlangt." — Un as ſei ſo fründlich un ſtill tau mi tau Höchten kek, ſäd ick: „Min leiw Döchting, Einer ſall Gott för Allens danken. Wenn ick hier nich ſeten hadd, wer weit, wat ick Di denn kregen hadd." Den annern Dag ſett'te ick mi up de Iſerbahn un führte tau Hus, let Turnerfeſt Turnerfeſt ſin, dat „Wedderſeihn hadd mi't Hart ümkrempt."

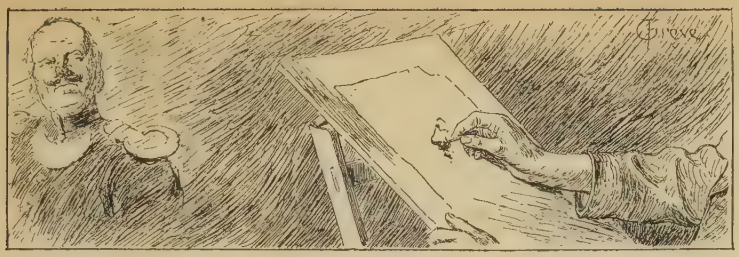
Die Epiſode, welche Reuter in der „Feſtungstid" erzählt, hat ſich genau ſo zugetragen. Ein alter Bekannter des Dichters, der auch dabei war, ſchildert mir den Vorgang:

Als die Turner auszogen, hielt der Dichter mit ſeiner Frau in einer Droſchke. Wir jubelten ihm zu und riefen: „Fritzing, kam mit!" Er fragte: „Kinnings, wo willt Ji hen?" „Nah Spandau!" ſagten wir. „Oh", rief er zurück, „dat kenn ick all!"

Fritz Reuter war nicht nur ein Apoſtel der Turnkunſt, er bethätigte nicht nur im Leben und Schaffen ihre Loſung „Friſch, frei, fromm, fröhlich" — er hat ihrer ſchönen Sache auch einmal inhaltreiche, ſchwungvolle Verſe gewidmet. Als die Frauen und Jungfrauen von Treptow dem Männer-Turnverein eine Fahne geſtiftet hatten, bat ihn die frühere Wirthstochter und Schülerin, die jetzt in Neubrandenburg lebende Frau Gentzen um ein Gedicht. Reuter willfuhr ihrem Wunſche in freundlicher Erinnerung an die einſtige Hausgemeinſchaft. Von dieſem Gedicht ſind durch Wilbrandt nur die Schlußverſe veröffentlicht, und der Biograph bemerkt, ſie ſeien zur Fahnenweihe der Neubrandenburger Sänger beſtimmt geweſen. Das iſt ein Irrthum; höchſtens hat Reuter auch für dieſen Anlaß das Gedicht wieder aus dem Schubfach hervorgeſucht.

Hier mag es vollständig seinen Platz finden:

Manch heit'res Wort flog hin und wieder,
Manch froher Scherz hat sich in uns geregt,
Doch auch vom ernsten Fühlen ward die Brust bewegt
Und ernstes Sinnen sank auf uns hernieder,
Als dieses Zeichen nach des Weibes Art
In stiller Häuslichkeit für Euch geworben ward.
Ein Zeichen ist's nur Eures Strebens,
Ihr sollt es deuten durch die frische Kraft,
Die draußen für das Gute wirkt und schafft;
Wir stehen fern vom Markt des Lebens,
Wir freu'n uns nur der jungen grünen Saat,
Der glüh'nde Wunsch für sie ist uns're kühnste That. —
So nehmt es hin! und laßt es in den Thalen
Und auf den Bergen in den freien Lüften,
In Frühlingsgrün und Blüthendüften
Erglänzen in den Sonnenstrahlen;
Den frohen Sinn soll es Euch hold erhöhen,
Drum laßt es frisch und fröhlich wehen.
Doch wenn Ihr glaubt, daß nur zur Lust
Die Fahne Euch von uns gespendet,
Dann irrt Ihr sehr; in uns'rer Brust
Fing Scherz sie an, doch Ernst hat sie vollendet.
Ihr sollt' sie tragen, auch wenn Stürme dräuen,
Wenn Wetterwolken auf zum Himmel ragen,
Das Beste sollt Ihr für sie wagen
Und selbst den Tod sollt ihr nicht scheuen.
Die Freiheit ist ein wundersames Bild:
Wer einst geknie't zu seinen Füßen,
Der trotzt den Schwertern und den Spießen,
Ist er nicht Sieger, legt ihn auf den Schild. —
Und faßt darob Euch banges Grauen,
Dann gebt uns nur zurück das Zeichen,
Wir wollen's dann als gute Frauen
Dereinstens Euren Kindern reichen,
Die machen dann, wie spät's auch sei,
Die deutschen Lande siegreich, einig, frei!



VII.

Fritz Reuter als Maler.

Hat der Dichter nach eigenem Geständniß die Luft zu fabuliren in erster Reihe von seiner Mutter, so ist sein malerisches Talent anscheinend mehr ein Erbtheil des Vaters. Nach beiden Richtungen mag auch Onkel Herse Reuter's Entwickelung frühzeitig beeinflußt haben. In Fritzens Jugendzeit wurde die Kunst des Zeichnens mehr geübt als heutzutage, sie war damals, wie unser Dichter bemerkt, noch nicht so vom „Musikteufel" verdrängt, und man gab auf eine gute Zeichnung mindestens eben so viel wie auf einen flott gespielten Walzer. Sehr zutreffend weist Reuter darauf hin, wie jetzt der Dilettantismus gleich immer zu Pinsel und Palette greife, um blaue und rothe Blumen zu malen, die kein Linné kenne und kein Hergott geschaffen habe. Und es klingt etwas verdächtig, wenn er im Anschluß an dieses Wort gleich zu Onkel Herse's Malversuchen in Aquarell, in Gouache, in Oel und Email übergeht. Es sei dem Allerweltsonkel einmal dasselbe passirt wie dem alten Griechen-Maler Zeuxis: Als er das Oelportrait des Pastors Knöchel ins offene Fenster gestellt hatte, kam der alte Glaser Bade vorüber, zog den Hut und sagte: „Gu'n Morrn, Herr Paster, wat makt Ehr leiwe Fru?" Woraus man, wie Reuter sagt, entnehmen kann, daß entweder Onkel Herse ein großer Künstler, oder der alte Glaser Bade sehr kurzsichtig oder auch ein arger Schelm gewesen ist. — Ich wollte mich gern überzeugen, welche dieser Alternativen am meisten für sich habe, und suchte dem Bilde auf die Spur zu kommen. Nach Angabe von Raatz soll es auf dem Kirchenboden

in Stavenhagen sich befinden. Herr Kirchenökonomus Müller hatte die Freundlichkeit, mit mir die halsbrecherischen Treppen „hinaufzuklettern"; das durch Reuter verewigte Bild war indeß nicht mehr vorhanden.

Der Bürgermeister widmete der Kunst jedenfalls einen größeren Ernst als Onkel Herse. Nach der Versicherung des Sohnes war er ein ganz vortrefflicher Zeichner, wie aus den Kreidestudien hervorginge, die in Göttingen unter Riepenhausens Leitung entstanden waren. Als ihm Fritz einen, wie er glaubte, sehr schön mit Rothstift ausgeführten Hund brachte, arbeitete der Bürgermeister mit einem schwarzen Stift so radikal in die rothe Farbe hinein, daß der bunte Hund sich alsbald in einen schwarzen, aber korrekt gezeichneten verwandelte.

Der Knabe zerbrach sich den Kopf darüber, wer wohl der größere Künstler sei, der Bürgermeister oder der Rathsherr. Er fragte seinen Vater, und der antwortete bescheiden: „Onkel Herse." Dieser aber meinte: „Wenn hei dat sülwen seggt, denn . . ."

In Friedland wurde die Zeichenlust des Schülers durch Gesellius gefördert; am liebsten wäre er damals von der Gelehrtenschule zu einer Kunstschule übergegangen. Doch im Oktober 1827 schrieb er dem Vater; Mit dem Malerwerden hat es für mich jetzt sein Bewenden, und ich werde mich bestreben, wie Du mir räthst, mich zu einem tüchtigen Juristen fähig zu machen.

Auch in Parchim, wo der Zeichenunterricht wegfiel, scheint er die „schwarze Kunst" oder — wie er ein ander Mal sagte — die „Kunst der Schnurrbärte" in aller Stille fortgesetzt zu haben.

Als Rostocker Musensohn zeichnete er aus der Erinnerung das Kreidebildniß von Adelheid Wüsthoff, seiner Jugendliebe in Parchim. Er widmete es beim Weggang aus Rostock seinem Freunde Julius Wiggers. Dieser bewahrt das Blatt, wie er 1874 in der Spenerschen Zeitung schrieb, als ein Andenken an den vortrefflichen Menschen- Zeichner (in doppeltem Sinne) und zugleich „als ein Zeugniß jener verbotenen künstlerischen Beschäftigung, von welcher die Institutionen des römischen Rechts ihn nicht abzuziehen vermochten". Das Bild ist jedoch arg verzeichnet; Oberlippe, Kinn und Hals sind viel zu lang gerathen, dazu kommen förmliche Schlitzaugen und andere Entstellungen. Künstlerhand hat diese Mängel in unserer Reproduktion (S. 31) entfernt, so daß Adelheid hier etwa so erscheint, wie sie Reuter im Gedächtniß vorschwebte.

In der Jenenser Zeit, als die Professoren infolge der Unruhen die Vorlesungen schlossen, nahm Reuter Unterricht beim Porzellan-

maler Schirmer und war so eifrig hierbei, daß er sich um die studentischen Händel wenig kümmerte. Als man ihm den Proceß machte wegen „Conat des Hochverraths", berief er sich auch auf das Zeugniß von Schirmer.

In der Festungszeit half ihm die Kunst über viele trostlose Stunden hinweg.

Auf der Hausvogtei hatte er aus gebrannten Walnußschalen sich eine Art Tusche bereitet. Damit zeichnete er, wie er das auch später liebte, allerhand charakteristische Physiognomien an den Rand der Niederschrift von Byron's Tochter Jephta's.

Frl. Burmeister, spätere Frau Gentzen. Pastellbild von Fritz Reuter.

In Silberberg bot das Zeichnen ihm das einzige Vergnügen in düsterer Einsamkeit, bis die elenden Kasematten ihm das Augenlicht so schwächten, daß er auch diesen Zeitvertreib einstellen mußte.

In Magdeburg versuchte er sich auch mal als „Bildhauer"; sein Material war indeß nicht Thon, sondern Schnee. Um sich Bewegung zu machen, wälzte er auf dem Hofe Schneeballen zu einem Postament zusammen, dann knetete und formte er einen recht zarten Schneekloß zu einer Art Brustbild: „As ick min Makwark neger betrachten ded, dunn sprung mi 'ne Aehnlichkeit mit den ollen, braven Dr. Martin Luther entgegen, ick makte

em de Backen en beten dicker un de Näs' en beten stuwer und dor stunn hei liksterwelt". Es war gerade kein Kunstwerk, aber ein Aufwärter meinte zu Reuters Trost, es könne doch Jedermann sehen, daß es ein „Mannsminsch" sein solle und kein „Frugensminsch".

Dem armen „Staatsgefangenen" brachte der Dr. Martin das Gute, daß er vom Platzmajor, der das Schneemodell stehen sah, das ihm zuerst abgenommene „Schreib- und Zeichengeschirr" zurückerhielt.

Mit Eifer widmete er sich nun der Kunst, und fast Keiner auf der Festung entging der Bearbeitung durch Reuters Zeichenstift.

Der menschenfreundliche Geschäftsführer eines Handelshauses, der Reuter Sonntags oft mit einem richtigen, tüchtigen Braten beglückte, brachte ihm einst auch einen Kasten mit Pastellstiften. Leider wollte die Farbe zuerst auf dem Papier nicht sitzen bleiben, und ein halbes Jahr lang experimentirte er damit, bis endlich der Inspektor mit der Nachricht kam, die Farbe müsse mit dem kleinen Finger eingerieben werden . . .

Die Kunstübung bildete den Lichtpunkt in dem sonst so trüben Aufenthalt in Magdeburg. „Ich glaube fast", schrieb er am 29. November 1837 dem Vater, „ich könnte bei einiger größerer Uebung schon als Maler fungiren."

Dem Alten war jedoch diese Vorliebe durchaus nicht nach Wunsch, und Reuter setzte wohlweislich hinzu: „Aber nun fällt mir ein, daß ich Dir zum Troste schreiben muß, daß ich deshalb doch nicht die Oekonomie vergessen habe . . ."

Sein erstes Modell war sein „Stuben"-Genosse und Freund Grashof. Reuter malte ihn von allen Seiten und in jeder Manier — einmal mit himmelblauem Hintergrund, dann wieder ganz in Wolken und ein ander Mal mit rosenrothem Schein, wie Abends, wenn die Sonne untergeht. „Dit Stück hett mi vel Mäuh kost't, un as't farig was, sach't gornich dornah ut."

Nachdem Grashof vollständig ausgenutzt war, kam der Herr Inspektor an die Reihe. Da das Bild für die Braut bestimmt war, so mußte er etwas verschönert werden und recht freundlich dreinschauen. Zum Glück hatte der Herr Inspektor eine lange Nase — „dat's ümmer 'n Glück för en Anfänger — de fat't ick, un as ick sei fat't hadd, dunn müßt all dat Anner nah, dat müggt willen oder nich"...

Das Bild brachte unserm gefangenen Künstler Ehre und — neue Modelle. Auch die Kameraden durften jetzt einzeln in seinem „Atelier" erscheinen. Das Licht fiel von oben in seine Werkstatt, und

das Beste war: Die Leute, die ihm saßen, waren das Sitzen gewöhnt, — sie konnten auch nicht entschlüpfen, denn die Thür war verschlossen.

Reuter gesteht im 8. Kapitel der „Festungstid" voll launiger Selbstironie, wie er sich damals gegen das Ebenbild Gottes versündigt, wie er Gesichter und in Farben gemalt habe, die garnicht existirten:

Bleistiftzeichnung von Fritz Reuter.

Mit den Schwarzköpfen ging's noch einigermaßen, aber da er bei den Flachsköpfen mit Grün zu schattiren und die Gesichter etwas kräftig mit Rothstein zu bearbeiten pflegte, so konnte man diese Bilder aus der Ferne für Ananas halten, zumal wenn unten noch ein grüner Rock sich anschloß.

Die Bilder wurden meist zu Geburtstagen oder zu Weihnachten an Eltern oder Geschwister versandt; Reuter bittet in der „Festungstid" um Entschuldigung, wenn er den Angehörigen an solchen Festtagen einen Schreck eingejagt habe über das schlechte Aussehen ihrer Lieben.

Damals malte er auch sein eigenes Selbstportrait und schickte es an seinen Vater; der aber schrieb ihm: „hei hadd sick sihr verfiert, un ick müßt mi gruglich verännert hewwen." Dieses Selbstportrait des Dichters hätte ich gern als Illustration hier beigegeben, es ist aber leider untergegangen. Zuletzt war es im Besitz der älteren Schwester Lisette gewesen, die anscheinend das Kleinod nicht hinreichend gehütet hat.

Der „Künstlerruhm" des Staatsgefangenen war mittlerweile so weit gedrungen innerhalb der Festungsmauern, daß ganz zuletzt selbst der Platzmajor, Hauptmann Singer, es für ungefährlich hielt, sich von ihm abkonterfeien zu lassen. Das war Reuters „Glanzpunkt" in Magdeburg. Die Sache ließ sich jedoch sehr schwierig an. Des Herrn Inspektors Stube, wo die große That geschehen sollte, hatte nicht so schönes Oberlicht wie das alte Zellenloch, und so exercirte der Gefangene erst lange mit dem Herrn Platzmajor in allen Ecken herum, bis zuletzt die Bettdecke des Herrn Inspektors die zudringlichen Lichtstrahlen abwehrte. Zum Unglück aber war der Platzmajor noch ein

Flachskopf und hatte keine Augenbrauen: „Un ick Unglücksworm hadd dat an de Mod' mit de Ogenbranen antaufangen. — Wat nu? — Süs smerte ick tauirst en por Ogenbranen hen un let de Näs', so lang oder so kort as sei just was, doranner dal bammeln. Aewer wat nu? Hei hadd keine Ogenbranen, un ick keinen Anfang, un sin Näs' was för en Maler ok man so so. Ick hadd mi de Sak vermeten; aewer ick was ganz ut de Richt; anfangen müßt' ick, un mit wat Horigs müßt ick anfangen . . . ick fung also mit den Snurrbort an."

Nun ging die Arbeit ihm leicht von der Hand, aber als er sich mit Berlinerblau, Zinnober und Chromgelb an die Uniform heranmachte und diese Beiwerke bloß mit flüchtiger Genialität andeuten wollte, blieb er grausam stecken. Der Rock des Bildes ging noch an, aber die Epaulettes und Knöpfe schienen seit vielen Jahren nicht geputzt zu sein, und der Kragen sah aus wie der eines Postmeisters. Reuter nahm also das Portrait mit in sein „Privat-Atelier," um dort in aller Stille dem Herrn Platzmajor Epaulettes und Knöpfe blank zu putzen. Nur mit dem Kragen wollt' es nichts werden. Endlich brachte ihn Freund Grashof's Kanarienvogel auf eine Idee, als das Thierchen einen Tropfen auf den Kragen spritzte, und die Stelle scharlachroth wurde. Reuter verfiel darauf, den Kragen mit Zuckerwasser zu firnissen. Und das ging wunderschön; er war entzückt und betrachtete seinen Platzmajor liebevoll vom Bette aus bis zum Abend, als die Schildwache befahl, das Licht in der Zelle auszulöschen: „'t is mäglich, dat Raphael sine Madonna, as sei farig was, ok lang ankeken hett, aewer so verleiwt, glöw ick nich, dat hei in ehr west is, as ick in den Herrn Platzmajuren." Als er jedoch nach schönem Traum erwachte, waren tausend Fliegen dabei und verzehrten den süßen Kragen des Platzmajors und setzten lauter schwarze Punkte in die schönsten Glanzlichter. Der Schaden war jedoch bald kurirt, und unser Maler-Pfiffikus hatte nun bei zwei Kommandirenden einen Stein im Brett.

Eines der damaligen Zeichenbretter Reuters war eine Widmung der Magdeburger Leidensgefährten und enthält noch die eingeschnittenen Namen.

In Graudenz, wo dem armen Staatsgefangenen bessere Tage beschieden waren, hatte Reuter einen Genossen in seiner Kunst: den späteren freireligiösen Prediger Schramm, den er in der „Festungstid" mit Unrecht als Verräther geschildert hat. Von Schramm lieh er sich die Retsch'schen Sachen zum Faust, um sich auch im Federzeichnen

zu üben. „Drei Blätter sind schon fertig," schrieb er 1838 an seinen Freund Königk, „und sollen, wie man mir sagt, sehr gelungen sein;

Oelgemälde von Fritz Reuter, vermuthlich nach einem alten Kupferstich.

deshalb bitte ich, nicht nach der obigen Vignette zu urtheilen, da dieselbe gestern Abend bei Licht, großer Müdigkeit und Kälte gemacht ist." Ein anderer Brief enthält als Randzeichnung die dahinschreitende Gestalt Wittes, des hochwürdigen „Erzbischofs."

Mit Vogler und Schultze begründete Reuter in Graudenz eine rasch aufblühende „Akademie der Wissenschaften;" er allein repräsentirte die Akademie der Künste, die sich mit Oel-, Porzellan- und Pastellmalerei befaßte. Zahlreiche Personen skizzirte er aus der Erinnerung. So entwarf er eine Zeichnung des Konrektors Gesellius und malte seiner Schwester Lisette ein Oelbild zum Geburtstage. „Wie geht es zu,"

schrieb er am 25. März 1839 an den Vater, „daß ich Dein Portrait nicht treffen kann? Meine Erinnerung verwirrte sich, so daß ich bald ein Bild von Dir hatte, wie Du mit rabenschwarzen Haaren, fröhlichem Gesichte, blanken hohen Stiefeln und munterem Pfeifen bei schlechtem Wetter auf dem Hausflur herumgaloppirtest, und draußen im Felde mit mir um die Wette liefst, bald eins aus späteren Jahren, wo Deine Züge härter und Dein Haar grau war. Auch den Oheim in Jabel kann ich aus demselben Grunde nicht treffen."

Schwarze Kreide und Kienruß brauchte Reuter, wie er im 17. Kap. der „Festungstid" erzählt, immer in großen Mengen, weil er fast alle Leute im Leibrock malen mußte. In der Schachtel, worin er jene Materialien aufbewahrte, sandte „lütt Kopernikus" einst der holden Aurelia ein unwillkommenes Liebesgeschenk in Gestalt weißer Mäuse, die jedoch in der Kienrußschachtel sich in ganz kommune graue Kasemattenbewohner verwandelten. Auch sonst fanden seine Malutensilien nützliche Verwendung. So gebrauchte er ein bemaltes Leinwandstück als Küchenschürze bei seinen drolligen Kochversuchen, bei welchen der „Franzos" als Mädchen für Alles diente. Die Küchenschürze mit den Anfangsgründen in der Oelmalerei ging bei dieser Gelegenheit in hellen Flammen auf.

War in Magdeburg das Bild des Platzmajors sein Bravourstück, so wurde es in Graudenz das Transparent zur Hochzeit der ältesten Schwester von Aurelia und von „lütt Idachechen," wie Bartels sagte. Die Freunde civilisirten und staffirten unsern Poeten mit ihren besten „Kledaschen" aus, als er zum Malen des „Transponenten" die Nische in der Wohnung des Proviantamtsassistenten vermessen sollte. Es war das erste Mal seit 5 Jahren, daß er wieder in ein Privathaus kam. Reuter setzte Frau Schönborn auseinander, wie er das Bild komponiren wolle: „In de Midd' en rechten schönen Altor mit Epha bewussen, um die Dauer der Liebe auszudrücken," säd' ick; up den Altor en brennend Hart, „um die Gluth der Liebe auszudrücken," säd' ick, un aewer de Flamm en Por verflungene Hänn', „um den geschlossenen Bund auszudrücken," säd ick. Das gefiel Mutter Schönborn, nur würde es zu kahl aussehen. „Ja, säd ick, dat süll sei mi man maken laten, üm de Geschicht herüm müßten noch en por Engel swewen, de Myrten un Palmtwig' in de Hänn höllen un unnenwarts an de Bein mit 'ne Rosengirland' ankett wiren." Madame schien unserm Maler zwar die Engel nicht recht zuzutrauen, doch war sie mit dem beschriebenen Entwurf einverstanden. In dem hochdeutschen Vorläufer der „Festungstid" wird die Sache einfacher

erzählt: „Eines Tages sprang die Kleine (lütt Idachechen) noch lebhafter auf meine Kasematte ein und rief: „Ach heute habe ich eine Bitte, eine große Bitte an Sie. — Meine Mutter läßt Sie bitten — die Hochzeit meiner ältesten Schwester ist in 8 Tagen — ob Sie ihr nicht ein Transparent, so mit einer Inschrift von Liebe und mit ein paar Herzen und Tauben malen wollten, das soll in unserer Nische brennen.“ Hier wird die Idee des Bildes der Mutter zugesprochen: „Sie ließ sich weitläufig über den beabsichtigten Transparenten aus und dankte im Voraus für meine Bemühungen.“

Treptower Bürgerfrau.
Pastellbild von Fritz Reuter.

Nun ging es voll Eifer an die Arbeit. Als endlich die beiden Engel an die Reihe kamen, fragte Reuter den „Franzos',“ ob er sie mit oder ohne Posaune machen solle. „Ja,“ seggt hei, „dat kümmt up de Backen an; willst Du sei mit Plusterbacken malen, denn hüren sick Posaunen, för smalbackte möten aewer kein'.“ Und als die Engel noch mit bunten Troddeln geschmückt werden sollten und Reuter als guter Mecklenburger zuerst an seine lieben Landesfarben dachte, erklärte der Franzos': „Bewohr uns, Du möst swart, röth, gold nemen, denn dorüm sitt wi jo. Un denn möst Du de beiden lütten Knaben middwarts noch mit 'ne Scherf verseihn, denn so is't en beten tau schanirlich.“ Reuter folgte dem Freundesrath, malte aber die flott auslaufende Schärpe nicht schwarz und weiß, — die Engel sollten ja nicht preußsche Leutnants werden, — sondern brachte hier das mecklen-

Treptower Bürger.
Pastellbild von Fritz Reuter.

burgische blau-roth-gelb zu Ehren. Nun stellte er brennendes Licht dahinter: die kleinen Kerle mit den blauweißen Flügeln wirkten wunderbar wie buntschimmernde Pfauen. Alle waren entzückt bis auf das kleine gelbsüchtige „Krätending von Kopernikus," der die Harmonie der Farben vermißte und die Verhältnisse der Engel bekrittelte. Aber das war offenbar der pure Neid. Es wär' beinah zum Duell gekommen — drei Schritt auf Pistolen in der dunkeln Küche!

Das Transparent war fertig, Frau Bütow trug es hin, Lewandowsky aber und der Künstler gingen in feierlicher Procession hinterher, und wenn Jemand ihnen begegnete, wurde das Bild aufgestellt wie eine „Drehorgel und Räubergeschichte auf dem Jahrmarkt."

Die Sache nahm ein Ende mit Schrecken: Als der Maler, hinter seinem Transparent stehend, es erläuterte, lachten Mutter und Tochter plötzlich unisono: die beiden niedlichen Posaunenengel hatten einen großen schwarzen Schnurrbart bekommen.

Das war Tells Geschoß — das hatte Niemand anders gethan als lütt Kopernikus. Unser tiefgekränkter Maler zog mit seinem verunstalteten Werke ab und strich die ganzen Engel mit dem Kienruß-pinsel über; weiteres Unglück verhütete der Franzos': „Morgen is de Hochtid, verspraken hest Du't, kriggst Du bet morgen en nigen farig? — Dat was wohr . . ."

Wenn die ganze Schnurrbartgeschichte nicht humoristischer Aufputz ist, so hat Reuter die geschwärzten Engel wohl wieder in Ordnung gebracht, denn einen Tag nach der Hochzeit kam lütt Idachechen mit einem großen Korb: „Empfehlung von Mutter, und sie hätte Sie gerne auf der Hochzeit gesehen; da das aber nicht möglich gewesen, so nähme sie sich die Erlaubniß und schickte Ihnen dies; das Transparent wäre auch gar zu hübsch gewesen."

So erhielt unser Maler seine Genugthuung in Hochzeitskuchen und vier Flaschen Kardinal. War das ein vergnügter Nachmittag! Und auch mit lütt Kopernikus ward wieder Freundschaft geschlossen. Der Künstler citirte mit Stolz:

„Wer etwas kann, den hält man werth,
Den Ungeschickten Niemand begehrt."

Auch in Dömitz war das Malen unserm Reuter eine liebe Zerstreuung. Dort sollte er einmal die Braut eines Genossen portraitiren. Er schrieb darüber an einen Freund: „Ich soll seine Dulcinea malen, doch muß ich gestehen, daß ich keine Zeit dazu habe und es auch nicht kann, da auch das wohlgetroffenste Portrait seinem ver-

liebten Auge nicht genügen würde, und mit Flügeln als Engel kann ich sie doch nicht malen."

In den Episoden, in denen der Dichter seiner künstlerischen Versuche gedenkt, spiegelt sich recht die innere Freude, die er einst bei dieser Arbeit empfand.

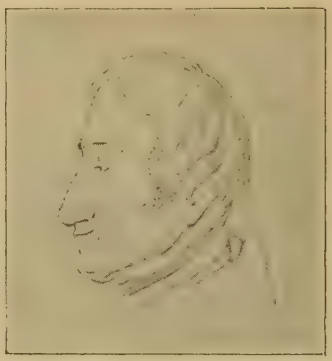
Sie war ihm jedoch nicht allein Zeitvertreib, sondern Trieb und Herzenssache. Wiederholt war er von der Festung aus mit dem Wunsche in den Vater gedrungen, Maler zu werden. Der Bürgermeister setzte aber solchen Plänen schroffen Widerspruch entgegen. Auch Reuter selbst schien zu erkennen, daß ihm als Maler kein Lorbeer blühen würde, oder wie er doch noch so weit von wirklicher Kunst entfernt wäre.

Zeichnung von Fritz Reuter.

Nach seiner Freilassung führte ihn sein Vetter August in Ludwigslust zum Hofmaler Lenthe; der zeigte ihm seine Bilder, Reuter betrachtete sie lange: „So, dormit büst Du nu ok dörch! Du hest jacben Johr teikent un malt, un nu is dat ok man en Quark!" — Dunn föll wedder en Telgen up de Jrd'. —

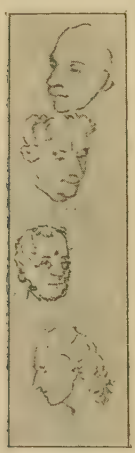
Aber — fragte er sich noch immer — konntest Du überhaupt hinter Festungsmauern und „eisernen Gardinen" ein Künstler werden? Und er antwortet: „Sehr gut kann ich mir denken, daß ein Mensch im Gefängniß es in allerlei Handfertigkeiten sehr weit bringen kann;

aber nie und nimmer kommt aus einem Gefängniß ein Künstler



Levi Josephi.
Zeichnung von Fritz Reuter.

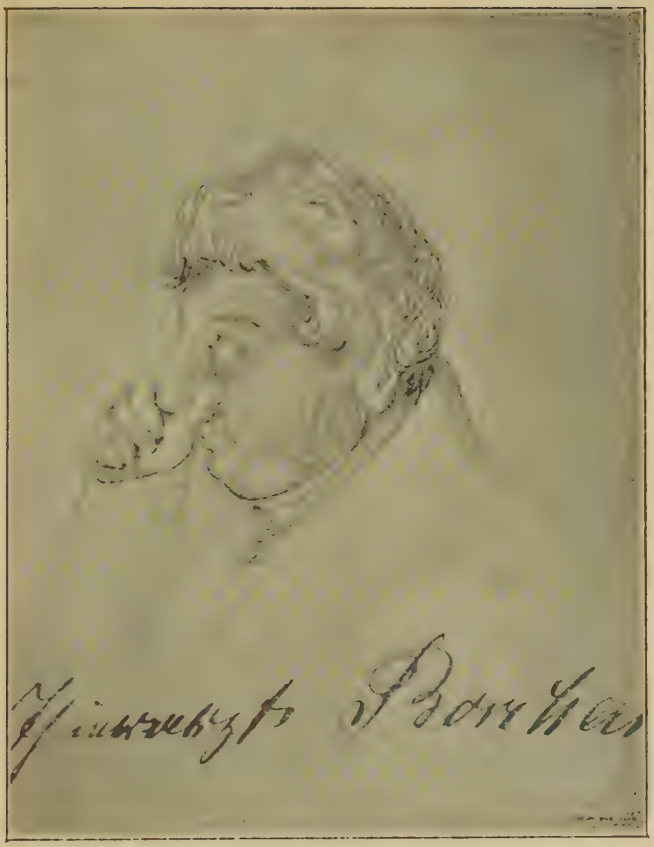
heraus oder ein Gelehrter, der der Welt wirklich etwas bedeutet. Die Musik allein mag hier eine Ausnahme bilden; bei uns aber war es nichts damit, denn Singen und Flöten war streng verboten." — „Die Freiheit fehlt, und wo die fehlt, sind der Seele die Sehnen durchschnitten."



Randzeichnungen von Fritz Reuter.

Nun war er frei — vielleicht wuchsen jetzt Kraft und Können. Er fühlte in der Seele den gährenden Gestaltungstrieb; noch sah er nicht klar, noch empfand er nicht mit Sicherheit, welche Kunst den ihm vorschwebenden Gestalten Blut und Leben einzuflößen vermöchte.

So setzte er Zeichnen und Malen noch lange fort. Und seine Beobachtungsgabe, sein Blick für das Charakteristische eines Kopfes ist bei all diesen Versuchen unverkennbar. In Reuter's Stromzeit entstand eine kleine Galerie von Portraits in Bleistift und Feder, die Herrn Oekonomierath Peters gehören und hier mit seiner gütigen Erlaubniß wiedergegeben sind. Von ihm stammen auch die Unterschriften unter einzelnen dieser Bilder. Die Zeichnungen lassen in erster Reihe die treffsichere Hand unseres Künstlers erkennen. Zum Theil sind sie, wie auch andere Portraits,



Zeichnung von Fritz Reuter.

aus freier Erinnerung entstanden — ein Beweis, wie sehr sich markante Physiognomien dem Geiste Reuters einprägten, und manche dieser Charakterköpfe gewinnen noch an Interesse, weil sie uns „alte Bekannte" sind aus des Dichters Werken. Da ist der originelle Thierarzt Borchert, der Leibmedikus des „alten Fliegenschimmels", der Held des lustigen Läuschens „De Pird'kur", welcher den geizigen Herrn von April und dessen Hengst mit Rothwein kurirt, den er selber trinkt:

„Hei was en Dokter, wenn ok keinen zünft'gen,
Hei doktert blot de Unvernünft'gen."

„Branntwin-Kulow." Zeichnung von Fritz Reuter.

Nebenbei ist er auch wohl ein eifriger „Schnupfer" gewesen; als solchen hat ihn Reuter auf der Zeichnung dargestellt.

Da ist ferner der trefflich gelungene Kopf des Oberinspektors Denzin (S. 99) und der gemüthliche Pastor Augustin, in dessen Hause Luise Kuntze Erzieherin war, als Reuter sie kennen lernte und ihre Liebe gewann. (S. 105) Da ist sein Amtsbruder Pastor Stubbendorf im Schmuck des Talars, der Chirurg Meincke und Klemens Rust, ein Sohn des Gutspächters, bei welchem Reuter „Strom" war. Eine andere Skizze stellt einen gewissen Kulow dar, der als Branntweinreisender die

Güter besuchte — daher sein Beiname „Branntwin-Kulow." (S. 108) Ein interessantes Blatt zeigt einen Kopf mit allerhand kleinen Randzeichnungen, von denen zwei an Friedrich den Großen und den alten Blücher erinnern. (S. 106) Das Portrait ist Levi Josephi, das sog. „doppelte Vieh." Auf jenen Namen reiste Zacharias Bräsig nach Berlin mit dem Wollhändler und Pseudo-Neffen Moses Löwenthal — man kennt die grotesken Abenteuer des „immerirten Entspekters." In Wirklichkeit war Levi Josephi nicht aus Prenzlau, sondern aus Stavenhagen und besaß dort ein Waarengeschäft.

Kinderportrait von F. Reuter.

In Thalberg schuf Fritz Reuter das interessante Bild seines Freundes Fritz Peters, der damals in voller Jugendblüthe stand. (S. 53) Die Aehnlichkeit soll hier ausnahmsweise nicht erreicht sein; das aber passirt auch größeren Künstlern. Einst schickte der Dichter einen Jungen mit dem Zeichenmaterial voraus und meldete sich mit den Stegreifversen an:

„In vollem Trab
Bringt Johann Krapp
Die Zeichenmapp'
Und giebt sie ab.
Gleich kommt auch er
Hinterher."

Zu jener Zeit entstanden u. A. das Oelgemälde des Amorknaben, zu dem wahrscheinlich ein alter Kupferstich benutzt ist, (S. 101) mehrere Kompositionen aus dem Landleben (S. 111) und ein sehr ähnliches Bild des kleinen Peters mit dem Hunde. (S. 109) Es ist überhaupt merkwürdig, daß Kinderköpfe, welche den Malern oft große Schwierigkeiten verursachen, Reuter mit einer gewissen Sicherheit gelangen. Dafür sprechen zwei Pastelle, welche eines der Flos'schen Kinder und den Sohn von Frau Dr. Adam darstellen. (S. 110) Ein anderer hübscher Kinderkopf, den mir Herr Petschler in Treptow gewidmet hat, blieb unvollendet, weil das Kind starb; Reuter zeichnete nur an den Rand noch zwei

Ein Sohn des Oekonomieraths Peters, gezeichnet von Fritz Reuter.

Silhouetten. Auch der hier abgebildete, mit einem Kranz geschmückte Kopf ist nach der Leiche eines Kindes in Pastell gemalt. (S. 109)

Karl Adam.
Pastell von Fritz Reuter.

Je erfolgreicher die schriftstellerische Arbeit in den Vordergrund rückte, desto mehr traten Zeichnen und Malen naturgemäß zurück. In Treptow half ihm diese Kunst öfter auch über drückende Sorgen hinweg. Das Honorar war freilich sehr bescheiden. Die Portraits zweier Ehepaare brachten je einen Louisdor, also 5 Thaler 20 Sgr. Von seinen Schülerinnen hat er mehrere verewigt; wir geben aus diesem Kreise das Bild der Stieftochter des Wirthes, Frau Gentzen, geb. Burmeister. (S. 97) Im Allgemeinen ist es bemerkenswerth, daß Reuter Männerköpfe schärfer darzustellen wußte als Frauen. Man begegnet auf den Bildern manchen Verzeichnungen und perspektivischen Mängeln; ein gewisses Talent aber tritt unleugbar hervor, und es darf, auch nach dem Urtheil berufener Künstler, als zweifellos gelten, daß Reuter bei gehöriger Ausbildung mindestens ein — tüchtiger Portraitmaler geworden wäre. Daß er es nicht geworden ist, wird allerdings kein Freund seiner Muse bedauern!

Louis Flos.
Pastell von Fritz Reuter.

Gern hat der Dichter auch später noch auf Blättern und in Notizbüchern allerhand Köpfe in flüchtigen Umrissen skizzirt, und es wird berichtet, daß ihm dieses Zeichnen oft die besten Gedanken eingegeben habe.

So schrieb er 1864 an Ludwig Pietsch: „Ich habe früher selbst ein wenig gezeichnet und namentlich viel aus dem Gedächtniß; dies und vielleicht auch natürliche Anlage haben mir die Möglichkeit verschafft, mir Personen, die ich

aufführe, in ihren speciellsten Eigenschaften leibhaftig vorstellen zu können, und nun stimmt Ihr Bräsig mit meinem Bräsig, der seit zwei Jahren und länger hinter meinem Stuhl steht und auf Verlangen vortritt, bis aufs Haar überein."

Als echter Künstler sah Reuter in den äußeren Erscheinungsformen der Menschen auch einen guten Theil des inneren Wesens. Die scharfe Auffassung charakteristischer Köpfe hat ihm bei der Gestaltung seiner Meisterfiguren gute Dienste gethan. Von diesem Gesichtspunkte war die künstlerische Gabe auch für den Dichter bedeutsam.

Komposition von Fritz Reuter.
Im Besitz von Frau Sanitätsrath Dr. Reß.

VIII.

Stadtverordneter und Wahlmann.

Wie im Heimathlande anno 1848, so war Fritz Reuter auch in Treptow der Mann des „öffentlichen Vertrauens"; man übertrug ihm ein Mandat als Stadtverordneter und als Wahlmann.

In der Vorrede zur „Reis' nah Belligen" läßt der Dichter die „Incarnationen seiner bedeutendsten Lebensphasen" im Traum an sich vorüberziehen; es sind sechs Gestalten, die, wie Reuter mit Selbstironie bemerkt, zusammen nicht im Stande sind zwei Flaschen Wein sich zu kaufen, damit ihnen die Zeit bei der Vorlesung des Manuskriptes angenehmer dahinfließe: Zuerst ein magerer, lang aufgeschossener Bursche mit langem Halse und langem Haar, bedeckt mit einer schwarzrothgold verbrämten Mütze. Der Zweite ein erbarmungswürdiges Subjekt, von einem zerrissenen Schlafrock umhüllt und von zerrissenen Pantoffeln getragen; ein königlich preußischer Unteroffizier ging ihm zur Seite. Diesem Jammermanne folgte ein Dritter, der ein schlecht gezeichnetes Portrait unter dem Arm trug. Der Vierte war eine wohlthuendere Erscheinung: Ein weißer Strohhut, ein Leinwandkittel, ein paar Stulpenstiefel deckten seine Glieder, die in erquicklicher Fülle durch die Nähte zu platzen drohten, und „Strom" stand auf seinem rothen Gesicht geschrieben; „Strom" las man quer über seine breiten Schultern; „Strom" war die Etikette seiner breitwadigen Stulpen. Und der Fünfte? „Der sorgenvolle Blick, den er bisweilen auf ein abgegriffenes Exemplar von Zumpt's lateinischer Grammatik warf, der fadenscheinige braune Oberrock, die in die Höhe gezogenen Mundwinkel deuteten auf den Schulmeister." Die sechste räthselhafte, aber „bedeutendste" Erscheinung der Gesellschaft war, wie sich später offenbarte, der „Treptower Philister und Stadtverordnete."

Verweilen wir ein wenig bei dieser „zweifellos bedeutendsten" Persönlichkeit der Gesellschaft.

Einen „Stadtverordneten Fritz Reuter" gab es seit dem 28. September 1853. Das Datum ermittelte ich aus einer Bekanntmachung des Magistrats im Treptower Wochenblatt. Unter den Neugewählten waren drei Herren mit dem Namen Reuter. Unser Dichter ist der — „Rentier Reuter."

Seine kommunale Wirksamkeit umfaßt mehrere Jahre. Stadtverordneten-Vorsteher war in jener Zeit der noch lebende Kaufmann C. Meyer, jetzt ein prächtiger, munterer Greis von 85 Jahren; er ist das Urbild des „Kopmann Kurz" in der „Stromtid," der im Reformverein den „Stadtbullen reitet." Wie Herr Meyer mir erzählte, nahm Reuter oft das Wort, und nicht selten flocht er in seine Reden mancherlei Scherze ein. In allen Fragen war sein Standpunkt freimüthig und nur von der Rücksicht auf das allgemeine Wohl geleitet. Was er auch in die Hand nahm, er war immer der rechte Mann am Platze. Als es sich um die Wiederwahl eines Bürgermeisters Krüger handelte, agitirte er scharf dagegen, weil der Mann ihm nicht liberal genug war. In diesem Falle hatten seine Anstrengungen jedoch keinen Erfolg. Mit anderen Stadtverordneten trat Fritz Reuter energisch für Verbesserungen am Tuchmachergraben ein.

Den „Duchmachergraben" erwähnt der Dichter im letzten der Bräsig-Briefe: „Un de Herr Rathsherr geiht up un dal, up un dal, un rookt Abraham Berg and Zoon un denkt an die städschen Verhältnisse un an den Duchmachergraben un drinkt einen Kähm, un denkt an den Duchmachergraben un an die städtschen Verhältnisse."

„Gabriel Schwächlich, was fehlt Dich?" — „Blos von die städtschen Verhältnisse," sagt er, „der Duchmachergraben is mir zu Kopp gestiegen."

Fritz Reuter hat auch sonst, was bisher nicht weiter bekannt war, seine „städtischen Beobachtungen" humoristisch und satirisch verarbeitet. In No. 3. des von ihm redigirten Unterhaltungsblattes finden wir unter dem Titel „Kommunal-Angelegenheiten" eine ergötzliche dramatisirte Schilderung in drei Bildern.

Sie spielt in Klashahnenurt, einem phantastischen Ort irgendwo in der Ferne; in der Nähe liegt bekanntlich „Haunerwiem," der Wohnort Bräsigs. Die erste Scene, am Morgen, bildet eine

„Magistrats-Sitzung in Klashahnenurt."

Der regierende Bürgermeister hat die Rathherren Bullenkalb und Schwächlich zu einer geheimen Sitzung berufen, weil er die

traurige Bemerkung gemacht habe, daß ein auch heute anwesendes Mitglied „nach außen hin transpirirt" habe.

„Rathsherr Bullenkalb: Sall dat up mi gellen, Herr Burmeister?

Regierender Bürgermeister: Ih wo! Wie kommen Sie grade auf diesen Einfall?

Rathsherr Schwächlich: Es wär die Möglichkeit, daß ich das wär?

Regierender Bürgermeister: Herr Senator, ich kenne meine Leute. Sie sind ein edler Charakter."

Die Frage, welche die edlen Herren beschäftigt, ist: Soll Rademachermeister Hahnebüchen sein Wasser in den allgemeinen Stadtgraben laufen lassen oder soll er sein Wasser für sich behalten?

Der „Regierende" legt dar, daß sich diese Frage nach zwei Seiten hin ventiliren lasse, erstens a priori: welchem Titel nach er ein Recht darauf beanspruchen kann; und zweitens a posteriori: welcher etwaige Nachtheil der Stadt aus Ausübung des Rechtes quaestionis erwachse.

Rathsherr Schwächlich: Ich stimme für die priori.

Rathsherr Bullenkalb: Ick stimm' för de posteriores.

Der „Regierende" folgt der Ansicht des Senators Bullenkalb. Der Stadtsekretär holt mit Hülfe des herbeigerufenen Knechtes Jochen die uralten Akten vom Stadtgraben; der Bürgermeister ruft mahnend: „Langsam, Jochen, langsam! Geh' nicht so rücksichtslos mit den Geistesproducten früherer Jahrhunderte um!" Nun wird auf dem beliebten historischen Wege untersucht, ob bei oder seit Gründung der Stadt schon irgend ein Hahnebüchen dergleichen servitus stillicidii oder coloacae ausgeübt habe. Der „Regierende" geht von 1233 ab die einzelnen Jahrhunderte durch und weist gründlich nach, daß nirgend bis vor 15 Jahren eines Hahnebüchen Erwähnung geschieht; er glaubt daher vermuthen zu dürfen, daß es sich um eine eingewanderte Familie handle. „Was sagen Sie dazu, meine Herren?"

Rathsherr Bullenkalb, der sich schon mehrfach bemüht hat, den Bürgermeister zu unterbrechen: „Also Chrischan Hahnebäuken sin oll Badder, dei treckt von Teppelsdörp hier 'rin — dat sünd nu vierteihn Johr up den Harwst, dat Johr nahher, as ick min irst Fru kreg, un as mi de rodbunt Stark krepirt; un en Recht up den Stadtgraben hett hei nich. Wi ollen Familien, de Bullenkälwe un de Schwächlings un de Langnickels un de Dämelows un wat süs noch Bullarben sünd, wi hewwn en Recht up den Stadtgraben, äwer Chrischan Hahne-

bäuken? -- Hei hett jo gor nich mal en Klashahnenurter Kind kriegt!"

Rathsherr Schwächlich äußert sich also: „Was mein College, Herr Senator Bullenkalb, sagt, so hat das allerdings . . . Und wenn man bedenkt, daß Gerechtsame . . . Kurz! wenn man der Ansicht ist, daß wir alten Familien in Anbetracht unsers Alters . . . so würde ich mich entschieden zu der Ansicht des Herrn Bürgermeisters bekennen müssen."

Der „Regierende", der seine Meinung bisher noch garnicht ausgesprochen hat, erklärt jetzt seine Uebereinstimmung: „Wir weisen also den p. Hahnebüchen mit dem Antrage, sein Wasser in unserm Stadtgraben aufzunehmen, trotz seines Anerbietens, dasselbe in einer verdeckten Rinne unter der Straße fortzuführen, ab. Herr Secretär, oh schreiben Sie doch mal: In Anbetracht und in Erwägung . . . Nun Sie haben ja das Resultat unserer Resolution gehört und werden das Fernere hinzuzufügen wissen."

Nach einigen Bemerkungen über das Wetter und seinen Einfluß auf Ernte und große Wäsche schließt der Bürgermeister die geheime Sitzung und wünscht gesegnete Mahlzeit. Es knüpft sich noch ein kleines Privatgespräch an:

„Rathsherr Bullenkalb: Oh noch ein Wurt, Herr Burmeister! Seggen S'mal, wo is dat mit de lütt Eck Heugras an de Hingsten-Koppel? Krieg ick dei?

Bürgermeister: Ja, sehen Sie, Herr Senator, da habe ich gestern den Zaun um meinen Dienstgarten besehen, der fällt ja um und dann wünscht meine Frau auch ein kleines Lusthaus in der Ecke stadtwärts zu haben.

Rathsherr Bullenkalb: Weit't all, Herr Burmeister, weit't all. Dat möt makt warden, versteiht sich! Un dat Heugras?

Bürgermeister: Kriegen Sie. Gesegnete Mahlzeit!"

Die zweite Scene führt uns Abends in die

„Neue bairische Bierhalle zu Klashahnenurt."

Die eingesessenen Bürger sind unwillig, daß Chrischan Hahnebäuken sein Wasser in den Stadtgraben leiten solle.

„Schneidermeister Langnickel: Irst nehmen de Herrn allerlei Ort fremden Lüd in de Stadt up un nahsten sall dat denn ok mit de ollen ingeburen Börgers up gliken Versat stahn!

Ackerbürger Dämlow: Ja, Vadder, so is't, un so kann't nich bliwen un anners möt't waren, un wenn't nich bald anners ward . . .

Kaufmann Matz: Denn täuwen wi noch en beten!"

Die Herrschaften werden jedoch vom Färber Schwächlich, dem Bruder des Rathsherrn, belehrt, daß die Sache sich anders verhalte und Hahnebäuken sein Wasser nicht frei kriege. Man fragt ihn: Korl, woher weitst Du dat? Färber Schwächlich bemerkt: „In min Stellung un in min Verhältnissen kann ick doräwer nich spreken. De Herr Burmeister hett so hüt morrn all tau minen Brauder seggt: Ein von de Rathsherrn hädd transpirirt, un wat't noch süs för Spitzen wiren."

Die Bürger bekunden ihre grenzenlose Verachtung gegen Korl Schwächlich.

Ackerbürger Dämlow: „Ja, wenn Bullenkalw nich in'n Magistrat wir, denn güng't allmeindag nich. Dat is noch Ein von ollen Schrot und Kurn. Wo säd hei nilich noch tau unsen Herrn Burmeister, as de Spritzen probirt warden süllen? „Un, Herr Burmeister", säd'e, „ick lied't nich!"

Schneidermeister Langnickel: Un nahsten müßt hei't doch lieden.

Ackerbürger Dämlow: Ja, lieden müßt hei't. Hei säd't em äwer doch!

Mephistopheles (in der Gestalt eines bankerotten Posamentirs aufhetzend von einem zum Andern gehend): Un Ji wullt dat mit Hahnebäuken sin Water lieden?

Schustermeister Fummel: Dat lied wi nich! Hier steiht de Pump. Badder Schönbort, Du redst jo gor kein Wurt.

Schornsteinfeger Schönbart: Glaubst Du, Bruder, daß ich mir mit die Wasserjämmerlichkeiten von Hahnebüchen bemengen werde. Mein Leben ist der höhern Politik gewidmet. — Kennt Ihr das Wort — das Wort: europäisches Gleichgewicht? — Kennt Ihr Rußland? Kennt Ihr Menschikoff und Gortschakoff? — Kennt ihr das schreckliche Gefühl, isolirt dazustehn, wie Preußen? — Habt Ihr überhaupt eine Ahnung von Zeitungen?

Schustermeister Fummel: Je, mit die Zeitungen, Badder! Wat helpt uns dat mit Gortschakoffen un Omer Paschhahn. Dorvon krieg ick min sif Farken nich fett. Du büst en gelihrten Mann, äwer Du büst en Spötter.

Schneidermeister Langnickel: Recht Badder! Hei 's en Spötter!

Ackerbürger Dämlow: Un dat is hei, un 'rute möt hei, un Du Badder Langnickel, Du schmittst em ut de Stubendöhr, un bi de Husdöhr stah ick und Fummel. — Un nu mit Gott, Badder! — So! schön! As wenn en Oss ut de Bäuk föllt. — Dor liggt de höhre

Poletik! (Stimme vor der Hausthür: Wehe Dir, schwaches Geschlecht, das die Klagen Deiner edlen Bürger verkennt!)

Auch die Andern werden jetzt hinauskomplimentirt, und das Ende vom Liede ist: Fummel, Langnickel und Dämlow verschwören sich — Korl Schwächlich ruft noch angstvoll: Ick bitt' Jug, nich gegen minen Brauder!

Als dritte Scene folgt am andern Morgen die

Sitzung des Magistrats und der Bürgerschaft.

Fummel, Dämlow und Langnickel haben sich gegen Hahnebüchens Wasser verschworen; vor der Sitzung aber stellt sich heraus, daß der Magistrat es ihm garnicht freigiebt. Wat nu? — Denn möt wi umschwören! Hahnebüchen bestätigt dem Triumvirat die Thatsache der Ablehnung.

„Ackerbürger Dämlow: Un Vadder Chrischan, dat liddst Du?

Schustermeister Fummel: Dat lettst Du Di beiden? Du kannst jo den ganzen Dag äwer mit höltern Tüffel nich äwer Dinen Hof kamen.

Schneidermeister Langnickel: Du büst eben so gaut hier Börger von de Stadt, as wi Annern, Du möst de Afgaben eben so gaut dragen, as wi.

Stadtdiener: Mine Herrn! Vadder Fummel, Vadder Langnickel! Ji sält nu ruppe kamen.

Schneidermeister Langnickel (beim Heraufgehen zum Sitzungslokal): Vadder Chrischan lied dat nich! Wi drei wi stahn Di bi. (Für sich) Ick war mi häuden un mi de Näs' verbrennen; de Burmeister brukt negstens wedder en nigen Kledrock, un de Braukwisch ward nu bald wedder verpacht.

Ackerbürger Dämlow (für sich): Wenn ick ok Dämlow heit, so dumm bün ick nich, dat ick mi dorinne meng, sei künnen mi süs den Faden Holt nehmen, den ick as Utschottbörger krieg.

Schustermeister Fummel (für sich): Ne, Vadder Hahnebäuken, wenn Din Hof drög is, denn geihst Du den ganzen Dag up höltern Tüffel, is hei natt, denn möst Du Stäwel dragen, un dei mak ick Di."

In der Sitzung verkündet der Bürgermeister den einhelligen Beschluß des Magistrats, daß es die Rechte der Stadt schmälern hieße, wollte man den Stadtgraben zur Benutzung für Jedermann freigeben, und bittet nun den Bürgerworthalter um seine geneigte Ansicht.

„Stadtsprecher Schneidermeister Langnickel: Herr Burmeister, mine Meinung nah is dat so: Hett Chrischan Hahnebäuken ein Recht

dortau, denn möt wi sin Water in den Stadtgraben upnehmen, hett hei kein Recht, denn kann hei't lopen laten, wo hei will."

Da dies justement auch die Meinung der andern „Verschwörer" ist, so wird Hahnebüchen mit seinem Antrag endgültig ab und zur Ruhe verwiesen.

„Chrischan Hahnebüchen: Aewer Herr Burmeister, wo sall ick denn mit min Water bliwen?

Bürgermeister: Das ist Ihre Sache.

Chrischan Hahnebüchen: Dat Water löpt mi all in de Meßkuhl rin.

Bürgermeister: Lassen Sie es laufen.

Chrischan Hahnebüchen: Un de Meßkuhl drift äwer, un denn löpt dat Water up de Strat, un vör min Husdör steiht 'ne grote Pütt mit Adelwater.

Bürgermeister: Das ist, wie gesagt, Ihre Sache. Da kann der Magistrat sich nicht dreinlegen. Ich erkläre die Sitzung für geschlossen.

Chrischan Hahnebüchen: Herr Burmeister . . .!

Schustermeister Fummel: Vadder Hahnebäuken, red Di nich üm Dinen Hals. (Führt den widerstrebenden Hahnebüchen ab.) Lat Du dat man sin, ick mak di 'n por schöne Waterstäweln!"

* * *

Die Treptower Bürger haben Fritz Reuter aber nicht allein zum Stadtverordneten, sondern im Herbst 1855 auch zum Wahlmann erkoren. Unser Dichter trat mit aller Kraft für den liberalen Kandidaten Grafen Schwerin-Putzar, den späteren Minister, ein. Es war ein heißer Kampf um dies Landtagsmandat. Man „spekulirte wacker auf die Dummheit der Menge": Graf Schwerin bedeute den Krieg, er sei ein principieller Opponent, mit einem Worte, man trieb „allerlei unschuldiges kokettes Spiel," um die Wiederwahl des Grafen zu verhindern, und doch! —

Von diesem „Doch" hat Reuter in drei Briefen voll köstlich satirischer Glossen den Lesern seines Unterhaltungsblattes erzählt und darin die Beobachtungen auf seiner Wahlmanns-Campagne geschildert. Diese, jetzt nur dem Titel nach bekannten Briefe erschienen unter der Ueberschrift:

„An meinen Freund R . . . . . ."

Gemeint ist damit Ludwig Reinhard, der Anfangs Theologe, dann Rektor in Boitzenburg, später Redakteur in Koburg und beiläufig auch Parlamentsmitglied gewesen ist. Selber ein geist-

sprühender Humorist, ist er das Original des Advokaten Rein in der Stromtid, der den Rahnstädtern Tartarennachrichten eigener Erfindung aus der Zeitung vorliest. In den „Läuschen" wird er von Fritz Reuter mit den „Twei Geschichten ut de Slomsjohren von minen Fründ Rein ...." eingeführt.

Die drei Wahlbriefe wurden damals auch als kleine Brochure für 3 Sgr. ausgegeben; der Titel war hier: „Wie der Graf Schwerin schwer in die Kammer kam." Die Brochure erregte Aufsehen, und in Ueckermünde that man ihr, wie Reuter schreibt, „die Ehre an, sie mit Beschlag zu belegen." Jetzt ist sie wohl fast nirgends mehr vorhanden, und ich glaube daher, daß eine kleine auszugsweise Wiedergabe jener Wahlbriefe den Leser fesseln wird. Sie enthalten allerdings manche weit ausgesponnenen breiten Schilderungen, die hier natürlich wegbleiben; andere Stellen hingegen sind von eigenem Reiz und muthen fast an wie die übermüthigen Scenen in Freytags „Journalisten", mit denen die Briefe ja auch das Milieu gemein haben.

Unser „Bolz" also fuhr in aller Herrgottsfrühe mit seinen Kollegen gen Ueckermünde zunächst auf strohsackbedeckten Holzwagen. Sein naturwissenschaftlicher Nachbar hielt ihm eine gelungene Vorlesung über die Himmels-Polizei-Ordnung und kam mit Hinweis auf alte und neue Autoren zu dem Schluß, es sei dort oben Alles trefflich organisirt, viel besser als die unglücklichen Konservativen des Ueckermünder Kreises. Man wandte die Grundsätze des europäischen Gleichgewichtes auf die schiefe Stellung der Strohsäcke an und gelangte in heiterer Stimmung nach Anklam. Ein Dampfschiff empfing hier so 'ziemlich Alles, was der Demminer und Anklamer Kreis an unabhängigen Wahlmännern besaß. Voran fuhr ein anderer Dampfer, der die heilige Schaar der Demminer Phalanx barg; er trug „sämmtliche Hoffnungen des Kreises auf die gesegneten Zustände vor 1806 ... Der Stadt Demmin hat die Beförderung dieser Hoffnungen 150 Thlr. gekostet. Aschegraue — Dunkelblaue — Geld kost'ts doch!" Landrath von François lud die konservativen Wahlmänner zu einer Vorberathung im Schützenhause ein.' „Konservative Wahlmänner? Das war gerade mein Fall, das war unser Aller Fall, die wir unser Städtchen heute Morgen im Sternenschein mit dem kombinirten Zwiegespann auf dem Holzwagen verlassen hatten. Wir alle wollten die unter Kämpfen und Schmerzen errungene Verfassung konserviren helfen." Reuter ließ sich also mit der Menge vertrauensvoll bis in die vorderen Räume des Schützenhauses drängen. „Kluge Beamten-Gesichter, geistvolle aristokratische Figuren umstanden hier als debatteleitende Genien

einen Tisch, und schon wollte ich, dem ein unbestimmtes Gefühl von einer hartnäckigen Opposition gegen uns Konservative vorschwebte, in meinem Herzen in frohen Jubel über diese unverhoffte entente cordiale ausbrechen, als ein Gemurmel am Tische entstand von: „Nicht unter uns sein" — „Ganz andere Personen," — wobei ein strafender Blick auch für mich abfiel, der mir die ganze entente cordiale in Stücke schlug."

Ein Rechtsanwalt aus Anklam gab ein klares Bild von des Grafen Schwerin Thätigkeit in der 2. Kammer und warf gelegentliche Streiflichter auf eine Partei, die sich jetzt bestrebe, eine vergnügliche Art von „Oppositionsbrillen" zu verkaufen. Nun wurde lebhaft nach Graf Schwerin verlangt; er trat den in Kreisblättern „niedergelegten psychologischen und politischen Entladungen des Landraths von De..... entgegen" und führte sie „auf das verdiente Maß des Logarithmus L. nach dem Vegaschen System = 0,000,000" zurück.

Jetzt war es nachgerade Zeit, an die körperliche Restauration des Parteimenschen zu denken, um sich auch das behäbige Aeußere eines wohlkonditionirten Konservativen zu verschaffen. Alle entgegengesetzten Parteibestrebungen gingen in dieser „pommerschen Grundidee nationaler Assimilationsvergnügungen" auf. „Die Eris schwieg, ein harmonisches Tellergeklapper erfüllte den Saal, und wäre jetzt ein unbefangener commis voyageur in die Gesellschaft getreten, der weiter nichts wußte, als daß ein Wahlakt stattfinden sollte, er hätte vermuthlich an die Norddeutsche Zeitung berichtet, der Kellner sei einstimmig zum Abgeordneten der zweiten Kammer gewählt, so oft erscholl sein Name durch den Saal."

Das gebräuchliche Tirailliren vor der Hauptschlacht begann.

„Du weißt, lieber Freund, wie ungemein gut konservativ — ich wollte, ich könnte sagen: gut konservirt — ich aussehen kann, namentlich nach dem Essen. Dies vortheilhafte Aussehen wahrscheinlich, sowie der Umstand, daß ich zwei Portionen Wildbraten gegessen hatte, stürzte einen mir gegenübersitzenden Gentleman in die behagliche Vermuthung, ich sei zu haben; und als ich verloren die gefällige Aeußerung hinwarf, die Abfassung der Jagdgesetze sei mir ziemlich gleichgültig, wenn nur die Abfassung der Produkte der Jagdgerechtigkeit für meine Küche nicht ausbliebe, war der Herr so gütig, sich nach meinem Namen zu erkundigen. Einen Hasen konnte ich nun immer kriegen, ich hatte es aber auf einen Rehbock abgesehen und stand auf dem Anstand und pfiff und lockte, und siehe da! er kam; erst aus der Ferne, dann näher, zwar langsam, aber er kam. Schon

wollte ich los, und meinem freundlichen Küchenprovisor die Hand drücken, als mein unseliger naturhistorischer Freund laut über den Tisch rief: „Sie glauben doch wohl nicht, daß der da" — wobei er auf mich wies — „morgen für den Landrath Balk stimmt?" Rasch stand mein gütiger vielversprechender Freund auf, und mein fetter Rehbock lief hinterher. — Nun frage ich, habe ich gegen meinen unvorsichtigen naturhistorischen Freund eine Klage auf Schadenersatz puncto Hasen, respective Rehbocks? oder nicht?" . . .

„Mir war soeben ein Rehbock durch die Lappen gegangen, warum sollte nicht auch jenem eingeschworenen Phalanxmann, der mir schrägüber saß, irgend ein angelobter Vortheil in die Wicken gehn? Ha, Rache! . . . Ich schenkte mir das letzte Glas Rothwein ein und machte meinen Angriffsplan."

Unser „Bolz" zieht sich seine Lektüre von Tigerjagden und Elefantenfängen zu Nutzen und legt sich einen analogen Kriegsplan zurecht, entsprechend dem Fang eines wilden Elefanten in einem großen viereckigen Kasten unter freundlicher Assistenz eines zahmen Elefanten: „Ein direkter Angriff auf derartige wilde Geschöpfe ist gefährlich; ich begann also meinen Freund Franz anzureden, der mir auf der andern Seite gegenüber saß. „Franz," fragte ich, „was kosten bei Euch die Kartoffeln? — „„Verflucht theuer!"" sagte Franz. Mein wilder Elefant richtete die großen Ohren etwas in die Höhe. „Wenn dies so beibleibt," fuhr ich fort, ohne auf den wilden zu achten, „so kriegen wir eine komplette Hungersnoth." — „„Und das tüchtig!"" sagte Franz. Der wilde rückte näher an uns heran. „Die Rittergutsbesitzer und die Domänenpächter bergen sich wohl," sagte ich, „die haben noch das Fett vom vorigen Jahre auf den Rippen, es ist nur um die armen Städter." — „„Die holt alle der Teufel,"" sagte Franz. „Ja," seufzt der wilde, „dat weit de leiw Gott!" — „„Darum sollten aber auch die Städter jetzt vernünftig sein,"" meinte ich, und drehte dem wilden den Rücken zu, „„und Leute aus ihrer Mitte zu Abgeordneten wählen, die da wissen, wo sie der Schuh drückt."" — „So?" fragte Franz. „Damit etwa das alte Lied von Demokratie wieder angestimmt würde und die kleinen Städte, wie einst Hagenow in Mecklenburg, von den umwohnenden Rittern und Domänenpächtern in den Bann gethan würden?" — „„Ja,"" sagte der wilde Elefant und klopfte mich auf die Schulter, „„Recht hewwen Sei, aewer dat geiht nich."" Nun hatte ich meine Leute, wohin ich sie haben wollte. Ich begann jetzt die äußere Politik mit den materiellen Zuständen des Landes in einen leicht faßlichen Zusammen-

hang zu bringen und wies mit kurzen überzeugenden Worten nach, daß die Butter fortan nur 4½ Silbergroschen kosten würde, sobald Spanien den Allianzvertrag mit den Westmächten unterzeichnet hätte daß man wieder die Schweine mit Erbsen fett machen könne, wenn König Otto in Griechenland sich dazu verstände, seine russenfreundliche Politik zu ändern, und daß die Kartoffelnoth aufhören müsse, sobald die Amerikaner ihre Angriffe auf Kuba aufgeben. Immer heiterer wurden bei meinen Auseinandersetzungen die Züge meines Einfänglings. Als ich schloß, schüttelte er mir die Hand und sagte: „Wohr is't, Recht hewwen Sei, — äwer dat geiht nich." — „„Ja,"" fuhr ich fort, ohne ihn und seine Bemerkung zu beachten, „„wir Preußen sind unter keinen Umständen an dieser Theuerung Schuld, auch unsere Regierung nicht, auch der liebe Gott nicht durch den Mißwachs dieses Jahres, Alles verschuldet die europäische auswärtige Politik. „„Herr,"" redete ich nun zum ersten Mal den schon halb und halb Eingefangenen an, „„wieviel verdienen Sie auf den Tag?"" — „Wenn ick von ein Licht in't anner schausterir, föfteihn Sülwergröschen," war die bescheidene Antwort. „„Herr!"" sagte ich mit Heftigkeit weiter, „„können Sie dabei bestehen?"" — „Ne, dat weit de leiw Gott!" — „„Herr!"" fragte ich mit noch größerer Energie, „„wollen Sie dabei bestehen?"" — „Ja, dat weit de leiw Gott!" — „„Nun dann,"" sagte ich und wies auf das Loch in dem viereckigen Kasten, „„dann wählen Sie den Grafen Schwerin."" Dabei lehnte ich mich auf meinen Stuhl hinten über, blies den Dampf meiner Cigarre in die Luft und sah so unschuldig absichtslos aus, als wäre ich von einer diplomatischen Amme groß gesäugt. Schon näherte der Schuster sich dem viereckigen Kasten, schon sah er durch das Loch ein Pfund Butter zu 4½ Silbergroschen, als plötzlich ein großer Mann, vielleicht der Anführer der Phalanx, einem Habicht gleich, zwischen ihn und die Errungenschaften seiner Zukunft mit den Worten niederschoß: „Meister, Sie befinden sich in einer unpassenden Gesellschaft, die auf die Unabhängigkeit Ihrer Wahl einen nachtheiligen Einfluß ausüben dürfte. Ich frage Sie jetzt ganz ernstlich, wollen Sie den reellen Kinderstiefellieferungsantrag von unserer Seite annehmen, oder entscheiden Sie sich für die Butterpreisermäßigungsversprechungen jener Herren dort?" Bei welchen Worten er auf mich wies. Der fahnenflüchtige Schuster sprang auf, folgte seinem Führer und warf mir einen wehmüthigen Blick zu, in welchem ich deutlich die Worte las: „Heww ick Sei't nich seggt? Dat geiht nich!" — „Dat hest dorför!" sagte Franz."

Nun kommt der Tag der Entscheidung — ein frischer gesegneter Herbstmorgen. Unser Wahlmann lauschte den Tönen der aufopfernden Menschenliebe:

„Na habt Ihr Euren Zettel noch?
Und bei der Abred' bleibt es doch? —
Nun rath' ich Euch: mit Keinem mehr gesprochen,
Und jede Rede abgebrochen!
Ihr könnt mir sonst in falsche Hände fallen.
Und — merkt Euch das — ich sag's Euch Allen:
Ihr wählt von Sobek-Zarrentin,
Um Gottes willen nicht den Grafen Max Schwerin."

„„Ja Herr, de Lüd, dei seggen't all,
De Mann, de Graf Schwerin dei fall . . . .""
„Was soll er? — Hungersnoth Euch bringen!
Und unserm Land den Krieg aufdringen!
Oh, folgt mir doch! Ich schütz Euch vor dem Loose.
Ihr wählt mir Herrn von Bork Auroſe, —
Nur dann wird Preußen wieder blüh'n —
Um Gottes willen nicht den Grafen Max Schwerin."

„„Ja, Herr, wenn d e i dat nu ok würr,
Wer wir denn äwerst woll de Drürr?""
„Ihr habt den Zettel ja in Eurer Hand:
Für König und für Vaterland —"
Hier lächelte der kleine Schalk —
„Wählt Ihr mit Gott den Landrath Valk;
Wird's keiner sonst, dann wählt Ihr ihn,
Um Gottes willen nicht den Grafen Max Schwerin."

Endlich zog man ins Wahllokal. Landrath von François fungirte als Wahlkommissarius. In dem Dilemma zwischen ihrer Stellung und ihren Ansichten waren viele Wahlmänner garnicht erschienen. Die Abstimmung begann . . . „Aus den Zeiten der Erhebung Preußens, als der junge Aar mit erstem Flügelschlag zur Krone des Ruhmes stieg, klangen alte preußisch-patriotische Weisen zu uns herüber, weckten in unserer Brust das Echo ruhmwürdiger Erinnerungen und mit ihm die Lust zum e h r l i c h e n Kampf — gleiche Sonne, gleichen Wind! — und im Herzen das alte Schlachtlied von Prag:

Schwerin, der hat uns kommandirt, ja kommandirt,
Und hat die Truppen angeführt."

Aber Sonne und Wind waren nicht gleich vertheilt, die Sonne gehoffter Gunst und versprochener Vortheile schien Manchem zu blendend ins Gesicht und Manchem blies der Wind der Verdächtigung Staub in die Augen . . ."

Mit geringer Mehrheit wurde in der zweiten Abstimmung Herr von Sobek-Zarrentin gewählt und in der dritten Abstimmung Herr von Enkefort-Vogelsang mit großer Majorität. Nun wurde zur vierten und letzten Stimmabgabe für den dritten Abgeordneten geschritten. In diesem letzten Kampf lag der endliche Sieg. Hier setzt auch das Schluß-Bild, welches unser frohlauniger Wahlmann entwirft, mit kräftigeren Farben ein:

„Die Schatten der Dämmerung legten sich schön bleigrau auf die Streiter, die Heere ruhten vom Kampf und verpusteten sich, ein Jeder hielt den Säbel in der Scheide. „Herr Kamerad," sagte der Kommandirende der Gegenpartei, „noch ein solcher Sieg und wir sind geschlagen." — „„Wo so?"" fragte der Angeredete und schnallte den Hungergurt fester, denn er hatte seit dem Frühstück nichts gegessen. — In den Herzen unserer Kämpfer steifte sich todverachtende Kühnheit auf. — „Kinder", rief mein muthiger naturhistorischer Freund und setzte sich, wie Wellington auf dem Schlachtfelde von Waterloo vor dem 3. schottischen Regiment, platt auf einen Stuhl: „Kinder! ich stehe nicht eher wieder auf, bis wir ihn durch haben." — Wie im Kampfe der Horatier mit den Kuriatiern waren uns schon zwei blühende Hoffnungen in den Staub der männerzermalmenden Feldschlacht gesunken, nur eine war noch übrig, sie aber war unversehrt. — Die Würfelbecher der Schlacht wurden geschüttelt — schwarz röthete sich der Himmel — Kanonendonner in der Ferne — an die Rippen pocht das Männerherz — „Grüße mein Lottchen, Freund!" „„Nu geiht't lot! Holt de Uhren stief! Wat kann 'e vel nah kamen"", rief hinter mir ein muthiger Treptuse. Und es begann loszugehn grade wie

Zu Körbelitz, zu Körbelitz,
Da draußen auf der Heide,
Da zog der alte Friederich
Den Degen aus der Scheide,
Da fiel ein kühler Regen,
Schwerin zog seinen Degen.
„Paßt auf!" rief Friedrich der zweite,
„Diesmal geht's uns nicht pleite!"

Die verstahlte Spitze der Phalanx rückte vor. Schauerlich stand das Ungethüm da! Den ersten Stoß hatte das Bundeskontingent der Treptuſen und Jarmenſer auszuhalten.

„Steht! Kinder ſteht!“ rief Vater Kleiſt. Und ſie ſtanden! —

Die feindlichen Reihen begannen zu wanken,
An Muthloſigkeit und ſchwachen Gedanken
Allmählich ſchmählich zu erkranken;
Und ob ſie gleich auch wehrten ſich
Mit Hoffnungen bethörten ſich
Und kriegeriſch gebährd'ten ſich,
Die Ueberläufer mehrten ſich;
In den feindlichen Reih'n
Riß das Ausreißen ein.
Da kamen hinterm Buſch, wie Ziethen,
Zuletzt die Herren Anklamiten
Und fegten das Feld von Feinden rein.
Gallinarius in den Staub hinſank,
Unſer Adler hoch die Flügel ſchwang!
Wir ſaßen in der gloria
Und ſchoſſen nun victoria!
Und ob's den Feinden gefallen mag,
Unſer iſt und bleibt der Tag.
Schwerin! war unſer Feldgeſchrei,
Und, meine Herren von der Gegenpartei,
Was Sie auch ſagen, es bleibt dabei!“

IX.

Fritz Reuter als Redakteur.

Die ersten „Läuschen" waren bereits in die Welt gegangen, „de Reis' nah Belligen" grade im Erscheinen, als Fritz Reuter in Treptow nun auch als Redakteur sein Heil versuchte.

In C. Lignau's Verlag zu Neubrandenburg erschien am 1. April 1855 die erste Nummer eines Wochenblattes von 4 Folioseiten. Den „Kopf" schmückte ein irgend woher genommenes Cliché mit symbolischen Darstellungen, die eher für eine Eisenbahn- oder Industrie-Zeitung sich geeignet hätten. Der Titel aber lautete:

Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von Fritz Reuter.

An der Spitze stand das Programm des Herausgebers: In einer Zeit weltgeschichtlicher Ereignisse, die das Interesse vom heimathlichen Gesichtskreise in die Ferne lenken, möchte es keck und fast herausfordernd erscheinen, mit einem Unterhaltungsblatte auf lokaler Grundlage hervorzutreten. In dem norddeutschen Leser sei jedoch der Sinn für das Heimathliche hinlänglich vorhanden, um an scheinbar Unbedeutendem, wenn es nur zur Beachtung der näheren und nächsten Zustände diene, Gefallen zu finden. Das Blatt wolle sich durchaus fernhalten von politischen und religiösen Fragen, jeden Angriff auf Personen, der über den Scherz hinausgehe und mehr den Träger als die etwaige Lächerlichkeit der Sache treffe, aus seinem Kreise verbannen. Da als Hintergrund lokale Verhältnisse dienen sollten, so richtete der Redakteur zum Schluß an bekannte Freunde und freundliche Unbekannte die Bitte um aktive Theilnahme. Alle Gaben werde er willkommen heißen, seien es Novellen, Erzählungen, Schwänke (hochdeutsch oder plattdeutsch), Anekdoten, Räthsel, lokale Berichte oder Neuigkeiten.

Das Blatt werde dem Leser jeden Sonntag in die Hand kommen, und von seiner Verbreitung hänge es ab, ob man später damit ein

besonderes Anzeigeblatt verbinden werde. Hierzu ist es niemals gekommen, der Leserkreis soll nur 300—400 Abonnenten umfaßt haben, so daß kaum die Kosten gedeckt wurden. Reuter erhielt vom Verleger ein kleines Gehalt und war auch wohl am „Gewinn" betheiligt.

Nachdem der Herausgeber den Zweck des Blattes erörtert hat, athmet er erleichtert auf und setzt seine „Thronrede" in mehr heiterem Tone fort:

„So weit hätten wir denn nun dies Alles überaus klug und weise eingerichtet, und während ich das Vorstehende noch einmal überlese, überschleicht mich das sehr wohlthuende Gefühl die Schwierigkeiten eines Programms überwunden zu haben; ich brauche mich jetzt nur in den Sattel des Blattes zu schwingen und lustig in die Fluren der Belletristik hineinzutraben. Ein altes Sprichwort sagt aber: den Vogel, der des Morgens zu zeitig singt, frißt des Abends die Katze. Die schwarze Sorge sitzt schon hinter meinem Sattel, und flüstert mir hämisch zu: „Alter Freund, will denn aber das Publikum unterhalten sein? In dieser schönen Zeit unterhält sich Jeder auf eigene Hand, und will er dann mal etwas extra thun, dann unterhält er sich mit mir, die ich seit Eisenbahnen und Missionen, seit landwirthschaftlichen Verbesserungen und Associationen, seit Telegraphen und Kartoffelkrankheit so recht zur vollen Geltung in dieser Welt gekommen bin. In jener Zeit, als man noch von allen diesen schönen Dingen nichts wußte, zur Zeit der Thee- und Kaffeeblätter, des Vademecum, der Sundine, des Abendblatts, ja, damals wollte die Welt noch unterhalten sein, und damals war's noch leicht das Unterhalten." Ich mag mich gegen solche Einflüsterungen sträuben, wie ich will, ich mag mir etwas von größerer Mannigfaltigkeit des Stoffs, von vielfacheren Berührungspunkten, von intensiverem Interesse, und wie dergleichen tiefklingende und nichtssagende Beschwichtigungen heißen, vertrösten — die Alte behält Recht; ich selbst komme immer auf die hämische Frage zurück: „Will denn das Publikum unterhalten sein?" Und die indirekte verzweifelte Antwort auf diese impertinente Frage bleibt immer: „Ach, früher war's so schön leicht!" In jenen schönen Tagen, als ich den Hamburger Correspondenten in Quarto von der Post holen mußte, als Professor Wehnert in Parchim sein sinniges Blatt redigirte, und „Tanten Hersen" dasselbe las, als große Leitartikel über das Teterower Storchnest geschrieben wurden, und die Friedländer durch das Vermauern der Schalllöcher für die Unterhaltung des Publikums sorgten, als Pastor Reinhold und Hans Göden schrieben, — damals

war's so schön leicht . . .*) Die alte Zeit sitzt verlassen und vergessen, von ihren Erinnerungen zehrend, und nur zuweilen, bei besonderen Gelegenheiten, bei Geburtstagen z. B., kriecht sie glückwünschend aus der Ofenecke hervor und ruft mit ihrem Geschwätz alte Geschichten und verstorbene Personen in ein nebelhaftes Dasein. Heute ist nun Geburtstag, wenn auch nur der unseres Unterhaltungsblattes, heute steht sie leibhaftig vor mir und schwätzt und verheißt mir Glück für das Neugebor'ne. „Ach," sage ich, „Alte, wenn nur nicht der eigentliche Geburtstag des Kindes auf den ersten April fiele! Dann wollte ich wohl . . . — Nun, gegen Dich will ich mich wenigstens dankbar beweisen, ich will Deine alten Geschichten erzählen!"

Mit diesen Worten geht Reuter gleich in medias res und läßt die Skizzen aus der alten Zeit folgen unter dem Titel: „Meine Vaterstadt Stavenhagen." Sie werden in 7 Nummern fortgesetzt und bilden etwa ein Drittel der später weiter ausgesponnenen, in „Schurr-Murr" veröffentlichten Erzählung. Nur kleine Abweichungen fallen dem aufmerksamen Leser ins Auge: Den alten Amtshauptmann Weber nennt der Redakteur noch nicht beim rechten Namen; sein Pathe figurirt hier als „Leberecht." Der Spielgefährte Karl Nahmacher wird als „Karl Hagemeister" eingeführt, und Tante Christiane als „Tante Line," vielleicht in Erinnerung an ihren lyrischen Gesang ohne Zither, aber mit Zittern und Tremuliren:

„Komm, Lina, komm! Im Dunkeln
Sieh, wie die Sterne funkeln."

Inhaltlich stimmen die Skizzen fast genau mit dem ersten Theil der Erzählung in „Schurr-Murr" überein. Nur zwei kleine Zusätze finden sich im Unterhaltungsblatt. In Nr. 5 die kuriose Stelle: „Da wäre ich bald ebenso unversehens in die Politik hineingerathen, wie gestern Abend in den Dunghaufen des Herrn Stadtverordneten P. p. und hätte mich fast gegen mein eigenes Programm versündigt, wie gestern gegen meine Beinkleider. — —"

Und in Nr. 7 ist bei der beweglichen Schilderung der Handelsverhältnisse Stemhagens noch die Bemerkung eingeschoben: „Auch auf diesem ewig bewegten Meere herrschte in gewisser Beziehung die Stabilität, und nur die drei Jahrmärkte erlaubten eine durchaus freie Konkurrenz, nicht blos unter und gegen einander, nein! gegen alle Welt. Diese drei Tage ließen dunkel ahnen, was aus meiner

*) Diesen Satz hat Reuter in „Meine Vaterstadt Stavenhagen" übernommen.

Vaterstadt auf dem Gebiete des Handels einst werden sollte, in ihrem regen Treiben wurzelte die zukünftige Bedeutung der drei größten Stavenhäger Handelsfürsten der Gegenwart, denn sie beherrschen den Geld- und Produktenmarkt."

Der Preis des Unterhaltungsblattes war vierteljährlich für Mecklenburg-Strelitz 16 ßl., für Mecklenburg-Schwerin 18 ßl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. einschließlich Postaufschlag und Steuer. Jetzt ist das Blatt eine höchst werthvolle Reliquie und eine litterarische Seltenheit ersten Ranges. Es findet sich, soweit ich nachgeforscht habe, in keiner Bibliothek, und der Verfasser war daher hocherfreut, als ein glücklicher Zufall ihm, wie angenommen werden darf, fast das einzige Exemplar des vollen Jahrganges in die Hand spielte. Es gehörte dem Sonnabend-Verein in Neustrelitz, dem einst Karl Kräpelin präsidirte und Fritz Reuter seine Theilnahme schenkte, und ist von dort auf dem Buchhändlerwege in meinen Besitz gelangt.

Dem Leser werden hiernach, wie ich glaube, Proben aus dem reichen Inhalt des Reuter'schen Blattes willkommen sein. In diesem Buche sind unter dem Titel „Olle Kamellen" neben anderen Episoden auch einige Anekdoten aus dem Unterhaltungsblatt zusammengefaßt; eine hier von Reuter veröffentlichte Skizze bildet die Grundlage für die vergleichende Studie: „Ein hochdeutscher Vorläufer der Festungstid." Dazu kommen noch die Auszüge in dem Abschnitt „Stadtverordneter und Wahlmann."

An dieser Stelle soll mehr ein Gesammtbild entworfen werden über den allgemeinen Inhalt des Blattes, über Reuters redaktionelle Arbeit und die behagliche Art, wie er als Journalist sich gab.

Unser Redakteur war zunächst ganz auf seine eigene Kraft angewiesen, und die ersten Nummern füllen fast ausschließlich Arbeiten aus Reuters Hand.

Was war nun Alles in einer Nummer enthalten? In der Regel die Fortsetzung einer Erzählung des Herausgebers, sodann eine abgeschlossene humoristische Skizze, ein „Läuschen" oder Gedicht, allerhand Aphorismen und Anekdoten, endlich Charaden und Räthsel und, als sich einige Mitarbeiter einstellten, auch ein kleiner Briefkasten.

Zunächst die größeren Arbeiten, die Reuter im Laufe des „einjährigen Dienstes" als Redakteur veröffentlichte.

Von den Skizzen aus der Vaterstadt war schon die Rede. Als die in No. 8 angekündigte Fortsetzung für immer ausblieb, folgte in No. 11 und 12 die rührsame Erzählung „Haunefieken," die in des Dichters Werke übergegangen ist. Dann zieht sich durch 16 Nummern

die hochdeutsche Urgestalt der „Festungstid.“ Es folgen die Wahlbriefe „An meinen Freund R.“ und eine erbauliche Schilderung des silbernen Bürgermeister-Jubiläums von Hofrath Brückner unter dem Titel „Der 6. November d. J. zu Neubrandenburg.“ In No. 38 beginnen die „Memoiren eines alten Fliegenschimmels“; sie werden in 9 Theilen bis zur letzten Nummer fortgesetzt, die Reuter redigirt hat. Diese „Memoiren“ sind aus dem Unterhaltungsblatt in des Dichters Werke übernommen.

Verstreut durch den ganzen Jahrgang ist eine Zahl heiterer plattdeutscher Gedichte, die den Grundstock der neuen Folge von „Läuschen un Rimels“ bilden. Sie sind abgesehen von der Orthographie unverändert geblieben. Nur eines der Läuschen „Dat geiht woll nich“ ist im Unterhaltungsblatt noch mit einer Einleitung versehen. Das Gedicht handelt von einem Pastor, der an seiner Predigt schreibt über das Wort der Schrift „Das Weib sei unterthan dem Manne.“ Ein Geräusch lockt ihn ans Fenster; Johann fährt mit Fru Pastern nach Bernitt:

„Segg mal, Jehanning, weißt Du nich?
Kam ick hüt woll en Beten mit?“
„„Ja, Herr Pastur, dat geiht woll nich.““

Dieses Läuschen führt Reuter in No. 35 mit den Worten ein: „Ich weiß nicht, ob alle meine Leser wissen, was ein „nolo“ ist. Diejenigen, die gezwungen sind, mit einem solchen Dinge zu verkehren, werden freilich mit „Ja“ antworten, werden aber wahrscheinlich ein „Leider!“ hinzufügen, und diejenigen, die mir nicht mit „Ja“ und „Leider!“ geantwortet haben, will ich hiemit vor dem Dinge freundschaftlichst gewarnt haben. — Was der Pantoffel für eine Bedeutung in jeder wohlgeordneten Haushaltung hat, dürfte allgemein bekannt sein, und hoffe ich, daß hier jeder wohlerzogene Ehemann mit einem deutlichen und vernehmlichen „Ja“ antworten, das auf der Zunge schwebende „Leider!“ aber verschlucken wird, um nicht die ganze bessere Hälfte des menschlichen Geschlechts in Aufruhr zu versetzen. Bei Lichte besehen, hat selbst der Pantoffel seine schlimmen Seiten; und nun erst der „nolo!“ Und wenn nun gar Pantoffel und „nolo“ in vereinter Konstellation über dem Haupte eines unglücklichen Sterblichen stehen! Ein „nolo“ aber ist ein Pastorknecht.“

Unser Redakteur gewann allmählich einen kleinen Stab von Mitarbeitern, vor allem einen „Berichterstatter“, der nachmals die Welt mit seinem Ruhm erfüllte: der „bis in den Tod getreue“ Bräsig,

immerirter Inspektor, wohnhaft zu Haunerwiem bei Klas Hahnenurt. Der weltberühmte „Bräsig" hat am 20. Mai 1855 das Licht der Welt oder die Schwärze des Druckers erblickt; an diesem Tage, in No. 8 des Unterhaltungsblattes, debutirt er zum ersten Mal in der Oeffentlichkeit mit einem Brief an seinen „lieben Herrn Gönner":

„Also so ans! Wo kömmt dieser Hund in die Koppel! un nun kömmt's anders, als mit der seel. Frau! — Ich, als ein Berichterstatter — als Sie mir beehren — aus der Begüterung? — das nehm mich keiner übel, das is so spaßig, als Sie als Redaktöhr . . . Na, ich segg! — Ihren lieben Brief habe ich den Donnerstag vor saeben Wochen richtig gekrigt und war nicht ohne für mir, was die Anerkennung von Beobachtung betrefft. Ich würde mich noch mehr auf die Beobachtung legen, aber die Gicht! Und denn auch weil mich Bollen seine ßackermentschen Jungen die Brille entzwei gemacht haben, worum ich nu erst schreibe. Gott bewahr mir in allen Gnaden vor liebe Kinder un vor Allen vor die Art . . ."

Dem ersten Bräsig-Briefe ist beigegeben ein sog. „Kleines Festprogramm, also gedacht für die Hochzeit unserer lieben Tochter." Es umfaßt eine Unzahl Nummern, vom „Kranzwinde-Abend bis zum — vierten Tage nach der Hochzeit. Mit der Frömmelei, die das langathmige Programm durchweht, bildet es ein Seitenstück zum „Gräflichen Geburtstag". Hier nur einige Nummern vom Kranzwinde-Abend: „Auf dem Schloßhofe Begrüßung des leiblich dargestellten guten Geistes, der das Hahn'sche Haus stets regiert hat und regieren soll, des Geistes des Glaubens und der Liebe, gegründet auf das Gottes-Wort und ruhend im Schatten des Kreuzes". — „Segenbegrüßung der Pastoren, damit unten im Saale geschlossen wird. Endbegrüßung des Nachtwächters und Uebergabe des schwachen Liederkränzchens".

Der Berichterstatter in Haunerwiem läßt dann lange nichts von sich hören und taucht erst in No. 29 wieder auf. Schuld daran hatten weder die Gicht, noch „die ßackermentschen Jungen". Nein, Bräsig war in den Bann gethan, weil er unter die Journalisten gegangen war: „Auf Stunn's kommt kein Minschenseel mehr zu mir und verzählt mich was, blos die alte Haunerfrau und der Schulmeister heimlich 's Abens in'n Düstern, un was die wissen, du leiwer Gott! . . . Wo wär's, — schreibt er am Schluß — wenn ich mir mit Schriftstellerei befieß und Briefe über die Landwirthschaft als praktischer Oekonomiker an Sie schickte, sollt mich das woll soviel einbringen, als wenn ich junge Hunde aufzög und sie nachher verkaufte?

Was meine Schwester-Dochter-Kind is, Körling hat vier Stück zu Wege gebracht."

Wir brauchen den Inhalt der Bräsig-Briefe nicht weiter zu verfolgen; sie sind in Reuters Werken abgedruckt. Das „Schwesterdochterkind", das der „immerirte" Inspektor damals besaß, war ein „hellscher Junge", und Körlings Schicksale spielen denn auch eine Hauptrolle in den Briefen. Dem „Großmutterbruder" zu Liebe nimmt die Redaktion „Körlings" Stellengesuch auf; neben einer Anzeige Reuters das einzige „Inserat", das im Unterhaltungsblatt erschien. Andererseits war auch Bräsig sehr aufmerksam, und zu Neujahr schrieb er seinem lieben Herrn Gönner: „Bei den 1. Jahnewahri fällt mich ein, Sie bestens zu gratuliren. Der Himmel laß Ihnen in Ihr Geschäft avanziren!"

Reuter hatte aber noch andere Mitarbeiter. Der begabteste war ohne Zweifel ein Dichter mit dem Anfangsbuchstaben A. W., die Gattin des Kreisgerichtsraths Wuthenow in Greifswald, des einstigen Leidensgefährten von Silberberg. Ihre zart empfundenen plattdeutschen Lieder hat unser Dichter später zu einem lieblichen Strauß gewunden, den er 1857 mit dem bescheidenen Titel herausgab: „En poar Blomen ut Anmariek Schulten ehren Goahrn von A. W." Gädertz hat an der Hand des Briefwechsels eine anmuthende Schilderung von Reuters Beziehungen zu Anmariek Schult gegeben; er druckt auch ihre im Unterhaltungsblatt veröffentlichten Lieder ab. Eines ist ihm entgangen: „De Schipsjung" in No. 15 des ersten Jahrgangs. Von diesem Gedicht sei die erste Strophe hier wiedergegeben:

„De Schwälk lihrt ehr Jungen doch fleigen ut't Nest;
Wat is denn min Mutter so trurig hüt west,
Dat ick bruk de Flüchten, dat ick segg Ade,
Dat ick will mal fleigen eins äwe de See?
Sei kann't nich verstahn, dat so lustig ick bün,
Blot äwer't Vergnäugen, en Schipsjung tau sin."

Andere poetische Beiträge veröffentlichte Reuter namentlich von Haine in Neustrelitz, von Klemens Karl und M . . . ph. in Greifswald. Von diesem erschien in No. 18 das kleine Gedicht:

Dat Husmiddel.

Oll Fru von Hopp hadd Koppweihdag,
Dat was för ehr 'ne grote Plag;
Flink schickt sei hen nah Dokter Snider,
Hei süll ehr helpen — un so wider.
De Dokter kam tau Fru von Hopp,

Doch so wat hadd hei noch nich fun'n:
De Ollsch, dei hadd üm ehren Kopp
En grotes wittes Dauk sick bun'n.
„Wat heww'n Se up den Kop sick leggt?"
Verwunnert nu de Dokter fröggt.
Husmiddel! stamert bang de Ollsch,
Ick heww mi Surkrut ruppe leggt.
De Dokter was ok wat perdollsch
Un geiht herut, indem hei seggt:
„Dat helpt allein nich, glöwen's mi,
Dor möt ne Bratwust ok noch bi!"

Diese Pointe hat sich Reuter später selber zugeeignet in seinem köstlichen Läuschen „De swarten Pocken"; dort heißt es aber drastischer:

„Ob sei kein Suerkrut nich hett?
Dat hett sei, ja! — „Denn nemen S't", seggt Jakob,
„Un slagen S't in 'ne rein Salwjett
Un legg'n S't den Kranken up den Kopp".
Un geiht nu rut un seggt adjü.
„„Fik"", seggt de Fru, „„oh, lop em nah!
Ob ok 'ne Bradwust möt dorbi?"".
Un Fik kümmt t'rügg: „Ja", säd hei, „ja!
Dat künn taun wenigsten nich schaden".

Auch andere Sachen aus dem Unterhaltungsblatt, meist jedoch seine eigenen, hat unser Dichter später benutzt und hübscher verarbeitet. In No. 14 findet sich z. B. als Anekdote die „Urgestalt" des späteren Prachtläuschens „Wat ut en Scheper warden kann;" sie lautet dort einfach:

„Mutter Schultsch in Kirch-Baggendorf hatte das Glück nach einer langen kinderlosen Ehe im höheren Alter von einem Knäblein beglückt zu werden, welches in der Taufe den Namen Joachim erhielt. Jochen wuchs zu einem stattlichen Burschen empor, wurde aber von der alten zärtlichen Mutter stets nur „das Kind" und in der Anrede „Jöching" genannt. Als Jochen das gehörige Alter erreicht hatte, mußte er in Stralsund Soldat werden. Schreckliche Nachrichten über die schlechte Behandlung der Rekruten kommen der alten Frau zu Ohren, so schrecklich, daß sie sich endlich entschließt, selbst nach Stralsund zu reisen, um sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen. — Sie kommt gerade auf dem Exerzierplatz an, als ihr Jöching gedrillt wird und von den Händen des Unteroffiziers trotz höheren Verbotes mit Stößen und Püffen Unter-

richt in der militärischen Gymnastik empfängt. Ihr mütterliches Gefühl empört sich ob der rauhen Behandlung ihres Kindes, und an den einexerzierenden Unteroffizier herantretend, sagte sie: „Hei olle Ekel! Wat stött hei mi dat Kind? Wat hett em min Jöching dahn? Kann hei nich tau dat Kind seggen: Jöching, dreih Di üm! denn dreiht sich jo dat Kind von sülben üm."

Auch mit einer anderen „Urgestalt" können wir aufwarten, mit der Erstlingsform der Erzählung in Schurr-Murr „Wat bi'ne Aewerraschung 'rute kamen kann." Es ist die Anekdote in No. 39:

„Damit der alte Julklappenbrauch auch in diesem Weihnachten sein munteres Fest ungetrübt feiere und seine heimlichen Vorbereitungen nicht trotz gutgemeinter Absicht zur Quelle von Verdruß werden, möge die nachstehende Anekdote zur Warnung für alle Schenkenden mitgetheilt sein: Der alte ehrwürdige Schott, Doktor und Professor ordinarius der theologischen Fakultät zu Jena, hielt sich Equipage, mit welcher seine Frau, Schwägerin und Tochter, wegen ihrer hohen, gleichmäßig hervorragenden Gestalt von dem Studentenwitz „die drei Gleichen" genannt, täglich spazieren fuhren. Das Fuhrwerk zeichnete sich nicht sowohl durch Eleganz als durch Zweckmäßigkeit aus, indem seine Räume vollständig durch den täglichen Inhalt ausgefüllt waren. Es war ein alter Jagdwagen, sogenannter Wurstwagen, vorne auf dem schmalen Bock saß der Kutscher, auf der hintern Bank saß die Frau Professorin mit ihrer Schwester und das Fräulein Tochter ritt auf der Wurst. — Eines Tages, etwa 3 bis 4 Wochen vor Weihnachten, begab es sich, daß der alte Kutscher mit entsetztem Gesichte die Meldung machte, der Bock des ewigen Wurstwagens sei abhanden gekommen und sicherlich gestohlen, wodurch denn den täglichen Fahrten der drei Gleichen ein plötzliches Ziel gesetzt war, denn zum Selbstkutschiren und dergleichen weiblichem Sport war die Zeit noch nicht reif, vor Allem noch nicht die Frauen und Töchter der theologischen Fakultät. Es war großes Trauern um den Bock, und da die Bezeichnung „Bock" witzige Anspielungen wohlfeil machte, so unterließ der alte ehrwürdige Schott keine Gelegenheit, mit seinem Witz auf den Bock zu zielen und zu versichern, daß er ihn nicht geschossen habe; kurz der Bock und die Unterhaltung über ihn wurde Mode in der Familie. So kam das Weihnachtsfest heran. — Um den weiblichen Mitgliedern seiner Familie die angenehmen Spazierfahrten wieder möglich zu machen, hatte der alte Herr für seine Gemahlin einen neuen Bock zur Julklapp bestimmt, der denn auch am heiligen Abende von unsichtbarer Hand als geheimnißvoll verpacktes Geschenk

in's Familienzimmer des Hauses geschoben wurde. Die Damen umstanden das räthselhafte Etwas, und der Zweck aller Julklappen, Ueberraschung, malte sich auf allen Gesichtern, als der neue Bock aus der Umhüllung sprang. Der alte Herr freuete sich königlich, als er auf den drei Gleichen das gleiche Erstaunen las, und grade wollte er einen neuen witzigen Feldzug gegen den Bock eröffnen, als der zweite dichtverschleierte Julklapp ihm selbst mit der Adresse „an den Herrn Professor, Doktor theol. Schott" die Aufwartung machte. Als er mit bedächtiger Hand die Emballage entfernt hatte, sollte die Ueberraschung der Gesellschaft auf ihn übergehn, denn auch in sein Weihnachtsnetz war ein neuer Bock gegangen, seine Gemahlin hatte ihn auf diese Weise für seine witzigen Scherze belohnen wollen. Aus dem Erstaunen entwickelten sich schon die Anfänge des Verdrusses, der alte Herr wollte eben in eine Vorlesung über das Unzweckmäßige und Störende, ja gewissermaßen Unmoralische jeder Ueberraschung verfallen, als sein alter Kutscher mit einer wunderbaren Vereinigung von Leder und Eisen auf dem Arm in der Thür erschien: „Sähn Se, Herr Professor, wollt Ihne doch auch 'ne klaine Freud' zu de Weihnachte mache, Ihne Ihr alter Bock hat sich wieder angefunde."

Eine Anekdote in der ersten Nummer feiert wieder in der „Franzosentid" ihre fröhliche Auferstehung. Im Unterhaltungsblatt wird die Geschichte so erzählt:

Jehann Jochen Rehfaut un Korl Ganschow führten Buholt in'n Winter, un't was en gruglichen Schneidräbel, un Korl Ganschow frög: „Jehann Jochen will wi?" — „„Man tau!"" säd Jehann Jochen; un sei güngen in den Bremsenkraug 'rin und dor seten sei un däueten sick en beten achtern Kachelaben up. As sei nu so seten, kemen twei Franzosen rinne, denn dat was in de Franzosen-Tid. Un de ein, dat was so'n ollen Scherschant und dei let twei Schluck inschenken, un as hei den einen utdrünk, dunn säd hei: „A wuh!" un de anner, dei drünk den annern ut un säd:" „Serwetöhr!" dunn güngen sei. As sei 'rut wiren, säd Korl Ganschow: „Jehann Jochen, will 'n ok mal so." „„Jewoll!"" seggt Jehann Jochen, un de Wirth schenkt ehr twei Schluck in! Korl Ganschow nimmt den einen un seggt: „Na nu!" -- „„Sett'n vör'e Döhr!"" seggt Jehann Jochen.

Hin und wieder greift unser Redakteur, anstatt zur Feder, auch mal zu Scheere und Kleistertopf. Und je weiter wir in dem Jahrgang blättern, um so häufiger begegnen wir Ausschnitten. Da werden z. B. den Grenzboten „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" entnommen; Reuter macht hier also eine Anleihe bei seinem späteren

Freunde Gustav Freytag. Daneben müssen alte und neue Bücher als „Lesefrüchte" herhalten, die gähnenden Spalten zu füllen.

Manchmal führt Reuter aber auch Neuigkeiten mit einem so drolligen Vorwort ein, daß dies allein noch lesenswerth erscheint. Eine Zeitung hatte von Versuchen gemeldet, welche in der französischen Akademie zur Uebertragung musikalischer Töne von einem Orte zum andern gemacht waren. Hierzu schreibt unser Redakteur die hübsche Einleitung:

„Jeder Scherz wird in der jetzigen Zeit Ernst.

Als ich in Rostock studirte, wohnte ich mit einem überaus humoristischen Freunde beim Tischler Saß in der Lagerstraße. Mein Freund hatte eine große Zuneigung für den Schustermeister Samkow gefaßt, oder besser! Der Schustermeister Samkow hatte ein großes Vertrauen zu den juristischen Fähigkeiten meines Freundes gefaßt, und da Samkow an ausstehenden alten Studentenforderungen litt, und selbst die deprimirenden Wirkungen erfolgloser Klagen den stets neu aus der Asche entstehenden Samkow'schen Sanguinismus anzufachen schienen, so gerieth der unglückliche Stiefelfabrikant allmählich in einen Zustand der Aufregung, der ihn Alles wünschen und hoffen, aber auch Alles glauben ließ, namentlich alles dasjenige, was — er gehörte der konservativen Partei an — die alte Zeit der Neuzeit gegenüber in ein besseres Licht stellen konnte.

Eines schönen Morgens komme ich in das Zimmer meines Freundes G. Derselbe sitzt behaglich in der Sophaecke und raucht mit einem Gesichte, auf welchem deutlich die schönen Worte geschrieben standen: „gistern Abend bi Blocken in de Lagestrat von oll Rammen wedder tegen Dahler in Boston gewunnen" seinen Tabak. Samkow steht vor ihm und sagt: „Je, nu seggen S' mal, Herr Advkat?"

„„Je, Meister, wat sall ick dortau seggen? De Tiden waren ümmer schlichter,"" war die Antwort. — Ich muß hiebei bemerken, daß mein Freund G. damals in dem Stadium des Advokatenlebens sich befand, in welchem jedem Klienten das Recht einer ausführlichen Unterhaltung zugestanden wird. Samkow war sein erster Klient.

„Herr Advkat, dit möt de Deuwel hahlen! So as 't jetzt is, is 't mindag nich west."

Um die Nasenlöcher und Mundwinkel meines Freundes fingen an jetzt allerlei Heiterkeiten zu spielen, welche ironische Lichter auf die Unterhaltung zu werfen droheten.

„Herr Advkat, mit de Schausteri is 't rein tau En'n. Ach, früher! „Machen Sie mich ein Por zweinähtige Stiewseln!" — „„Hier sünd

sei!"" — Söß Dahler her! un denn Drüttel! — Un nu? — Nu mit de Studenten? — Hett mi dat min Fru nich ümmer seggt? — „Samkow," seggt sei, „sei kamen nich üm dei Tweinähtigen, sie kamen üm de twei Mäten." Un min Fru hadd Recht.

„„Mit de Schausteri, min leiw Samkow,"" antwortete G., „„ dor sälen 'S man seihn, dor ward dat noch ümmer schlimmer mit, denn mit dat Katüffelmehl nimmt dat schrecklichen Äwerhand.""

„Wo so, Herr Advkat, mit 't Katüffelmehl?"

„„Ja, Meister, dor maken s' jo nu all Stäweln ut.""

„Na, segg ick't nich, Herr Advkat? So geiht hei gaut! Stäweln ut Katüffelmehl! Ja, denken kann ick't mi, denn Muskant Bohm wies't mi nielich ne Schnuftabaksdos', dei hadden s' ok ut dat verfluchte Katüffelmehl makt."

„„Je, de Muskant süll ok man ganz ruhig sin, de Muskanten ward dat negstens ok schön äwer't Liew gahn. Dor hewen s' nu all 'ne akustische Dampmaschin erfunnen, dei setten s' tau Berlin in Gang un hier bi uns, up Schleuder'schen ehren Saal, geiht de Musik los, ahn all Muskanten.""

„Na, segg ick't nich, Herr Advkat? Muskanten un Schausters un Prükenmakers un Balbierers! 'T is all egal! Kein Deuwel lett sick en Bort mehr schnieden, un dei't dauhn, dauhn't sülwst." — —

Ich lachte herzlich über diese Mystifikation, aber man lese nun den nachfolgenden Aufsatz aus der X.-Zeitung, und man wird gestehen müssen, daß, wie wir am Vorabend der akustischen Dampfmaschinen stehen, auch die Kartoffelmehlstiefel ihren verhängnißvollen Gang durch die Welt antreten können. — —"

Durch die kleinen Scherze des Unterhaltungsblattes fühlten sich manche Leute getroffen. Oft aber stritt man auch, wer eigentlich gemeint sei. So z. B., als in No. 4 des zweiten Jahrgangs folgende Anekdote erschien:

Scene: Köln am Rhein.

Schuster Schmidt: Gott in'n hogen Himmel, wo hungert mi.

Bäcker Mevis: Je, Badder, ett.

Schuster Schmidt: Je, Badder, wat meinst tau'n Biefstück?

Bäcker Mevis: Ja, lat Di ein maken, ick will en Stück Roßbief eten.

Schuster Schmidt: Na, Du warst hier doch in fröm'm Lan'n nich anfangen, Pirdfleisch tau eten?"

Auf diesen Scherz war in No. 6 ein anderer gefolgt:

Scene auf dem Vogelschusse zu Itzehoe.

Aufrufer: Nummer Sieben!

Rentier Schreilaut, als sich Niemand meldet: Wer hat No. 7?

Aufrufer, sieht nach in der Liste: Schuster Schmidt!

Schreilaut: Schmidt! Sie sollen schießen!

Schmidt: Pappendeckel hat all' für mir geschossen.

Schreilaut: Sie wollen wohl sagen, „hat vor Sie geschossen."

Schmidt, heftig: Nein, hat für mir geschossen.

Schreilaut, ärgerlich und sehr laut: Herr, verstehen Sie Deutsch: er hat vor Sie geschossen!

Schmidt, sich umdrehend im Abgehen: Wat sälen de Dummheiten, hei hett för mi schoten, und dormit gaud!"

Obwohl hier der Schauplatz nach Köln und Itzehoe verlegt war, regte sich doch auch bei manchem einheimischen „Schüttenbrauder" das Sprachgewissen. Und in den Kneipen gaben die Philister ihrer Entrüstung über die „Bosheiten" des Blattes energischen Ausdruck; ja, man erwog sogar, den Schutz der hohen Obrigkeit in Anspruch zu nehmen. Das Unterhaltungsblatt machte daraus in No. 11 eine allerliebste Scene:

„Schuster Schmidt, Schuster Schulz und Schuster Schroeder sitzen zusammen und trinken Bier.

Schuster Schmidt: Redt Ji, wat Ji willt, dat lat ick mi nich nehmen, Sei hebben mi domit meint!

Schuster Schulz: Worüm Di denn grad? Känen Sei uns nich ok meint hebben? Büst Du beter as wi? Js Din Nam viellicht beter as unſ'? Bi so'n Gelegenheiten kiehren Sei de Nam's üm, as wi de Schauh. Wenn sei „Schmidt" segg'n will'n, denn seggen sei „Schult," un wenn sei „Schult" seggen will'n, denn seggen sei „Schröder."

Schuster Schröder: Ja! Un wi hebben ok juſt so'ne olle entfahmte Nam's! De ollen Nams passen Jeden as de Markstäwel und Jede paßt in de Nam's. Wenn de Petisten noch begäng wiren, ick let mi ümdöpen.

Schuster Schulz: Dat kümmt All von de olle dämlich S=c=h her, wo dat ganze Schaustergewerk un unſ' Nams sich mit anfängen. All dei entfahmtigen Schimpwürd fängen sick mit 'ne S=c=h an: Schelm un Schuft un Schlaps un Schlohm un Schlüngel un Esel.

Schuster Schmidt: Na, Schult, dorin biſt Du irrthümlich! Esel nich, aberſten: Schpitzbube. — Aewer Ji mägt nu seggen, wat Ji willt, Sei hebben mi dormit meint un ick gah nah'n Herrn Rath hen un frag' em, denn dei möt dat weiten.

Schuster Schröder: Ja, Vadder, denn gahn wi äwer mit, denn Sei künnen uns jo doch ok meint hebben. Tau einen Lock möt de Tehn doch rut! as de Lihrjung tau sin Stäwel säd.

Schuster Schmidt: Na, denn kamt!

Zimmer des Herrn Rath.

Schuster Schmidt, Schuster Schulz und Schuster Schröder werden angemeldet.

Rath: Sie sollen herein kommen!

Schuster Schröder: Schönen, guten Morrn.

Schuster Schulz: Ergebensten, guten Morrn.

Schuster Schmidt: Ganz gehorsamsten guten Morrn. Wir kommen in einer rechtlichen Angelegenheit, indem daß wir nicht ganz genau wissen, wer gemeint is. Benäumt is meine Wenigkeit, indem mein Name zu verschiedentlichen Malen mit ein Farken von ein wild Schwin, mit Pirdfleisch und einen gewissen Pappendeckel und hochdeutschen Sprachverlegenheiten in die nachtheiligste Berührung gekommen is, nähmlich for mein Remonneh! Wo kann der Mensch sich unterstehen, mir bei meinen Vatersnamen zu nennen?

Rath: Ich versteh Sie nicht. Welchen Menschen und was meinen Sie?

Schuster Schulz: Ganz ergebenster Herr Rath, er meint die dämliche Unterhaltungsgeschicht. Abersten, was mein Vadder Schröder hier is und ich sünd die Meinung, wir ziehen mit Schmidten einen Drath, denn die Unterhaltungsgeschichten schlagen die Nam's alle über einen Leisten un wenn Schmidt damit gemeint is, können wir eben so gut damit gemeint sind.

Rath: Ach so! Sie meinen die Anekdoten in dem Unterhaltungsblatt und beziehen dieselben auf sich. Ist denn einmal irgend etwas der Art mit Einem von Ihnen passirt? (zu Schulz) Mit Ihnen?

Schuster Schulz: Ne, bewohre!

Rath: (zu Schröder) Oder mit Ihnen?

Schuster Schröder: Ih bewohre!

Rath: (zu Schmidt) Dann mit Ihnen?

Schuster Schmidt: Oh, bewohre!

Rath: Nun, was wollen Sie denn?

Schuster Schmidt: Ganz gehorsamster Herr Rath, wenn die andern Beiden sich in diesen Hinsichten geben, ich kann mir so nicht geben, denn die namentliche Benennung „Schuster Schmidt" steht in das Blatt gedruckt zu lesen und die Meinung von diesem Menschen, der das eingesetzt hat, is, daß ich das bün.

Rath: Lieber Freund es giebt so viele Schmidt, und viele sind gewiß Schuhmacher, daß Sie sich dabei wohl beruhigen können. Überdies haben Sie ja wohl noch einen Charakter?

Schuster Schmidt: 'N Charakter? 'N Charakter? 'N Charakter? Wo meinen Sie das, Herr Rath, mit'n Charakter?

Rath: Nun? Haben Sie nicht einen Charakter? Ich meine einen Titel.

Schuster Schmidt: Ach so meinen Sie dieses! Nu geht mich eine ganze Gasbeleuchtung von Licht auf! (sich vor die Stirn schlagend) Oh wo dämlich bün ick west! Ne, Kinnings, kamt, wi sünd All drei nich meint!" —

Ein ander Mal, in No. 30 und 31, war ein lustiges Stückchen erschienen unter dem Titel: „So ward Ein belurt". Es schilderte die Fahrt eines Gläubigers mit drei Genossen zu einem unsicheren Kantonisten von Schuldner. Man belauert diesen ohne Erfolg, und als man bei der Mutter in der angenommenen Rolle von Gerichtspersonen erscheint, merkt die pfiffige Alte anscheinend die Maske und will die Polizei rufen lassen. Die Kumpane machen sich daher aus dem Staube und erholen sich von dem Schreck erst im Wirthshaus bei einer Batterie von Flaschen. Die Kosten der Zeche sind dreimal so groß wie die Forderung, um deren willen man die Reise machte. Reuter schloß an die Geschichte folgenden

Nachruf an die vier unternehmenden Herren in Güstrow:

Wie sollt' es mit der Welt wohl werden,
Wie mit dem Unterhaltungsblatt,
Fänd' nicht zuweilen auf der Erden
Ein fröhlich Scherzen seine Statt.
Der Teufel möcht ein Blatt 'rausgeben!
Gäb's solche Leute nicht wie Ihr,
Dann wär' das graue Menschenleben
Und unser Blatt nur Löschpapier.
Drum drück ich Euch die Hände froh,
Euch wackern vier aus Güsterow:
Ich bitt' Euch, bleibet immer so.
Ich dank' Euch für den frohen Scherz;
Glaubt mir — ich leg' die Hand aufs Herz —
Das Eine nur ist's, was mich dauert,
Daß Ihr den Kerl nicht habt belauert.

*

Der Briefkasten des Blattes diente hauptsächlich dem Verkehr mit den Mitarbeitern. So bietet er noch jetzt ein Spiegelbild der Art, wie Reuter kritisirte und redigirte.

Hier eine Blumenlese aus den Antworten des Redakteurs:

„Ich danke für ihre Aufmerksamkeit; der Emil muß sich aber noch mehr um Versmaß und Reim bekümmern.

Das war recht! Deine freundliche Gabe ist eigentlich zu zart für mich!

Darf ich etwas darin herumballhornisiren, d. h. in der Orthographie des Plattdeutschen?

Wirklich interessante Anekdoten sind selten; die mir mit getheilte hat den Kreislauf durch die öffentlichen Blätter schon vor längerer Zeit gemacht.

Mein Herr, ich danke dafür jedes geistlose Gedicht in mein Blatt aufzunehmen.

Ich werde gewiß an Ihren Arbeiten nichts ändern. Wenn Sie mich jedoch auffordern, die plattdeutsche Orthographie nach meiner Art zu berichtigen, und diese Berichtigung stört den Reim, wie dann? —"

Als der Briefkasten nach längerer Pause wieder eröffnet wird, bittet Reuter um Entschuldigung für sein Schweigen: „Eine längere Reise und darauf folgende Störungen mancherlei Art mögen uns dabei zur Seite stehen." Der Redakteur holt alsbald das Versäumte nach:

„Die Hasengeschichte eignet sich nicht zur Aufnahme, da sie aller Pointe baar ist. Passirt bei Ihnen nicht mal etwas Anderes? Wie heißt der Gutsbesitzer in Ihrer Gegend, der aus Rache eine Tagelöhner-Familie in ein vom Typhus angesteckes Haus geworfen hat und der armen, dadurch zur Wittwe gewordenen Frau Schweinefutter statt Brodkorn hat verabreichen lassen? —

Freund W.-Rostock: Laß das nur gut sein! Rühr keine alte Geschichte auf, sondern bring Neues, wie Du angefangen hast. Animir mir die Leute in dem Kreise Deiner Bekanntschaft, daß sie Deinem Beispiele folgen.

Endlich! — Ihr kommt spät, Graf Isolan, doch gut, Ihr kommt.

Herrn H. in St.:

Vel schönen Dank för de Gedichten!
Doch glik sei bringen geiht mit nichten.
Von tau vel so'n geriemelte Gerichten
Taulezt ganz stumpe Tähnen krigt 'en.
Drüm olle Jung, stah Di nich in den Lichten,
Schick mi man leiwerst lustige Geschichten
Un häud Di vör de plattdütschen Gedichten.

Herrn P. R. zu F. Wenn solche Kräfte feiern! ꝛc.

An denselben in der folgenden Nummer: Meinen Anruf aus den Redaktionsnöthen hätte ich mir also sparen können.

O, si tacuisses! Doch schadet nicht! Wat den Einen sin Uhl, is den Annern sin Nachtigal!

So etwas remittirt man nicht, für so etwas bedankt man sich und bittet höflichst um mehr.

Mein unbekannter Freund C . . . a,
Wie ich aus Deinem Brief ersah.
Wünschst Du durch mich den Feind zu züchtigen.
Bist Du im Zorn, in einem richtigen,
Dann faß den Kerl nur selber an,
Denn, guter Freund: selbst ist der Mann.
Bin auch wohl mal in jungen Jahren
So wild auf einen losgefahren
Und schlug dann kreuz und quer d'rauf ein;
Doch Deine Peitsche, Freund, möcht' ich denn doch nicht sein."

Man sieht, Reuter ist auch als Briefkastenonkel originell und verleugnet nicht seinen Humor.

Nach Ablauf eines halben Jahres erließ die Redaktion eine neue Anrede an die Leser:

„Unser Blatt besteht jetzt zwei Quartale hindurch — eine kurze Zeit für das lesende Publikum, eine lange für einen armen Teufel von Redakteur, der, in die engen Mauern einer kleinen Landstadt eingepferchet, hauptsächlich auf die kleinen Beobachtungen und Begebnisse seines täglichen Lebens angewiesen ist. Dankbar müssen wir anerkennen, daß unsere Leser, so weit unsere Kenntniß reicht, eine überaus freundliche Rücksicht gegen uns und unsere Schwächen, die wir im Geringsten nicht verkennen und bemänteln wollen, geübt haben. . .

Die „Redaktion" erklärt, daß sie auf einer längeren Reise Schritte gethan habe, um dem Blatte Kräfte aus verschiedenen Gegenden und Lebensstellungen zu sichern. Von jetzt ab solle vorzugsweise auf beachtenswerthe und unterhaltende Neuigkeiten Bedacht genommen werden. Für geeignete Aufsätze in entsprechender Form wird sogar, im Namen des Verlegers, ein Honorar zugesichert. Zum Schluß spricht die Redaktion den „nüchternen" Wunsch aus, statt der vielen Gedichte lieber Arbeiten in Prosa zu erhalten: „Gedichte — und auch von den besten gilt es — sind gewöhnlich zu subjectiv, als daß sie in einem größeren Kreise interessirten; sollte uns aber ein kräftiges, von poetischer Originalität übersprudelndes Gedicht zugesandt werden, so versprechen wir dasselbe von einem Lorbeerkranz umgeben unserem Inhalt voran drucken zu lassen."

Wenn im zweiten Theil des Jahrganges eine Abschwächung bemerkbar wird, und Reuter mehr und mehr zu größeren Ausschnitten seine Zuflucht nimmt, so lag das sicher nicht an einem Erlahmen der eigenen Kraft, sondern wohl an dem äußeren Umstande, daß das Blatt nicht rechten Boden, seine Arbeit nicht den ihr gebührenden Lohn fand.

Die letzte größere Erzählung waren die satirischen „Memoiren eines alten Fliegenschimmels in Briefen an seinen Urenkel, den großherzoglich mecklenburgisch-schwerinschen Gestütshengst Red Robin, Doberansky, Güstrowsky, Fuchs, Vollblut und Premier des Vollblutamtes zu Redefin" — im Unterhaltungsblatt ist noch hinzugefügt: „Inhaber eines Sterns." Auch sonst finden sich hier ein paar Stellen, die Reuter in seinen Werken später weggelassen hat. Die eine eine kleine politische Bosheit:

„Was Manche auch sagen mögen, selbst die Justiz hat ihre guten Seiten, und die Feststellung des Grundsatzes, daß alle Preußen vor dem Gesetz gleich sind, klingt lieblich in das Ohr eines jenseit der Zollvereinsgrenze wohnenden Mecklenburgers, indessen — wie mein Freund Kotelmann sagt: „Horch an't En'n!" — es wäre möglich, daß in kürzester Frist der Grundsatz lautete: „Nicht alle Preußen" oder „Alle Preußen sind vor dem Gesetz nicht gleich." Es kommt blos darauf an, wo das Wörtchen „nicht" eingeschoben wird. Ich, als Mecklenburger, würde am liebsten sehen, wenn das fatale Wörtchen vor „Preußen" stände, der Satz also lautete: „Alle Nichtpreußen sind vor dem Gesetz gleich." Damit wäre auf einfache Weise dem größten Theil der Welt gedient. Du siehst, auch die Justiz läßt sich empfehlen und zum Nutzen verwenden."

Die andere Stelle ist eine Anspielung lokaler Natur:

„. . sintemal die gute Stadt Teterow sich vorgenommen habe, aus sich, gleich Bützow, eine Art Spital für alte adlige Herrn und Damen zu machen, um dadurch ihrer bürgerlichen Nahrung aufzuhelfen."

Wie die Skizzen aus der Vaterstadt Stavenhagen gleich an das Programm, den Anfang des Blattes sich knüpfen, so ist an die Memoiren des alten Fliegenschimmels unmittelbar das Abschiedswort unseres Redakteurs angeschlossen:

„. . Der Schulmeister aus Hannerwiem schreibt an mich, dem alten Inspector Bräsig sei die Gicht in den Magen getreten, man zweifle an seinem Aufkommen, sein thätiges Leben neige sich zur letzten Ruhe, warum soll ich mich noch ferner der Unruhe hingeben, wenn Alles rings um mich entschlafen ist?

Meine kontraktliche Pflicht ist erfüllt, warum sollte ich noch länger bleiben und schreiben; dahin schwanden die Wackern all? Zu schwinden beginn ich in Preußen, meinen Schritt sieht Treptow nicht mehr, in Brandenburg werd' ich entschlafen als Redakteur des Unterhaltungsblatts;

Denn ein Jahr hab ich's ertragen,
Trag's nicht länger mehr;
Hab die Schreiberei im Magen,
Bleib nicht Redakteur.

Allen fernen und nahen Freunden, die mich mit Wort und Schrift bei der Herausgabe des Blattes unterstützt haben, sage ich meinen aufrichtigsten Dank, dem nachsichtigen Publikum nicht minder, dem Unterhaltungsblatt rufe ich ein zärtliches Lebewohl zu und will wünschen, daß es für die Folge mehr Unterhaltung bieten möge, als ich in einer gänzlich isolirten Stellung liefern konnte."

Und nun folgt die zweite Anzeige des Unterhaltungsblattes. Die erste war das Stellungsgesuch von Bräsigs „Schwesterdochterkind Körling;" die zweite, in zierlicher Umrahmung, lautet:

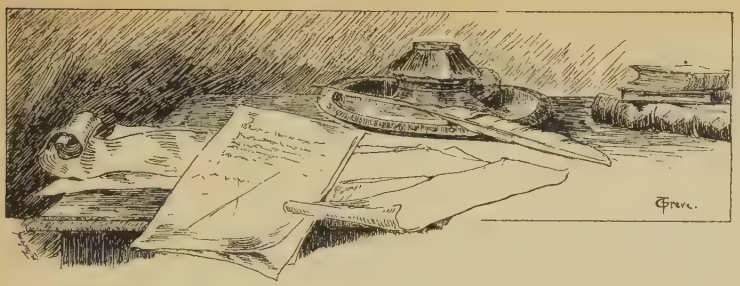
„Allen meinen Bekannten, so wie auch meinen Herren Geschäftsfreunden mache ich die ergebenste Anzeige, daß ich vom 2. April d. J. ab meinen Aufenthalt in Neubrandenburg nehmen werde.

F. Reuter."

Das Unterhaltungsblatt vegetirte noch einige Zeit, es hat nun unser Interesse verloren. Das Ende vom Liede war, daß der nachlässige Verleger ohne Rechnungsablage nach Amerika ausrückte.

Mochte Reuter damals ärgerlich das „Handwerkszeug" des Redakteurs bei Seite legen, fruchtlos für seine schöpferische Thätigkeit war diese kurze Periode keineswegs. Sicher wäre es für den Dichter eine mehr verlorene Zeit gewesen, wenn man 1860 seiner Bewerbung entsprochen und ihn zum Redakteur der „Landwirthschaftlichen Annalen" gemacht hätte.

Fritz Reuter wandte sich nun also nach dem anmuthigen Neubrandenburg. Folgen wir seinen Spuren!



X.

Fritz Reuter-Erinnerungen aus Neubrandenburg.

Fangelthurm.

„Sieben Jahre hab' ich um den Eichenkranz Neubrandenburgs geworben," sagte Fritz Reuter, als es zum Abschiednehmen kam. Diese schönen und glücklichen Jahre bilden die Blüthe seines Schaffens. Hier erhob sich der Genius seiner Kunst zu ungeahnter Meisterschaft. Hier errang er nicht nur den schlichten Eichenkranz, nein, auch die immer leuchtende Krone des Dichters.

Der „größere Verkehr und die reizende Gegend" hatten ihn nach der Strelitzer Vorderstadt Neubrandenburg gelockt, die etwa vier Meilen von Stavenhagen und zwei von Treptow entfernt ist. Eine prächtige Stadt mit wundervollen Thoren, — das stille Entzücken jedes Architekten — mit malerischen Fangelthürmen und alten Wieckhäusern am Mauerwerk, laubumkränzt mit schönen, schattigen Wällen — und nun gar erst die reizvolle Umgebung. Ein kleiner Weg durchs Treptower Thor an der Tollense entlang führt in eine wahrhaft romantische Landschaft. Vor uns breitet sich anderthalb Meilen lang die herrliche, lichtblaue, bewegte Fläche des Tollenser Sees, in dessen tiefen Fluthen sich links und rechts bewaldete Höhen spiegeln. Hier das Brodaer Gehölz, auf stolzem Gipfel die säulengetragene Attika Belvedere mit einem herrlichen Rundblick auf Stadt und See. Glagau hält das kleine Bauwerk für das alte „Bellmandür," errichtet nach Feierabend von den Abfall-

stoffen, die beim Bau des Palais am Markte übrig blieben. Das ist ein großer Irrthum. Dieses alte Belvedere, der Sommeraufenthalt „Dörchläuchtings", wurde schon nach dem Tode Adolf Friedrichs IV. auf Abbruch verkauft. Ein Herr von der Lancken erwarb es und versetzte es unverändert in die Stadt; es ist das heutige Logenhaus in der Beguinenstraße. Das neue Belvedere ward erst 1822 von der kunstsinnigen Großherzogin Marie erbaut.

Auf dem waldumrahmten Tollenser See fährt jetzt ein Dampfer „Fritz Reuter" die schönheits- und bierdurstigen Gäste zu erquickenden Stätten am Ufer, und „allerlei Kahns un Seelenverköpers" beleben nach wie vor die heitere Wasserfläche. Drüben in dem köstlichen buchenreichen Nemerowerholz grüßt uns das neue Augustabad, welches die Großstadtmüden einladet zur Erholung in wahrhaft idyllischer Einsamkeit. Dort draußen im Schatten des Nemerowschen Holzes ist der Schauplatz der lustigen Volksfeste, bei denen Advokat Kägebein, der unvergleichliche Hofpoet Dörchläuchtings, punschen ging mit der Kammerjungfer Korlin' Soltmanns-Dorimenen, die verschämt ins Glas blickte, während er das Dichten nicht lassen konnte und schwungvoll deklamirte:

„Du kannst das Niedre nicht vergessen,
Es fehlet Dir der hohe Swung!
Du gehst zu Schultschen Pamel essen
Und trinkest Bier dazu als Trunk.
Wir aber Beide gehn zu Kunsten
Und sitzen da als selig Paar,
Und wollen fröhlich mit uns punschen
Und essen süß Kanditerwaar'."

Ja, Fritz Reuter war hier auf „poetisch geweihtem Boden," der dem Humoristen reiche Nahrung bot. Und er selbst nahm Theil an der Herrlichkeit der Schützenfeste, wenn Freund Hagemann das Bataillon scharf kommandirte und bei Tisch Johann Stoll wahre Heldenthaten in Hechtlebern un Swinsbraden mit Plummen verrichtete. „Ja, heww ick mi nich bi den Rückmarsch an Dokter Brücknern sine Eck henstellt un heww „seiner Majestät" seihn, den König, Freiherrn Ferdinand den ersten von Malzahn mit der Kette des goldenen Vließes der Neubrandenburger Schützengilde, wie er ehrfurchtsvoll geleitet wurde von den Magistratsmitgliedern in hohen, hochrothen, goldgestickten Kragen? Un dat süll kein scharpe Spurn tau Lustigkeit sin?" —

Den Spuren Fritz Reuters begegnet man in Nigenbramborg auf Schritt und Tritt, er ist der eigentliche genius loci. Nicht nur

Marktplatz von Neubrandenburg mit Rathhaus und Dörchläuchtings Palais.

Das alte „Bellmandür" nach einem Gemälde im Museum zu Neubrandenburg.

daß er, von Eichen umrauscht, leibhaftig dasitzt auf hohem Granitsockel und geschwungenem Polsterstuhl, sein heiterer Geist schwebt noch jetzt über den Gläsern auf seinen Lieblingsplätzen im „goldenen Knop“ und im Rathskeller, wo sein Bild von dem Motto umrahmt ist: „Wenn Einer dauhn deiht, wat hei deiht, kann hei nich mihr dauhn, as hei deiht!“ Der ganze Marktplatz erscheint wie eine gelungene Illustration zu Reuters „Dörchläuchting.“ Da ist links der architektonisch reizlose Kasten, das berühmte Palais Adolf Friedrichs IV., das mit seinen beiden Flügeln plump die ganze Marktseite einnimmt. Die schwache Seite Dörchläuchtings war seine starke Furcht vor Gewittern, un dor kiken sei noch in de Luft die achtzehn Wetterstangen, welche Serenissimus Strelitziensis auf Aepinus' Rath „an alle Schornsteins un Ecken von de Paleh“ anbringen ließ, un sei hewwen ok hulpen, denn förre de Tid is de Blitz in Bäcker Schulten sinen Swinkaben fohrt, de Paleh steiht äwer ümmer noch.

Schrägüber an der Ecke bei Kaufmann Buttermann „up den Baehn“ wohnte einst Prinzeß Christel — Dörchläuchten wull den Wiwerkram in sin nigen Paleh nich hewwen — eine resolute Dame, die in ihrer Stube Husarenjacke, Kanonen und bocklederne Hose trug, eine kurze Pfeife rauchte, Portwein trank und dabei Cicero de officiis las. Und auf der andern Marktseite, gegenüber dem Palais, erinnert ein mit „Kringeln“ bemalter Bäckerladen an Mutter Schultsch, des Herzogs „Stuten- un Tweibackliewerantin, den gnedigsten Herrn sine Mitcollegin in't Regieren; dern wat Dörchläuchten för't ganze Land, was Schultsch för ehr ganzes Hus un ehre Unnerdahnen säden, sei regierte in'n Ganzen noch en gauden Schepel forscher as Dörchläuchten sülwst!“ Adolf Friedrich bekam von der Strenge ihres Regiments eine furchtbare Ahnung, als sie dem durchlauchtigsten Potentaten einst wegen der unbezahlten Brod- und Stutenrechnungen auf offenem Markte eine schlimme Scene machte.

Und mitten auf dem Platze steht in seiner ganzen Breite das Rathhaus und sieht in seiner Bauart noch immer so aus, „as wenn dat vör langen Johren ut 'ne Wihnachtspoppenschachtel nahmen wir.“

Auf der vierten Marktseite aber leuchtet ein blinkendes Wirthszeichen, eine goldene Kugel auf dem Dach. Man kennt das Gasthaus aus den Abenteuern des Entspekter Bräsig und aus Dörchläuchting. Reuter hat hier viel verkehrt und die noch jetzt unvergleichliche Küche des Hauses oft an festlicher Tafel erprobt. So z. B. am 6. November 1855 beim Bürgermeister-Jubiläum des alten Brückner. Dieses „Zweckessen“ regte ihn zu einer hübschen Plauderei

an und zu Gelegenheitsversen, die ich hier der Vergessenheit entreißen möchte. Unser Dichter hält solche feierlichen Sitzungen am weißen Tisch für ebenso wichtig als die Sitzungen am grünen; er betrachtet sie als öffentlich abgelegte Examina der Verdauungskraft des Landes:

„Die Zweckessen also, und die sollen leben!
Unser Herrgott mag niemals es schlechter uns geben!
Mag's gut mit den Magen im Lande steh'n,
Und die alte Verdauung nicht untergehn.
Und diese Regeln, Ihr lieben Gäste —
Geht nicht leichtsinnig drüber weg,
Bedenkt sie wohl, Ihr eßt ja Zweck! —
Fein mäßig gehungert vor solchem Feste;
Der Hosenbund locker und weit die Weste;
Speis', gut gekaut,
Ist halb verdaut,
Und wird sie dann gut angefeucht't,
Verdaut auch die andere Hälfte sich leicht.
Und wolli Ihr 'ne güldene Regel noch ha'n
Dann macht's wie der oestreichsche Landwehrmann:
Immer langsam voran, immer langsam voran!
Ihr glaubt nicht, was ein solider Mann
So Schritt vor Schritt beipacken kann!"

„Eine wahre Fluth von Toasten" — berichtet Reuter — „brach jetzt aus der heitern Gesellschaft hervor und über dieselbe ein — rücksichtsvolle und rücksichtslose, steife und ehrwürdige in der Perücke des alten Herkommens, heitere und familiäre im Hemdärmel der Vertraulichkeit; Jeder kriegte sein Theil, sei's als ein Ganzes selbst, sei's als ein Theil des Ganzen; Alles war herzliche Einigkeit; ja ich habe verschiedene Mitglieder der Gesellschaft im Verdacht, daß sie sich mit thränenden Augen ewige Freundschaft geschworen haben. Nun kam der Kaffe,

Und als der schwarze Kaffe aus,
Da war es schwarze Nacht;
Ein Jeder ging vom heitern Schmaus
Vergnügt zu seiner Frau nach Haus, —
Die ihm entgegen lacht,
Und zog den schwarzen Schniepel aus,
Den alten Gottfried an.
„Gottlob! Nun bleibst Du hübsch zu Haus,
Mein lieber guter Mann!" ...

Auch von einem andern „Zweckessen," an dem Fritz Reuter theilnahm, könnt' ich noch erzählen:

Es wurde ein neuer Direktor der Feuer- und Hagelversicherungs-Gesellschaft gewählt. Der Auserkorene war Herr Willibrand von Dewitz. Der Wahlakt fand seinen Abschluß in einem großen, heiteren Festschmause. Bei der Tafel erhob sich Fritz Wackerow und überraschte die Gäste mit dem seltsamen Toast:

„Ein jeder Mann hat eine rechte Hand,
Es lebe von Dewitz Willibrand."

Sofort ließ Reuter sein Glas klingen und parodirte den Redner:

„Ein jeder Mann hat 'nen P — —,
Es lebe Herr Fritz Wackerow!"

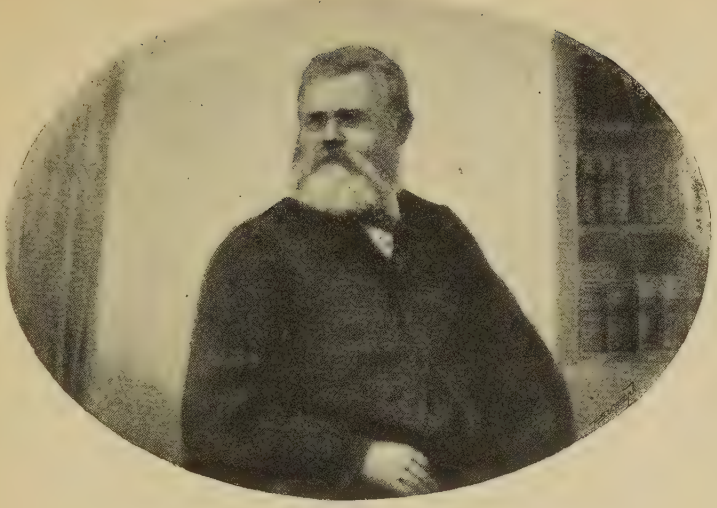
Ein „Zweckessen" in der goldenen Kugel hat 1893 mich selber an die Festtafel gezogen; es galt unserm Dichter, dessen Denkmal enthüllt war. Oekonomierath Fritz Peters, seine Gemahlin und Familie bildeten hier die berufenen Ehrengäste; Präpositus Brückner sprach ein glückliches Wort: Wenn Fritz Reuter jetzt in unsere Mitte träte, er würde an Allen vorbeigehen, auf Einen aber würd' er direkt zuschreiten, ihm kräftig die Hand schütteln und mit Herzlichkeit sagen: „Fritzing, ick dank' Di! . ."

Kleine Reuter-Erinnerungen hat das Museum in Nigenbramborg aufzuweisen. Es verlohnt, zu einem Besuch der auch sonst recht merkwürdigen Sammlung die Treppen des schönen Treptower Thores hinaufzusteigen. Da ist ein schwarzes Holzschreibzeug mit Messingknöpfen (Kopfleiste S. 145). Der Dichter verehrte es beim Abschied den Neubrandenburgern. Es war während seines ganzen Aufenthaltes sein tägliches Schreibzeug gewesen. Da ist ferner aus dem Boll'schen Nachlaß ein auf Porzellan gemaltes Reuter-Bild von Prof. Schlöpke, der auch das Gemälde in der Schloßgalerie zu Schwerin im Auftrage des Großherzogs geschaffen hat. Ihm schickte der Dichter 1863 eine gereimte Epistel:

„. . Dir indessen, Holdgeliebter,
Rath ich tüchtig loszumalen
Hinstorff, unser guter Engel,
Wird's Dir baar und blank bezahlen."

Das kleine ovale Brust-Bild zeigt unsern Dichter stark ergraut mit klug aus der Brille hervorblickenden Augen; er trägt eine rothe Weste, blauen Shlips und dunklen Rock.

Auch die handschriftlichen Schätze des Museums wurden mir erschlossen. Ein plattdeutsches Gedicht kam zum Vorschein, dem



Portrait Reuters von Schlöpke.

folgende Erklärung beigegeben war: Die Verse entstanden 1860 zur silbernen Hochzeit des Rathskellermeisters Ahlers in Rostock und seiner Ehefrau, geb. Zorawski, einer Polin, und zwar auf Ansuchen des Rathskellermeisters Adolph Ahlers, dessen Weinstube in Neubrandenburg der Dichter gern und oft besuchte. Otto und Adolph Ahlers waren Vettern und Freunde. Einige Zeit vor dem Feste hatte sich Otto curiositatis causa über Herkunft und Wappen seiner Familie aus einem sog. Wappen-Comptoir in Wien für wenige Thaler Nachrichten schicken lassen und daraus erfahren, daß seine Familie aus Sevilla stamme und dort den Namen Don Alerso geführt habe; das Wappen sei ein goldner Löwe in rothem Felde gewesen. Dies gab Veranlassung zu vielen heiteren Scherzen, und es wurde bemerkt, daß der Großvater des Otto Ahlers aus dem Schleswig-Holsteinischen nach Mecklenburg eingewandert, und daß der Urgroßvater ein armer Schuster war.

Adolph Ahlers, der unverheirathet geblieben, redet nun in der von Fritz Reuter verfaßten Ansprache den Vetter Otto also an:

„Süh, olle Jung,' so lett uns dat!
Uns geiht dat blot nah olle Wies':
De swarten Hor, de heww'n wi sadd,
Nu heww'n wi gor kein, oder gries'.

Süh, siew un twintig Johr hest Du
Nu in den Ehstandssälen legen
Un wenn ok süs 'ne gaude Fru
För Jedwerein en groten Segen,
So mein' ick doch — dat heit von minen Part —
Dat wenn so'n Segen ümmer rüm regiert
Un't Regiment dagdäglich führt,
Dat't Einen denn mal äwer ward."

Da der Sprechende jedoch keine eigenen Erfahrungen in der Ehe besitzt, will er davon lieber schweigen. Sollte aber die Gattin mal zur Sprache bringen, „dat de Zorawskys in den Polenland tau allen Tiden hadden Babenhand," so könne ja auch der Vetter nun seine spanischen Ahnen ins Treffen führen.

„Doch olle Jung, nu hür mal tau:
Den Don Alerso lat in Rauh;
Hei was en Schauster, ahne Geld.
Wat helpt de goldne Löw' in roden Feld,
Wenn't Hemd herut hängt ut de Bücks?
Up Don Alerso riemt sick nicks. . .
De Cattewien-Versnitt fall bläuhn!
Denn Vetter Ahlers fallst mal seihn,
Nich up „Alerso" — ne, up „Ahlers,"
Dor riemen sick taulezt de „Dahlers!"

Hier will ich gleich eine hübsche Episode aus dem Leben unseres Dichters einschieben, weil der Rathskellerwirth Ahlers darin eine Rolle spielt. Bei ihm arbeitete der Sohn des Böttchers Voll. Eines Tages nun kam dessen Vater zu ihm und sagte: „Minen Sähn kann ick nich Böttcher warden laten. Hürn Sei blot: Wo dei sitt, schriwt hei Vers'!" Dem Wirth saß der Schalk im Nacken:

„Da kann ick Di 'n gauden Rath gewen; schick Dinen Sähn tau Fritz Reutern un lat em dichten lirnen!"

Und so geschah es. Der Alte kommt zu Reuter und bittet, den Sohn als Dichterlehrling anzunehmen.

„Ja," meint unser Meister mit gewichtiger Miene, „dat is 'n swores Handwerk un durt sihr lang!"

„Wo vel Johr möt hei denn lirnen?"

„Dat geiht nich unner söß. Tauirst is hei noch gornich tau bruken, und hei möt en utslagen Johr nicks wider dauhn as Papier halen und sniden, Feddern spitzen un de Breiw nah de Post dragen. Denn möt hei irst lang in de Bäuker lesen, un ganz taulezt kümmt

dat taum Schriwen. Aewer männigein lirnt sin Lewen lang un ward nie taum Dichter-Gesellen utschrewen!"

Ein halbes Jahr hindurch hatte Reuter das Vergnügen, dem Böttcher Aufklärung zu geben, wie man das Dichten lerne. Zuletzt meinten aber die Leute: „Gah man nich mihr hen; hei hett ja ok mihr tau dauhn as Di dat klor tau maken."

So ist denn aus dem jungen Ludwig Voll kein Dichter geworden, sondern ein schlichter Kaufmann, der später in Amerika sein Heil versucht hat.

Ein Reuter-Brief, den das Museum aufbewahrt, ist an den Apotheker und Großkaufmann Dr. Viktor Siemerling gerichtet. Er giebt interessante Auskunft über Reuters Honorarverhältnisse um 1864. Der Dichter bittet zu einem wohlthätigen Zweck um ein Darlehn von 600 Thlr. Zugleich giebt er einen Ueberblick der ihm in Aussicht stehenden Jahreseinnahmen. Es geht daraus hervor, daß Reuter für jede erste Auflage eines Werkes 1833⅓ und für jede Neuauflage 600 Thlr. bekam. Die erwartete Summe betrug im Ganzen 6927⅔ Thlr. „Un denn noch All dat Anner! — Herr Je! Wo geiht't Geschäft!"

Was sind aber diese handschriftlichen Reliquien gegenüber einem gedruckten Schatz des Museums, den wirklichen Liedern des wirklichen Kegebein?! Das Bändchen enthält vorn hineingeschriebene Verse, die anscheinend von Franz Voll, dem trefflichen Freunde Fritz Reuters, herrühren:

„Ruf die Nachbarn alle flugs zusammen,
Setzet Euch um des Kamines Flammen,
Leset, bis die Augen übergehn! . . ."

Die Lieder Kegebeins, welche Reuter in „Dörchläuchting" eingeflochten hat, sind wörtlich der Sammlung entnommen, die unser Dichter selbst besaß. Damit ist aber der Vorrath an Perlen unfreiwilliger Komik lange nicht erschöpft. Vielleicht findet der Leser noch an weiteren Proben Gefallen.

Der Titel des Bändchens lautet: „Fabeln, Erzählungen und geistliche Lieder von G. F. Kegebein in Neustrelitz. 1792." Die berühmten Dichtungen sind Adolf Friedrich IV. dargebracht; in der wunderbaren Widmung heißt es:

„Sollt nun Dein Aug' sich gnädig wenden
Zu diesen Poesien hin
Und sich nur ein'ge Zeilen fänden
Durchlauchtigster! nach Deinem Sinn,
Welch Glück! daß ich so glücklich bin."

Die Vorrede, in welcher die Leser beiläufig mit einer weiteren Auflage bedroht werden, enthält die stolze Bemerkung: „Uebrigens hat der, der mit gutem Gewissen und aufrichtigem Herzen nur lediglich zu vergnügen dichtet, keine starke Kritik zu fürchten.“ — O Kegebein, wenn Du — „Dörchläuchting“ noch erlebt hättest!

Ein Gedicht betitelt sich „Die Schiffahrt Pedro und Iphigeniens oder die Entführung.“ Es ist sehr lang; man wird schon hieran genug haben:

„. . . Der Abgrund
Spie mit grausendem Gepraſſel
Mit gräßlichem Gewühl und Saus
Mit wildem, tobenden Geraſſel
Die eingeschluckten Blitze aus.“

Was gewöhnliche Sterbliche als das Summen der Bienen bezeichnen, schildert unser Hofpoet originell als „Simsen, Brimsen und Gebrause.“

Auch andere Natur- und Kunstlaute weiß Kegebein poetisch darzustellen:

„Der Berg, der wimmelt, krimmelt, tummelt,
Musik ertönt, die Trommel rummelt.“

Ein sehr ergötzliches Gedicht nennt sich: „Die Spinne und die Floh.“ Die beiden lieblichen Thierchen rühmen wetteifernd ihre Thätigkeit und bekritteln sich gegenseitig voll Neid:

„Und sie strich gar mit ihrem Besen,
Es schien, sie machte Jacht auf Dich,
Auf Dein gelehrtes Hinterwesen,
Fürwahr, das war recht mörderlich.“

Der kleine hüpfende Attentäter schildert dann recht launig seine vornehmen und diskreten Beziehungen, wie er mit Lady zur Visite gehe, bei Tische neben ihr sitze; kein Hotel sei ihm verschlossen, von einer Schönen springe er zur andern, selbst Zinde's Busen bleibe ihm nicht versperrt. Aber die Spinne entgegnet:

„Du hüpfst der Lady in die Hemden,
Wer gab dazu die Vollmacht Dir?
Stichst gar in ihre runden Lenden,
Du bist ja ein abscheulich Thier.“

In einem Poem „An Syncinden“ wird die Schönheit dieser Jungfrau mit den klassischen Versen verherrlicht:

„Du die da mit den blonden Haaren
Von schlanker Läng' und stolzem Wuchs,
Das beste Herz bei Jugend-Jahren,
Das Muster des vollkommsten Schmucks,
Du die da mit der stolzen Talg,
Ein Aug' so war's nie im Serail."

Die „Invitatio zur Redoute an einen guten Freund," aus der auch Reuter citirt, enthält noch folgende Glanzstrophen:

„Denn wo Ceres und Lieus weichen,
Durst und Hunger die Gedärm angreifen,
Da kömmt Venus nicht mit ihrem Knaben,
Denn ohn sie sind diese nicht zu haben . . .

. . . Sie wird reichlich Dich dafür beschenken,
Denn gebricht es Dir nicht an dem Denken
Und weißt leis' die Red ins Ohr zu lenken,
So kannst Du das Aug' im Busen weiden,
Und sogar der Wohlstand muß es leiden."

Was wohl der weiberfeindliche Adolf Friedrich zu diesen Verirrungen einer edlen Mannesseele gesagt haben mag!

Eines der Kegebein'schen fin de siècle-Gedichte übersteigt alles Menschenmögliche. Da spricht auf dem Blocksberg Lebule zu Belibul:

„Schon zehn Jahre leb ich in dem Bande,
Das mich und meinen Manne knüpft,
Noch immer fremd mit jenem Stande
Des Friedens, der im Schooße hüpft,
Und ich werd' dessen nimmer satt,
Weil er von allem Denken matt.

Er sitzt beständig bei den Schriften,
Braucht überdem den Doktor auch,
Vergißt darüber seine Pflichten,
Das heil'ge Recht nach altem Brauch,
Schreibt immerhin, schreibt immer noch,
Ruf ich gleich: Kind, so komme doch.

Hab ich nun Gnade vor Dir funden,
Du großer Meister aller Kunst;
So heile meine tiefen Wunden
Und stille meine heiße Brunst

Leit' meinen Mann an Deinem Stabe
Und halt ihn vom Studiren ab.
So komm' ich alle Tage hier
Un streue meinen Weihrauch Dir."

Ein anderes Weib erhebt die gleiche Klage:

„Dies Uebel wird zu allgemein,
Drum muß die Straf auch wacker sein."

Belibul verheißt den Aermsten Rettung von ihren Schmerzen:

„Acht Nächte bleibt ihr in meinem Reich,
Und eure Leiden still ich euch."

O heiliger Kegebein! — Was hast Du Alles gedichtet, was Alles angerichtet! Wie sagt doch Konrektor Aepinus: „Nemen S' nich aewel, dat höllt de Mensch nich ut, mi is ganz swindlich worden, ick möt en beten up un dal gahn." Kägebein (in „Dörchläuchting" schreibt er sich mit ä) richt'te sick wat höger up: „Das hat Sie wohl übernommen?" — „Ja't hett mi aewernamen." Hoffentlich ist es dem armen Leser nicht ebenso ergangen. Selbst Adolf Friedrich IV. konnte die Lieder nicht vertragen; Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin aber tröstete den Hofpoeten: „Wenn der Herr Vetter Liebden nichts von Gedichten wissen will, dann bin ich ja noch da, Ihr könnt mir immerhin noch ein oder ein paar Schock von Euren Poemen dediziren." — „Ja," rep Kägebein, un de Ogen blänkerten em ordentlich, „ich habe noch ein auserwähltes Stück: die auf den Backofen geschobene Schöne oder der Sprung durch den Schlehdorn." — „Das ist das Rechte, so etwas liebe ich," säd Friedrich Franz . . ."

An eine andere Gestalt aus „Dörchläuchting" erinnert in der Waagestraße ein Häuschen mit anmuthiger, epheubedeckter Façade. Eine graue Marmortafel sagt uns, daß dort der Konrektor H. F. Bodinus gewohnt hat. Er ist das Urbild des wackeren Aepinus und beiläufig ein Onkel von Heinrich Bodinus, dem Reorganisator des zoologischen Gartens zu Berlin. Ein Schüler des alten Bodinus war Johann Heinrich Voß, der 1766 auf die Gelehrtenschule nach „Bramborg" kam: „Hei vertellt noch mit groten Dank, dat hei von den Herrn Konrekter mihr lihrt hett, as von jedwer annern Lihrer, un dat em de Herr Konrekter in 'ne swore Krankheit däglich besöcht un em as en Vatter pleggt hett." Und „Aepinus" selbst sagt von dem Uebersetzer des Homer: „Ja, einen Schäuler heww ick hir hatt, was en dummen Buerjung, as hei hir her kamm, de hadd

Fritz Reuter-Haus mit Gedenktafel.
Wohnung des Konrektors Bodinus-Aepinus.

en Sinn dorför." Voß, dessen Büste die Aula des Gymnasiums schmückt, war auch ein Vorgänger von Fritz Reuter: er hat 1785 in neu-niederdeutscher Mundart zwei Idyllen geschrieben, „de Geldhavers" und „de Winterawend", worin das Plattdeutsche im Gewand des Hexameters einherstolzirte.

Auch mit einer anderen „Berühmtheit" hat Neubrandenburg noch aufzuwarten: 1814 wurde dort Luise Mühlbach geboren, als

Tochter des Landsyndikus, späteren Bürgermeisters Müller; ihr Familienname war Klara Mundt, geb. Müller. Reuter erwähnt sie am 16. Kapitel der Reis' nah Konstantinopel: „Denn is sie woll Eine von die, die Romanen machen, as Burmeister Müllern seine Tochter aus Neubrandenburg, die sich ja, wie meine Frau sagt, ganz und gar auf diesem Fache gesmissen hat." — „„Dat glöw ick nich, Groterjahn, dortau is sei vel tau bescheiden.""

* * *

Fritz Reuter hat während des siebenjährigen Aufenthaltes als „Einlieger" der Vorderstadt Neubrandenburg (1856—1863) fünf Wohnungen inne gehabt. Nach ihrer Lage zu urtheilen, scheint die freundliche idyllische Umgebung der stattlichen, im Spitzbogenstil erbauten Marienkirche große Anziehung auf den Dichter geübt zu haben. Von seinen Wohnungen waren drei an der Kirche gelegen: Beim Buchbinder Boll (Schulstr. 4.), beim Kaufmann Grabow (Stargarderstr. 13.) und im Ebeling'schen Hause. Auch die beiden andern Wohnungen sind in der Nähe der Kirche: Beim Kaufmann Usedom, Stargarderstr. 24, und beim Kaufmann Steinlein, Stargarderstr. 19. Die Häuser bieten alle nichts Besonderes, und auch die Wohnungen waren einfach bürgerlich. Als man daran dachte, eine Gedenktafel anzubringen, wählte man das Ebeling'sche Haus, No. 8. auf der Westseite der Marienkirche. Reuter bewohnte darin die sog. Beletage, von der man auf die prachtvollen Linden blickt, welche die Kirche umgeben. Die Marmortafel enthält in vergoldeter Schrift die Worte:

Fritz Reuter
wohnte in diesem Hause
1856—1859.

Man sagt, daß dort eine Sperlingsfamilie ihr Nest gebaut hatte, deren Gezwitscher unser Dichter belauschte: „Hanne Nüte" ist in diesem Hause entstanden, vorher noch „Kein Hüsung" und „Ut de Franzosentid."

Als Reuter nach Bramborg kam, war er wieder ein „freier Schriftsteller" geworden. Nur „Privatlehrer" blieb er noch einige Zeit.

Zuerst machte der Dichter einige dramatische Abschweifungen. Er schrieb die Lustspiele „Die drei Langhänse," „Der erste April" oder „Onkel Jakob und Onkel Jochen," sowie den Schwank „Blücher in Teterow". Dieser Einakter, welcher das bekannte Läuschen scenisch verarbeitet, wurde viel belacht; nur in Neubrandenburg selbst hatte er ein Mißgeschick. Des alten Blüchers Tabakspfeife ging dort am 16. Mai 1858 nach Scribe's Lustspiel „Das Glas Wasser" über die

Bretter. Bei der Aufführung des Lustspiels wurden die Zuschauer sehr unruhig, und der 4. Akt fand ein jähes Ende. Der Referent der Meckl. Landwirthsch. Ztg., der sich G. B. unterzeichnete und mit dem jetzigen Bürgermeister Hofrath Gustav Brückner identisch ist, hielt die Mißstimmung des Publikums für erklärlich und meinte, daß die Direktion „für alle Zeiten sich hier unmöglich gemacht habe;" zugleich bedauerte er, daß das „neueste Bühnenstück unseres allbeliebten Dichters Fritz Reuter" unter jener Mißstimmung zu leiden hatte. Reuter nahm sich der angegriffenen Direktion lebhaft an und schrieb eine Entgegnung unter dem Titel: „Audiatur et altera pars." Dem Tadel gegenüber, daß der Direktor Kruse als Bolingbroke mit zu schwacher Stimme gesprochen habe erklärte, er wörtlich:

„Bolingbroke ist ein Intrigant, Intriganten schreien nicht; Bolingbroke spricht mit der Herzogin, mit seiner Königin; mit solchen Personen spricht man in gemäßigter Weise. Der Darsteller ist außer Schuld. — Die Unruhe stieg, die Vorstellung wurde verschiedentlich unterbrochen, da plötzlich — warum verschweigt denn Referent diesen wesentlichen Umstand? Aus Prüderie? Aus Rücksicht gegen das Publikum? Das wäre beides der Gerechtigkeit gegenüber eine nicht zu billigende Unterdrückung der Wahrheit — da plötzlich trat eine Störung ein, die dem Veranlasser derselben eine gerechte Anwartschaft auf Hinauswerfen aus jeder Fuhrmannskneipe sichert, und — es thut mir leid zu sagen — es erhob sich ein rohes Gelächter. — Unter so bewandten Umständen betrug sich der Direktor Kruse durchaus als gebildeter Mann; er ließ den Vorhang fallen, und alle Gebildeten riefen ihm für seinen richtigen Takt und seine Mäßigung ein „Bravo" zu. — Soweit scheint bis auf einige kleine Abweichungen und Verschweigungen der Referent aus No. 38 mit mir einer Meinung zu sein, nun stellt er aber zwei Verlangen: erstens nennt er es eine „gerechtfertigte Erwartung," daß das erste Stück hätte weiter gespielt werden müssen. — Ich weiß nicht, warum der Referent sich nicht in die Seele eines gebildeten Mannes und Künstlers hineindenken will, der auf so unverdiente Weise mehr als mit Füßen getreten ist, und wie er denn wohl erwarten kann, daß derselbe nach den Ausbrüchen solcher Rohheit die Stimmung für ein feines Lustspiel wieder finden sollte? — Dann verlangt er zweitens: der Direktor hätte erscheinen und seine Intentionen erklären sollen. — Wozu? — Sollte er sich entschuldigen? — Er hatte sich nicht zu entschuldigen. — Sollte er sich über das Vorgefallene beschweren? — Wozu? — Der Referent selbst redet von „dem stürmischsten Ausdruck des Unwillens von Seiten

des Publikums," warum sollte er sich der Ungerechtigkeit einiger Wenigen aussetzen, denn was der Referent hier Publikum nennt, bestand aus zwei, höchstens drei Personen, von denen die eine allerdings fünf Minuten lang in stürmischer Weise in kühnem Solo fortklopfte. — Nein. — Der Direktor zeigte sich hier ebenfalls als gebildeter Mann: es ist in jeder gebildeten Gesellschaft Sitte, daß selbst unfreiwillige Störungen der obberegten Art mit Stillschweigen übergangen werden, und diese Sitte befolgte er . . ."

In Berlin erfuhren „Die drei Langhänse," hier als Posse bezeichnet, ihre erste Aufführung am 17. März 1858 im Königstädtischen Theater. Sie gingen in Scene gemeinsam mit der zweiaktigen Posse „Eine Liebschaft in Briefen" von dem — wie ein Referent der Vossischen Zeitung unfreiwillig boshaft bemerkte — von dem leider erst vor wenig Wochen verstorbenen Dichter Alexander Baumann. Dieses Stück fand das Lob jenes Kritikers; über Reuters Arbeit schrieb er ganz zutreffend: „Wenn auch hierüber das Urtheil nicht durchweg so günstig lauten dürfte, so verräth sich doch in dieser dramatischen Erstlingsarbeit des durch seine plattdeutschen Gedichte bekannt gewordenen Verfassers eine außergewöhnliche Befähigung für das derbkomische Genre. Die drei Langhänse sind eigentlich näher betrachtet nur einer, in der Person des Justiz- und Verwaltungsbeamten Langhans auf dem Gute Waldenberg. Dieser originelle Kauz hat trotz seines hohen Alters die Leidenschaft, 3 Aemter des Gutes, das Forst-, Justiz- und Rentamt in sich zu vereinigen. Es ist gewiß ein origineller Gedanke, die 3 Thüren zu den betr. Bureaus nebeneinander zu zeigen und zugleich das Gebahren des alten Eisenfressers darzustellen, der in der grünen Uniform das Forstamt verläßt, um mit roth aufgeschlagenem Rocke das Justizamt zu betreten. Dieser Humor wird noch durch die Parodie des Dieners gesteigert, der seine 3 Röcke gleich über einander trägt und dessen Hauptbeschäftigung darin besteht, stets aufzupassen, welchen Rock sein Herr anhat, um seine eigene Kleidung danach zu verändern. Die Art und Weise, wie der alte Herr durch die in seinem Bureau absichtlich veranstaltete Konfusion von seiner Schrulle geheilt wird, ist zwar an sich komisch, aber in den wirklichen Folgen nicht überzeugend genug. Der kernige und gesunde Humor, der aus dieser Arbeit spricht, hatte das Publikum anfänglich in hohem Grade angeregt; leider ließ aber diese günstige Stimmung bis zum Schlusse gewaltig nach und zwar einzig und allein wegen Mangels an einer wirksamen Handlung und an theatralischem Geschick . . . Von den Darstellern that sich besonders

Herr Reusche durch sein überaus charakteristisches Spiel hervor, nicht minder war dies an Herrn Helmerding als Diener Kluckhuhn zu rühmen. Auch Herr Ascher belebte mit seiner frischen Laune die Scene."

Die Kritik der Spener'schen Zeitung ist bemerkenswerth, weil sie unserm bedeutendsten Humoristen den Witz völlig abspricht! Nachdem der Referent die Baumann'sche Posse als ein „gewöhnliches Machwerk" bezeichnet hat, sagt er: „Die drei Langhänse müßten der Anlage nach ein Lustspiel seyn, sind aber eine Posse geworden, weil der Dichter jenes nicht durchzuführen vermochte. Er hat Erfindung und Humor, aber keinen Witz. Er läßt sich die schönsten Gelegenheiten entgehen, bereitet ihn vor und macht den Zuschauer neugierig, dann bricht er plötzlich ab und täuscht ihn. Sonst weht uns aus dem Stück ein gemüthlicher Hauch entgegen." Die drei Langhänse hat später (1877/78) Emil Pohl bühnenmäßig „eingerenkt." Reuter selbst dachte über seine dramatischen Leistungen sehr gering und erklärte: „Theaterstücke und Polterabendstück'schen schriw ick nich wedder."

1857 erschien „Kein Hüsung," dieses tieferschütternde Werk von gewitterschwüler Stimmung und herzergreifender dramatischer Wirkung. Es behandelt, wie Reuter in einem Briefe an Julian Schmidt (1861) bemerkt, „einen sehr faulen Theil unserer mecklenburgischen Verhältnisse, von dem unsere Besitzenden indessen sehr erbaut sind und darin die Hauptstützen ihres Schlendrian-Regiments sehen." Der Dichter hat dieses Werk mit seinem Herzblut geschrieben; er hielt es für sein bestes.

Durch die Freundlichkeit des Prorektors a. D. Dr. M. Maaß zu Breslau kann ich hier über die erste Vorlesung von „Kein Hüsung" berichten, die der Dichter selbst gehalten hat. Herr Dr. Maaß schreibt mir:

„Es war um Michaeli 1856. Ich war eben nach Neubrandenburg als Gymnasiallehrer gekommen und hatte bei den Magistratsmitgliedern Antrittsbesuche gemacht. Der Stadtsyndikus A. forderte mich zu einem Spaziergang um die schönen Wälle auf. Während des Weges lud er mich ein, ihn doch am Abend zu besuchen: „Sie werden da wahrscheinlich auch einen Herrn Fritz Reuter finden, der uns sein neuestes, noch im Manuskript befindliches Werk „Kein Hüsung" vorlesen will. Dat Unglücksworm, setzte er auf plattdeutsch, wie die Mecklenburger immer thun, wenn sie gemüthlich werden, hinzu, hett Malür hedd; Se hewwen Em wegen demagogischer Umtriebe up de Festung sett, un nu gewen sei hier Provatstunnen,

hei an dämliche Jungens, dei nich furtkamen, in Latinsch un Reken, un sei in Klavecimbelspelen, för 2½ Silbergroschen die Stunde. Na, Sie werden ihn ja heute Abend sehen und sprechen, wenn Sie uns die Ehre geben." Kaum hatte er das gesagt, so prallen wir bei einer Wendung des Weges fast an einen breit ausschreitenden Herrn an. „Herr Fritz Reuter," stellt der Syndikus vor, „Herr Dr. Maaß, unser neuer Gymnasiallehrer. Nun die Herren werden sich ja wohl heute Abend näher kennen lernen; Sie kommen doch, Herr Reuter, und lesen uns das Versprochene vor?" — „Ach gern," erwidert dieser, „aber ich weiß gar nicht, ob ich es wagen darf. Et is son dummes Tüg!" — „Na kommen Sie nur," meint der Syndikus mit echter Protektormiene, „Sie sind ja unter Freunden." Und so kommt denn auch Fritz Reuter und liest. Es ist tief ergreifend; der Syndikus hört zu und denkt wohl mehr an seine Akten, und daß dieser Reuter, der die Mecklenburger Zustände so kräftig beleuchtet, doch eigentlich in der That ein großer Demagoge ist — seine liebe Frau hat ganz den Anschein, als ob die Bilder der morgen bevorstehenden Wäsche an ihr vorüberziehen, und nur das Töchterlein, meine spätere sehr begabte Schülerin, hört aufmerksam zu. Fritz Reuter, der ohne Zweifel trotz des Lesens seine Zuhörer beobachtet, hält häufig inne und sieht diese mit halb verlegener, halb bittender Miene an. Der Syndikus fordert ihn auf, doch weiter zu lesen. Reuter deprecirt; es sei ja doch nur dummes Zeug. Aber die Frau Syndikus, eine nach ihrer Ansicht hochgebildete Dame, die aus der Neubrandenburger Leihbibliothek liest, spricht ihm ermunternd zu: „Ach, lesen Sie nur weiter, Herr Reuter, es ist ja immer ganz hübsch, wenn auch nur Plattdeutsch!" . . .

„Wenn auch nur Plattdeutsch" ist klassisch. Das Wort erinnert an die Bemerkungen der „gebildeten" Damen in „Hannesiken."

1858 kam die Neue Folge der „Läuschen un Rimels" heraus:

„De irst, dei geiht,
Dit is de tweit."

Eines der Läuschen, die „Grugliche Geschicht," soll unserm Reuter einst die grimmige Rache des Helden eingetragen haben. Der „Penkuhn" des Gedichtes hieß in Wirklichkeit Benduhn und war Zimmermeister und Bauunternehmer in Malchin. Raatz erzählt eine hübsche, aber auch etwas „grugliche Geschicht": Benduhn sei in hellem Zorn nach Neubrandenburg gefahren, um den frevelhaften Poeten, der ihn lächerlich gemacht hatte, gründlich zu verhauen. Im

goldnen Knop freundet er sich mit einem unterhaltenden Gast an und trinkt nach der dritten Flasche Brüderschaft mit ihm, um dann entsetzt zu hören, daß sein ihm noch unbekannter Duzbruder Niemand anders ist als Fritz Reuter! „Herrgott ne!" ruft er, „wo is dat minschenmäglich? Du büst Fritz Reuter? So'n prächtigen Minschen is Fritz Reuter?! Un Di will ick dörchschachten — ne Brauder ick segg nicks!" . . .

Raatz hat in diesem Falle nur eine gut erfundene Geschichte wiedergegeben. Sie leidet an äußeren und inneren Unwahrheiten. Benduhn, eine so komische Figur er war, hätte sich nie zu einer Brutalität entschlossen, wie sie ihm hier als Absicht untergeschoben wird. Vor allem aber — und damit zerfällt die ganze Pointe — war Reuter schon als Strom in Demzin unserem Malchiner Zimmermeister persönlich längst bekannt geworden; damals hatte er auch dessen drollige Redensarten erlauscht. Ich bin in Malchin von verschiedenen Seiten, namentlich von dem alten Jugendgenossen Reuters, Herrn Senator Nerger, darauf hingewiesen worden, daß jene Erzählung nichts als eine Legende ist. Die Sache hat sich in Wirklichkeit ganz anders abgespielt. Der Schauplatz war nicht Nigenbramborg, sondern Malchin. Der Dichter war dorthin zu Besuch gekommen und blieb über Nacht. Am Abend sammelten sich seine Freunde um ihn, an der Spitze Senator Karl Krüger. Als auch Benduhn hinzutrat, duckte sich Reuter; Krüger aber bemerkte, auf seinen Freund weisend: „Hier ist der Attentäter!" Nun kam bei Benduhn der Aerger zum Ausbruch, und er polterte los: „Süh mal, süh, Sie könnten auch was besseres thun als einen alten Mann lächerlich machen! Verstehn Sie mir? Verstehn Sie? Wie? —" Reuter meinte beschwichtigend: „Leiwer Benduhn, dat sünd Sei jo gornich, dat is jo doch Penkuhn!" — „Süh mal süh," erwiderte der Gekränkte, „machen Sie keine Flausen, verstehn Sie mir?" — Die Freunde legten sich ins Mittel, und es war durchaus nicht schwer, der Scene ihren peinlichen Charakter zu nehmen. Das gelang so vortrefflich, daß Benduhn sich beim Weggehen an Reuter wandte: „Wenn Sie wollen, dann können Sie morgen mit mir nach Stavenhagen fahren, süh mal süh, dann bring' ich Sie zu Ihrer Schwester!" Hiermit war der Friede zwischen Beiden wiederhergestellt.

Später trafen sie sich noch mal bei „Tante Mosch" in Neubrandenburg; dort sagte Benduhn gemüthlich zu Reuter: „Süh mal süh, ut de Bäuker lettst Du mi nu aewer rut, dat deihste nich wedder; verstehste mir? Verstehste? Wie?

Auf der Reise durch Mecklenburg im Winter 1865, die sich zu einem Triumphzug für unsern Dichter gestaltete, berührte er auch Malchin und stieg bei Bülle ab. Hier war er der Mittelpunkt einer großen Gesellschaft, die er mit heiteren Läuschen ergötzte. Auch Benduhn kam hinzu und begrüßte Reuter freundschaftlich. Der alte Groll war längst vergessen.

Der Dichter gedenkt selbst des einstigen „Streitfalles" in den Erinnerungen aus seiner Vaterstadt: „Mit Ausnahme eines Falles, wo mir ein alter würdiger Freund in Folge eines Katzen-Läuschens den blassen Tod an den Hals wünschte, kann ich über die Gastfreundschaft der Malchiner nur das Allergünstigste berichten." Auch hierin ist angedeutet, daß der Vorgang sich in Malchin abgespielt hat; außerdem spricht schon die Art, wie Reuter Benduhn bezeichnet, gegen die Schilderung von Raatz.

Malchin ist beiläufig noch der Schauplatz anderer Läuschen. Das vornehmste Hotel dort ist das von Bülle. Jeder Reuterfreund kennt es aus dem Läuschen „Dor heft eins!"

„Hei föcht en Gasthof sick, en rechten stillen,
Wenn ick nich irr', was dat bi Büllen."

Der Regierungsrath von Buck kann hier aber keine Ruhe finden, bald stört ihn das Tuten des Kuh- und Schweinehirten, bald das Flöten des Schäfers. Voll Aerger rennt er zur Gaststube hinunter und ruft: „Das weiß der Teufel, hier wohnt ja nichts als Vieh und lauter Vieh!"

„Ja, gned'ge Herr Regierungsrath,"
Seggt de lütt Hennings, „in de Stadt
Is allerdings vel Veih, dat is gewiß;
Doch vel, dat hett hir blot logirt
Un is von buten 'rinner führt."

Wie Herr Kommissionsrath Bülle mir erzählte, liegt dem Läuschen eine thatsächliche Begebenheit zu Grunde; Herr „von Buck" war in Wirklichkeit ein Geh. Oberzollrath Boccius. Der Name Bülle begegnet uns noch in dem Läuschen „De gollene Hiring." Müll und Büll heißen dort die beiden feindlichen Gastwirthe. Hier hat Reuter allerdings nur des Reimes wegen den Namen Bülle gewählt. — Der Dichter ist oft selbst dort zu Gaste gewesen.

Es ist Reuter wohl öfter der durchaus unbegründete Vorwurf gemacht worden, er habe seine Landsleute hier und dort als komische,

ja lächerliche Figuren behandelt. Der Dichter verwahrt sich dagegen in einer „Reflexion" im 8. Kapitel der Reis' nah Konstantinopel: Heiße das schlecht machen, wenn er ein Bild zeichne aus eisenfestem Metall, hier und da mit „Schrullen un Tacken, aewer vergullt von en prächtigen Schin von Eigenort. Desen gullenen Schin von Eigenort" — fährt er ernsthaft fort — „lat't Jug aewer nich afschüren von de upverklorte Welt, hei is en seker Teiken, dat en Volk sick däftig un kräftig fäuhlt, un dat dat in den Stann is, sick mang de annern Völker mit den Ellbagen Platz tau maken, un wenn ok denn un wenn mal af un an wat passirt, wat för annere Lüd' lustig in de Ogen föllt." —

Auch im Vorgedicht zur „Stromtid" sprach er zu den lieben Lands- und Landleuten:

„Un wenn von Jug nu Einer gor süll meinen,
Ick hadd em meint un sinen Stand,
Denn, mein ick, meint hei falsch; ick mein hir Keinen,
Un sine Meinung is en Unverstand."

Unser Dichter hatte inzwischen auch die Anerkennung litterarischer Kreise gefunden. Als Erster trat Robert Prutz 1857 im „Deutschen Museum" mit einer warmherzigen Beurtheilung hervor: Reuters Poesien, sagte er, seien für Sprache und Denkweise unserer plattdeutschen Bevölkerung charakteristischer als die von Klaus Groth. Dieser stehe in der Mehrzahl seiner Gedichte wesentlich unter dem Einfluß der modernen hochdeutschen Bildung: „Fritz Reuter dagegen ist durch und durch Plattdeutscher, seine Muse ist eine derbe Landmagd, etwas vierschrötig, mitunter selbst ungeschlacht, aber kerngesund, mit prallen Gliedern, die schalkhaft verschmitzten Augen keck im Kreise umherwerfend und jeden Augenblick zu lustiger Rede und Gegenrede bereit. Darum gelingt ihm auch das komische Genre am besten, er entwickelt hier nicht nur einen gewissen derben, trocknen Humor, sondern auch eine Plastik und Frische der Gestaltung, die ihn unseren besten komischen Dichtern anreiht." —

Das Urtheil war wohl für Klaus Groth der stille Anlaß, in seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch (1858) einen Angriff gegen Reuter vom Zaune zu brechen. Unser Dichter aber führte den Verfasser des „Quickborn" gründlich ab mit seiner schneidigen Gegenschrift, in der jeder Hieb seinen Mann traf. Klaus Groth hat später der Würdigung Reuters sich nicht mehr entziehen können, und als der große plattdeutsche Dichter heimging, schrieb er in seinem

Nachruf: „Nu ward se nich ünnergahn de ole frame Red oder wenn se't deit, ward se er Beste aewerlewert hebbn in de grote Reichsschatz. Aewer ok den noch ward de „Ollen Kamellen" in er Art lest warren as nu noch de Nibelungen in de ere, un en Nam nich uttowischen dervär: Fritz Reuter."

Wie Klaus Groth, hat auch unser Dichter es ausgesprochen, daß die herzige plattdeutsche Sprache, der er seine Erfolge verdanke, der seine ganze Liebe gehöre, dem Untergange geweiht sei:

„O, legt sie nicht in's grüne Grab,
Tief unter die grünende Erde hinab!
Soll sie begraben sein,
In Gras und Blumen sargt sie ein!

Und sie wird begraben werden; auch hier bei uns geht sie ihrem letzten Stündlein entgegen. Aber wenn's denn sein soll, so soll sie mit vollem Gesang und unter Glockenklang zur Gruft bestattet werden, und die nachfolgenden Geschlechter mögen dereinst an ihrem Grabhügel beten und Reue fühlen, daß sie ein einfaches treuherziges Kind nicht zu rechter Zeit in seiner Biederkeit und Reinheit begriffen haben."

In dem berühmten Liede Hanne Nüte's vom „Eikbom," dessen Faksimile in Reuters Handschrift (S. 183) dieses Buch schmückt, verheißt unser Dichter jedoch der plattdeutschen Mundart eine ewige Zukunft:

„Hei ward noch stahn,
Wenn wedder mal dusend von Johren vergahn."

1864 suchte Brockhaus Fritz Reuter zu bestimmen, eine hochdeutsche Uebersetzung seiner Werke bei ihm erscheinen zu lassen. Auch Luise trug sich lange mit der ernstlichen Absicht, die „Stromtid" ins Hochdeutsche zu übersetzen. Es erhoben sich aber ernste Bedenken. „Meine Frau hatte es sich schon so reizend ausgemalt, als Uebersetzerin in der deutschen Literatur aufzutreten." Vor Allem war es des Dichters Wille, sein liebes Platt auch im übrigen Deutschland heimisch zu machen. „Wenn sie unser Volk kennen lernen wollen," schrieb Reuter, „dann müssen sie erst unsere Sprache kennen lernen, um die es sich wohl einer kleinen Anstrengung verlohnt." — Den Uebersetzern in alle möglichen fremden Sprachen ist Reuter allerdings nicht entgangen.

Von einer Uebersetzung mag hier die Rede sein, weil sich daran eine hübsche persönliche Erinnerung knüpft. Herr Prorektor Dr. Maaß schreibt mir:

„Eine Zusammenkunft mit Reuter in Eisenach war für mich recht spaßhaft. Ich hatte kurz vorher in einem Programm der Viktoriaschule in Breslau die französische Uebersetzung eines Abschnittes aus „Dörchläuchting" gegeben. Es war das Fragment einer Uebertragung des Buches, die ich in Gemeinschaft mit Professor Philarète Chasles vom Institut de France übernommen hatte; sie war schon nach Paris abgesandt, als der Krieg von 1870 ausbrach, und sie ist dann in Meudon auf dem Landsitz des Professors bei einer Plünderung wahrscheinlich durch Franktireurs in Flammen aufgegangen. Jenes Programm aber hatte ich auch Reuter zugesandt, und er kam sofort darauf zu sprechen:

„Na", rief er aus, „heww ick lachen müßt! Dr. Maaß hett mi in't Franzöfche äwersett! Min Dörchläuchting, min Krischaning, min Bäcker Schultsch in't Franzöfche!" —

Inzwischen war Reuter zu Neubrandenburg Jahr für Jahr ein großer Wurf nach dem andern gelungen: 1859 Olle Kamellen I. mit der herrlichen plattdeutschen Novelle „Ut de Franzosentid," einem Meisterwerk in seiner straffen Komposition; 1860 Hanne Nüte, diese köstlich poetische Erzählung; 1861 Schurr-Murr; 1862 „Ut mine Festungstid"; endlich 1862 und 1863 die ersten beiden Theile „Ut mine Stromtid."

Zugleich hatte auch der Ruhm des Dichters die plattdeutschen Grenzpfähle überschritten. 1861 brachten die „Grenzboten" eine liebevolle Würdigung des Dichters. Dort schrieb Julian Schmidt: „Fritz Reuter besitzt die Eigenschaften, die einer gesunden Periode der Litteratur anzugehören pflegen, den glücklichen Instinkt für zweckmäßige Stoffe und die Stimmung, die denselben entspricht, er besitzt aber außerdem eine Dichterkraft von seltenem Umfang. Er kann sich den besten Dichtern unserer Zeit ebenbürtig an die Seite stellen, und er wird, wenn diese Behauptung nicht verwegen klingen sollte, ein schönes Blatt in unserer Litteraturgeschichte ausfüllen . . . Unwillkürlich wird man an Jeremias Gotthelf erinnert: Die selbe wunderbare sinnliche Kraft, die selbe Sicherheit in der Charakteristik, der selbe Vorzug vollendeter Gesundheit. Es weht in dieser Erzählung eine Luft, bei der auch dem Hypochonder wohl werden muß."

Reuter lernte Julian Schmidt 1861 in Leipzig persönlich kennen und schloß Freundschaft mit ihm. 1866 widmete er dem Publicisten und Litterarhistoriker die heitere Geschichte „Dörchläuchting", damit er sich daran „etwas verlustiren und vermüntern" möge.

*

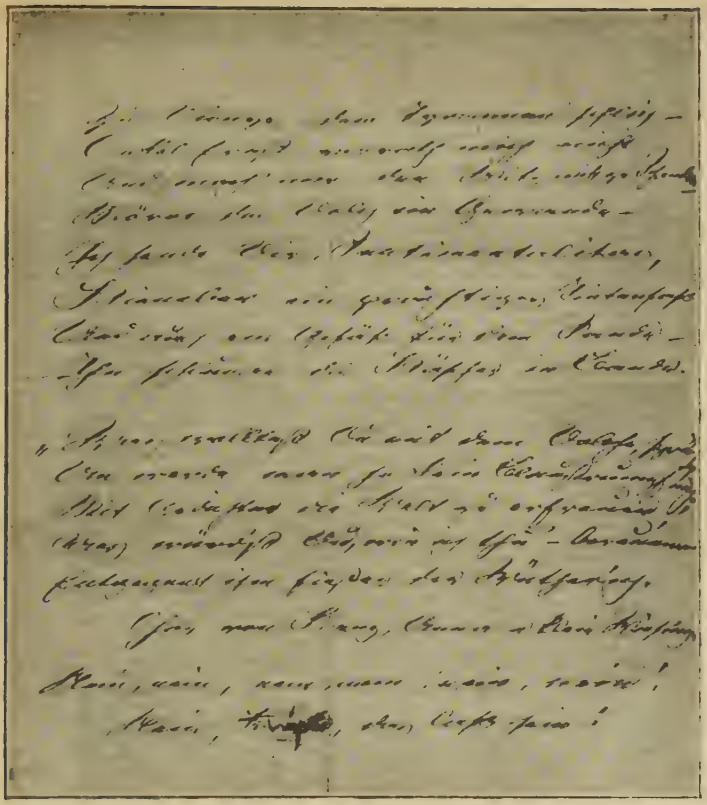
Auch die „Urgeschicht von Meckelnborg" war schon in Neubrandenburg geschrieben, soweit sie nach des Dichters Tode im Druck erschienen ist. Die Einleitung erwähnt zwei ausgezeichnete Männer, die Fritz Reuter als vertraute Freunde zur Seite standen: Pastor Franz Boll und seinen Bruder Ernst. Beide tüchtige mecklenburgische Historiker, und Ernst Boll, den die Hochschule Pommerns zum Ehrendoktor ernannte, noch obendrein ein trefflicher Naturforscher. Der intime Verkehr mit diesem Brüderpaar hat unserm Dichter tiefere Einblicke in Geschichte und Kultur des Heimathlandes eröffnet und dadurch den Gehalt seiner Schriften günstig beeinflußt. Ernst Boll war es, der zu „Kein Hüsing" und „Dörchläuchting" die Anregung gab, und zur „Urgeschicht" griff er dem Verfasser mit allerhand Mecklenburgika „unter die Arme." Daneben bestand ein trauter Familienverkehr. Oft unternahmen Reuters und Bolls gemeinsame Spaziergänge an den romantischen Ufern des Tollense-Sees. Frau Dr. Scheven, eine Tochter von Franz Boll, erinnert sich noch lebhaft einer Parthie am Himmelfahrtstage, wo man, mit Proviant ausgerüstet, an einem idyllischen Plätzchen lagerte. Dort wurde im Waldesgrün ein Picknick veranstaltet, das Reuter mit seiner köstlichen Unterhaltungsgabe würzte.

Zu einem Weihnachtsfeste erhielt Frau Dr. Scheven damals von unserm Dichter originelle Julklappverse, die sie als theure Reliquie aufbewahrt. Sie sind hier nach Frau Luise Reuters Handschrift im Faksimile wiedergegeben. (S. 169).

Gädertz fügt diesen Stegreifversen Folgendes hinzu: „Du, bereuen unter die Dichter gegangen zu sein?" rief Onkel Ernst. „„Ja, ich thue Buße in Sack und Asche, die zwar nicht Ruklas, auch nicht Sankt Nikolaus, sondern der große Claus in Kiel auf mein Haupt gestreut. Daför will ick min söt lütt Friedachen bewahren,"" antwortete Reuter mit Salbung und lachte dann herzlich, und Alle stimmten ein. Onkel Ernst aber wiederholte: „Bereuen?!" und flüsterte den Kindern etwas ins Ohr, die darauf sangen:

„Nein, nein, nein, nein, nein!
Nein, Fritzing, das laß sein! — —"

Dieser „Epilog" liest sich ja ganz nett, die Hauptbetheiligte, Frau Dr. Friede Scheven, geb. Boll, hat mir aber die authentische Versicherung gegeben, daß der Zusatz lediglich der Phantasie ent-



sprossen ist. Reuter habe niemals einen Weihnachtsabend in der Familie Voll zugebracht.

Die Verse sind 1857 oder 1858 entstanden. Friede Voll, schon damals eine Verehrerin der Reuter'schen Muse, hatte dem Dichter vor dem Feste eine kleine Arbeit in Gestalt eines Serviettenbandes gewidmet und erhielt die launigen Verse mit dem Schreibzeug als Gegengeschenk. Die Neckerei mit dem „Blaustrumpf" bezog sich darauf, daß Friede Voll, von ihrem Vater veranlaßt, sich zuweilen in Gelegenheitspoemen versuchte.

Als der Dichter seinen Wohnsitz nach Eisenach verlegt hatte, trat an die Stelle des persönlichen Verkehrs mit der Familie Voll ein freundschaftlicher Briefwechsel, der erst nachließ, als Reuter durch eine allzu ausgedehnte Korrespondenz arg belastet war. Einer dieser

Briefe wird später folgen; hier sei ein noch unveröffentliches Schreiben Reuters vom 27. November 1866 mitgetheilt:

„Lieber Pastor, lieber Ernst!

Wir kommen mit unserer Korrespondenz ja ordentlich auf den Stumpf. Ich muß mich jedoch heute nothgedrungen kurz fassen, darum Dir, lieber Pastor, erstens die Erklärung, daß ich gern bereit bin, die Woltersdorff'sche Biographie in Empfang zu nehmen und dieselbe unter den günstigsten Bedingungen, die ich erreichen kann, unterzubringen. Nur möchte ich von vornherein bemerken, daß die Gartenlaube nicht das beste Blatt zu diesem Zwecke sei, Monsieur Keil ist ein eigenwilliger Kerl, er schustert die ihm eingesandten Artikel schonungslos nach seiner Schablone, zu seinem Vortheil zusammen, und nun hat er sich gar, um den debit in Preußen wieder zu erhalten, verbindlich gemacht, nichts gegen Preußen und nichts in freiheitlichem Sinne zu schreiben. Das „Daheim" steht freilich auf demselben Standpunkt, aber es zahlt besser, läßt dem Autor auch mehr sein Recht und, was mir wesentlich scheint, es nimmt auch längere Artikel auf. — Mir hat es mal jede Forderung, die ich stellen würde, von vorn herein bewilligt, und — um dem Kinde einen Namen zu geben — 150 Thlr. pro Bogen bewilligt . . ."

Zum 7. November 1864 hatte Ernst Boll dem Freunde einen gereimten Geburtstagsgruß gesandt. Gädertz, der die Verse veröffentlicht, nennt sie „gutgemeint", giebt sie aber arg verstümmelt*) wieder. In Wirklichkeit lauteten sie:

„November sei die schlechtste Zeit im Jahr?
Dies ist, Dein Wort in Ehren, doch kaum wahr.
Entsprießt ihm nicht in Dir, mein lieber Reuter,
Trotz Schnee und Eis, noch eins der besten Kräuter?"

Auch in der Einleitung zur „Urgeschicht von Meckelnborg" werden Franz und Ernst Boll als Geburtstags-Gratulanten eingeführt. Franz, der „as Paster hochdütsch redt," wird dort als „en äwerle-

*) Nämlich folgendermaßen:

„November sei die schlechtste Zeit im Jahr?
Dies ist, Dein Wort in Ehren, doch kaum wahr.
Entsprießt ihm und in Dir, mein lieber Reuter,
Trotz Schnee und Eis, noch eins der besten Kräuter

gend Mann un dorüm ok en tauverlaten Fründ" gerühmt; er sagt: Reuter habe ein gutes Gedächtniß, und er giebt den Rath, der Dichter solle die verlorene, beim Kaufmann tau Kes' un Hiring un gräune Sep verbrukte Urgeschicht aus der Erinnerung niederschreiben, — und so ist sie uns denn erhalten geblieben! Ernst Boll aber prüft in jener prächtigen Einleitung als berufener Fachmann das den Tiefen der Erde entrissene Buch. De Geruch is echt, de Tint is ok echt. Nu noch dat Waterteiken! „Fritz," seggt hei, „Din Bauk is echt, Lisch sülwen kann nicks dorgegen seggen. Hir steiht t' in't Waterteiken: 1326. — Lisch ward mäglicher Wis' seggen, dat dunntaumalen noch kein meckelnbörg'sche Eddelmann hett schriwen künnt; aewer ick ward em dat Gegendeil bewisen." —

Aber nicht nur der Freundschaft, auch der Liebe ist in der Einleitung zur Urgeschicht ein heiter anmuthendes Denkmal gesetzt, zugleich allerdings der Hausfrauentugend. Wie wird da der Geburtstag reizend beschrieben. Einen Kranz erhält Reuter aus „Epha mit gele Strohblaumen, as hei sick för de Johrstid paßt." Und zu Mittag giebt's Gaus'braden, und dazu holt Rike aus dem Keller 'ne Buddel mit so'n dicken Kopp — Montebello, première qualité. Doch das Unglück schreitet schnell. Lowise wollte ihrem Fritz mit der ersten Spickgans eine besondere Freude machen. In ihrer Ordnungsliebe hatte sie im Schriwschapp mang de ollen Scharteken schön uprümt und die Urgeschicht, die das Doktordiplom eintragen sollte, taum Spickgauswickeln verbrukt. Ein großes Heldengedicht, „Knipperdolling," fünf Bände dramatische Versuche, plattdeutsche Gedichte in Triolett- und Rondeau-Form waren zum Kaufmann gewandert und kamen zum Theil als Düten, als verkleisterte Hoffnungen zurück. „In Dinen Lewen ward kein Deuwel nu tau Di Fru Doktern seggen; dat ward heiten: Fru Reutern, Di lew ick, un Fru Reutern, Di starw ick." Dunn föllt sei mi mit en mal üm den Hals un röpt: „Segg denn ok so tau mi, as alle Lüd tau mi seggen, segg denn ok: Fru Reutern, Di lew ick, Fru Reutern, Di starw ick, denn mag de Fru Doktern gahn, wohen sei will." Als Reuter die Urgeschicht „aus dem Gedächtniß" niederschrieb, half Luise, wenigstens beim Titel, „üm mi irst in den Swung tau bringen."

Auch „Fru Doktern" ist sie noch geworden, als die philosophische Fakultät in Rostock im März 1863 auf Antrag des Germanisten und Litterarhistorikers Karl Bartsch dem großen plattdeutschen Dichter einstimmig die Ehrenwürde verlieh, welche sie vorher schon Klaus Groth hatte zu Theil werden lassen.

„Das Ereigniß" — schreibt mir Prorektor Dr. Maaß — ist mir noch in guter Erinnerung. Ich sitze an einem Nachmittag ruhig in meiner Stube und korrigire Schülerhefte. Da klopft es, und herein tritt Fritz Reuter, nicht mit „Tarquiniusschritten," sondern mit den richtigen breitspurigen Entspekter Bräsig-Schritten. Ich lade ihn auf das Sopha ein, auf welches er mit dem entsprechenden Aplomb niederfällt, und dann überreicht er mir ein Dokument und sagt halb verschämt wie eine Jungfrau: „Herr Dokter Maaß, ick wull Sei dat doch gewen; Sei hewwen mi in Rostock tau'n Dokter un Magister makt von wegen mine „Olle Kamellen," denken Sie ob librum aureolum huncce Olle Kamellen. Wenn dat de olle Cicero wüßt!"

Einen Abdruck seines Ehrendiploms sandte Reuter auch seiner Schwester Sophie und schrieb ihr: „Min Döchting, dat möst Du Di aewersetten laten!"

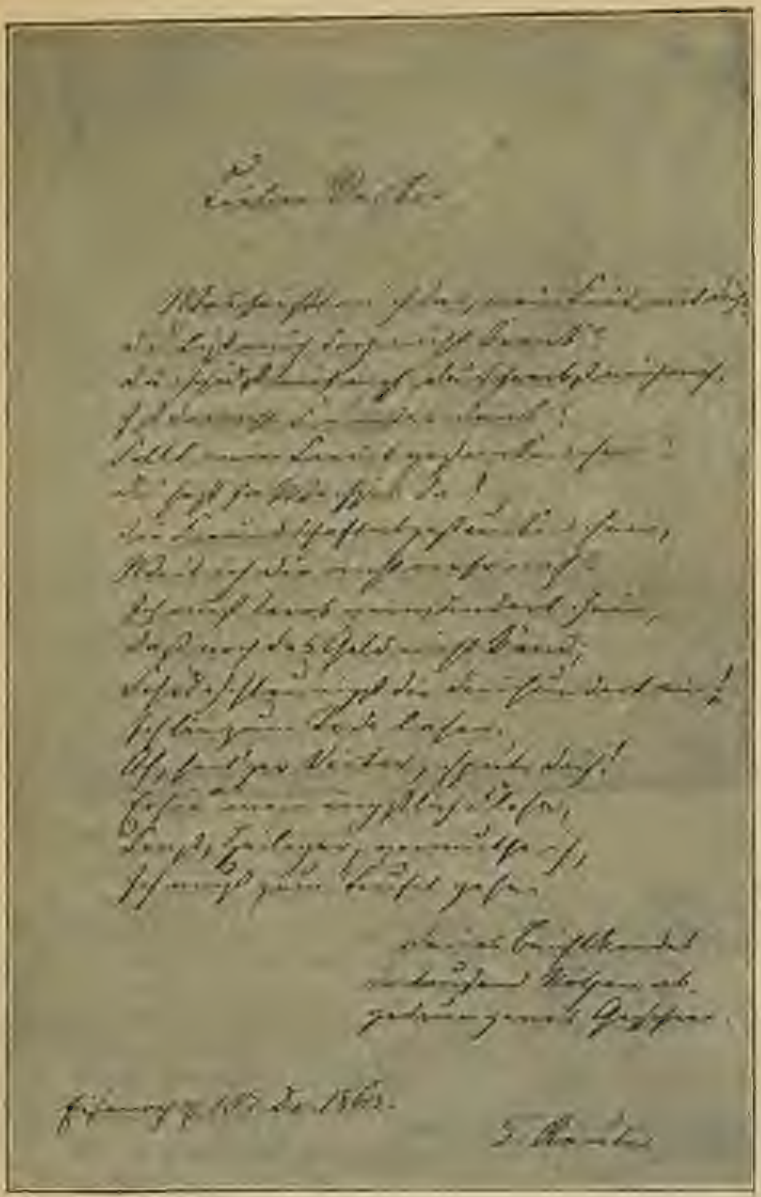
Diese Auszeichnung war unserem Dichter in der That eine freudige Ueberraschung. In seinem Antwortschreiben an den Dekan Prof. Fritzsche erinnerte er an seine Rostocker Burschenzeit, als er — obwohl Jurist — es zuweilen wagte, in Fritzsche's Vorlesungen über den Aristophanes „als demüthiger Hospitant" zu erscheinen. An den Schweriner Großherzog schrieb Reuter damals: „Denken Sie sich, Königliche Hoheit, einen Humoristen in der Doktorrobe!" Aber zum Justizrath Schultze, seinem treuen „Kapteihn" aus der Festungszeit, meinte er: „Denke Dir, alter Junge, daß die zäheste Fakultät in deutschen Landen, die Rostocker philosophische, mich, Deinen dämlichen Charles douze zum Doctor honoris causa gemacht hat! Na, Sie haben sich den rechten ausgesucht!"

Der „Rechte" war er allerdings, und immer auch hatte er das Herz auf dem rechten Fleck. Trotz seiner glänzenden Erfolge ist er stets ein anspruchsloser, bescheidener Mann geblieben.

* * *

„Hier hat man ihn gekannt mit seinem offenen Sinn für alles Gute, alles Schöne, mit seiner unbestochenen Wahrheitsliebe, mit seinem innigen Mitgefühl für anderer Menschen Freud' und Leid, mit seiner kindlich frohen Heiterkeit, die er so ohne alle Kunst und Absicht als bestes Gastgeschenk auf alle Kreise übertrug, die sich ihm gastlich öffneten. Und wie viele waren das in jener schönen Zeit!" So sprach Präpositus Brückner, ein Sohn des früheren und der Bruder des jetzigen Bürgermeisters, bei der Enthüllung des Reuter Denkmals.

Ja, wie viele waren das in jener schönen Zeit. Hier sei nur auf einige hingewiesen. Neben den Brüdern Boll zählten zu Reuters



Intimen der würdige Medicinalrath Brückner, Landsyndikus Ahlers, ein Bruder des Rathskellerwirthes, und vor Allen auch Dr. Viktor Siemerling, der großherzige, treue Helfer in der Noth. Der Verkehr mit dem Dichter war äußerst ungezwungen; gewisse Schranken bestanden nur infolge seines Leidens, es vergingen dann immer Wochen, bis man ihn wiedersah. Unser Dichter war zur Freundschaft wie geboren. Man braucht nur an die Widmungen seiner Werke zu denken und an die reizende Art, wie er die Freunde in seine Dichtungen verwebt hat. Dr. Siemerling erscheint in der Einleitung zur Urgeschicht und in der Reis' nah Konstantinopel: „Also von hier reisen wir über den großen Siemerling." — „Bitte um Entschuldigung, es heißt: Sömmering." Dor kamm hei nu aewer schön an: Herr Groterjahn hadd sick woll markt, wo sine Fru em mit dat Papoläum aftrumpft hadd, un wat sei kunn, kunn hei ok un müßte hei ok, hei säd also: „Sömmering ist meines Wissens gar kein Name, aber Siemerling ist ein Name, ich habe viele Geschäften mit den Dokter Siemerling in Neubrandenburg gemacht, und so werden Sie mir doch wohl erlauben, daß ich Siemerling sage."

Noch von Eisenach aus wurde der „große Borger" am Marktplatz zu Bramborg öfter in Anspruch genommen. Selbst diesen „spröden Motiven" wußte unser Dichter eine heitere Seite abzugewinnen. Die in Reuters Handschrift wiedergegebene Epistel in Versen vom 10. Dezember 1863 giebt davon Zeugniß. (S. 173.)

Es mag hier noch ein interessantes Schreiben folgen, welches ich der Liebenswürdigkeit der Frau Dr. Siemerling verdanke; der Brief ist, wie sie mir sagte, noch unveröffentlicht:

„Lieber Victor!

Du merkst gewiß immer Mäuse, wenn ich zu Dir komme, und hast mich im Verdacht, daß die Veranlassung meines Schreibens weniger die Freundschaft als das Geld ist. — Oh daß doch die zartesten Bande der Liebe und Freundschaft hienieden so oft durch das schmutzige preußische Courant angesudelt werden! Oh, daß doch auch das helle Weinglas voll klarer Verehrung und purer Hochachtung, die ich stets für Dich eingeschenkt habe, von dem giftigen Hauche der Verleumdung und des Verdachts anlaufen muß! — Aber was hilft das Reden? — Das Sprichwort sagt: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, und da ich nun für den Augenblick kein Gold gebrauchen kann, sondern nur Silber oder dessen stellvertretende Pa-

pierlappen, so will ich reden. — Sei so gut und schicke in diesen Tagen 100 Thlr. an meinen Freund Fritz Peters-Siedenbollentin und 125 Thlr. an den Herrn Bauinspector Dittmar zu Eisenach, mit dem Bemerken an den letzteren, daß diese meine zu Weihnachten d. J. fällige Miethe decken sollen. — Gottlob! Nun ist's raus — Nicht wahr? Nun sind wir aus zänkischen Geschäftsleuten wieder gute Freunde geworden und ich kann Dir wieder aufs Neue den Wein der Hochachtung einschenken. Von Deinem Freunde Kroté-Coblenz wirst Du wahrscheinlich über mich und meine Frau und unser Wohlergehen das Nöthige erfahren haben; er wollte Dich ja besuchen; hinzufügen will ich nur noch, daß ich mit Ausnahme einer Reise, die ich nothgedrungen machen muß, noch bis Ende Februar k. J. hier verweilen werde, daß mein Dörchläuchting bis zu Weihnachten fertig wird und daß ich Nigen-Bramborg und Deine beiden vis à vis, das Rathhaus und das Palais, darin verherrlicht zu haben hoffen glauben dürfte. —

Je weniger ich von mir zu sagen habe, desto mehr habe ich von Neubrandenburg zu fragen, obgleich ich manches schon erfahren habe. . . .

Es ist doch ganz etwas Wunderbares, daß in einer Stadt wie Brandenburg, wo doch im Ganzen ein tüchtiger Wohlstand herrschen könnte, so viele Menschen in der kurzen Zeit, in der ich dort bekannt gewesen bin, haben zu Grunde gehen können. Hätte mir auch passiren können! und ich danke Gott, daß ich nicht darunter bin. Du wirst Dich freuen, wenn Du hörst, daß meine Angelegenheiten weit über meine Zufriedenheit hinaus stehen. — Ich weiß, Du freust Dich darüber und auch darüber, daß Du mir in früherer Zeit hülfreich beigestanden hast. Nun, die herzlichsten Grüße von uns an Deine Frau und Kinder, an die Bollen, den alten Hagemann und Alle, an die ich mit wirklicher Liebe gedenke!

Laubbach bei Coblenz, Dein
den 11. December 1865. Fritz Reuter."

Ein anderer vielerprobter Retter aus Mammonsnöthen war der vormalige Brauer Hahn, ein treuherziger Schwabe von Geburt. Er hatte von 1858—1864 zu Neubrandenburg die jetzt Bechly gehörige Brauerei gepachtet. Später schlug er, wie Reuter sagt, seinen „Gambrinusthron" in Malchin auf. Dort lebt er jetzt als Rentier.

Der Dichter war bei ihm ein ständiger Gast. Onkel Hahn füllte Reuters Seidel immer mit eigener Hand und zwar in seinem Comptoir. Das hatte einen besonderen Grund. Das Glas enthielt kein Bier, sondern Weißwein, den der Wirth für seinen Freund im Keller aufbewahrte. Das Stammseidel, ein rothes Deckelglas, wurde von Hahn treu behütet; vielleicht sang auch er, ähnlich wie der Drehorgelmann in der „Vaterstadt Stavenhagen:

Zerbrecht mir ja das Seidel nicht,
Mein Fritzing trank daraus.

Kürzlich ist es aber doch, wie mein einstiger Lehrer A. W. von Hofmann zu sagen pflegte, „den Weg alles Glases gegangen."

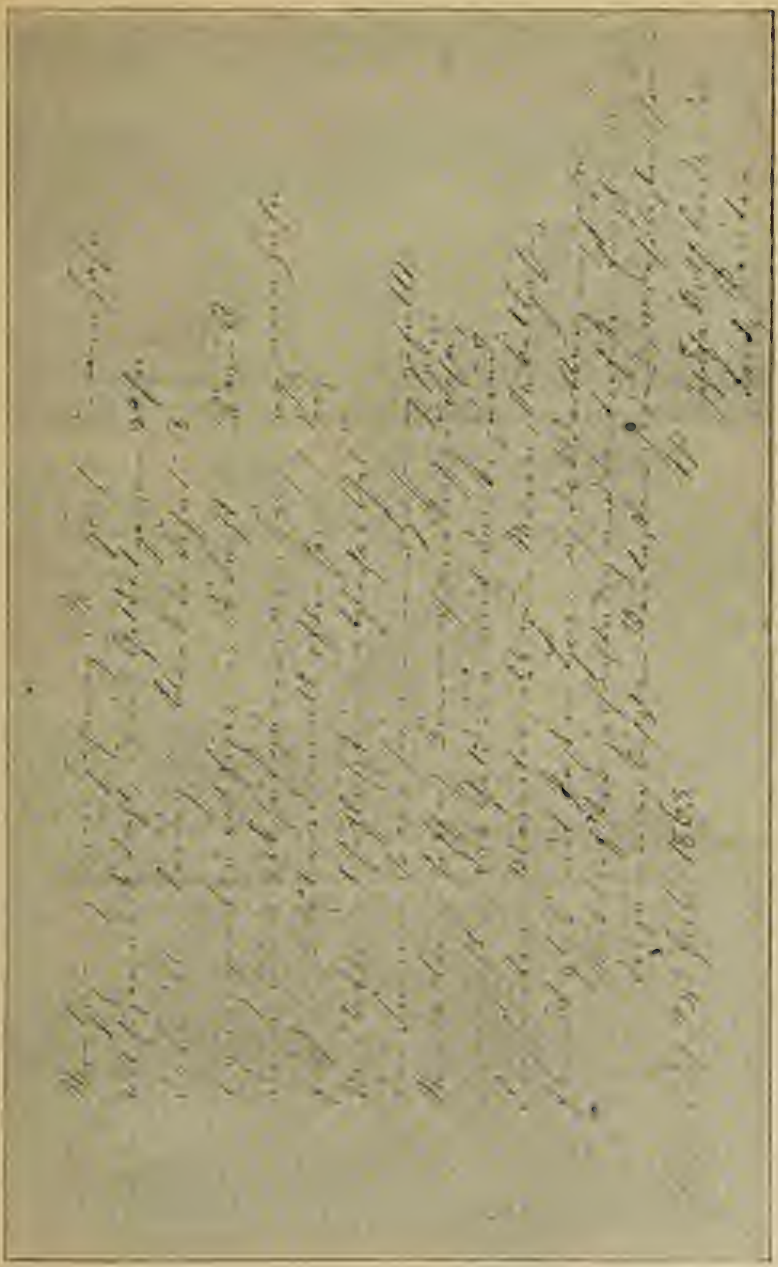
Hahn war ein inniger Freund des Dichters; allwöchentlich einmal begleitete er ihn auf seinen Spaziergängen; der „Poetensteig" zu Bramborg war der wahrhaft idyllische Pfad, der am lieblichen Waldessaume entlang zur „Hintersten Mühle" führt. Als Reuter Onkel Hahn sein Bild verehrte, bemerkte er feinsinnig, er möchte es aber nicht in die — Gaststube hängen. Eines seiner Werke überreichte ihm der Dichter mit der launigen Widmung:

„Lest Du dat Bauk, min Hahning, min Hahn,
Denn warst Du klauk, min Hahning, min Hahn;
Lest Du dat nich, min Hahning, min Hahn,
Denn ward's ok gahn, min Hahning, min Hahn!"

„Mit allen Leuten war Reuter gut Freund," sagte Herr Hahn im Gespräch zu mir, „er hatte einen ausgezeichneten Charakter, der alte Junge; ich hab' in meinem Leben keinen liebenswürdigeren Menschen kennen gelernt!"

Der Dichter hat sich auch in Eisenach oft des wackeren Schwaben erinnert, und ganz besonders zur Zeit der „Ebbe." In solcher Lage entstand die „quer geschriebene" Epistel, die hier als Faksimile gedruckt ist. (S. 177.)

Der am Schluß genannte Pastor Horn ist der vormalige Lehrer Reuters und Mitbegründer der Burschenschaft. Onkel Hahn besitzt noch einige Briefe des Dichters, die ich bei ihm einsah; der interessanteste sei hier mitgetheilt. Er bezieht sich auf eine kleine Unruhe, die von den weniger Bemittelten, namentlich Ackersleuten ausging und die „Separation" in Bezug die von der Gemeinde verwalteten Aecker und Wiesen verlangte. Es war jedoch ein blinder Lärm: Als Husaren einrückten, machte man bloß noch Fäuste in der Tasche.



Brief Fritz Reuters an den Brauer Hahn. 12

Reuter schrieb hierzu sehr ergötzlich:

Mein gut, lieb Hähning!

Ist das nicht eine wahre Schande, daß man mich in Neubrandenburg 7 und ¼ Jahr lang auf das Schmählichste betrogen hat? 7 und ¼ Jahr habe ich dort gewohnt, und was ist Welthistorisches in der ganzen Zeit dort passirt? — Baron Malzahn hat den höheren Taubenverein begründet, hat Prügel gekriegt, Lignau ist fortgelaufen, Kessow hat sich eine Appanage auf sein Haus gebaut und Märker hat 'ne Farbe entdeckt, die's gar nicht giebt — das ist Alles. — Kaum habe ich aber meinem lieben Neubrandenburg den Rücken gewandt, so läuft mein theurer Nachbar Gelineck fort und mein anderer lieber Nachbar Z. wird eingesteckt, eine Revolution bricht aus, die Sturmglocken werden gezogen und 7 und ¼ Husaren reiten in's Stargarder Thor und die Stadtrepräsentanten auf dem Thor schütteln darob ihre Köpfe so sehr, daß sie wieder mal dieselben verlieren und gewiß, wenn ich wiederkomme, kopflos dastehen. — Warum mir denn diese Freude nicht gönnen? Warum dies Alles hinter meinem Rücken anzetteln? Warum die Zeit so schlecht wählen? Denkt Euch blos, wenn Lotte Wilbrandt's noch bei der Sturmglocke gewohnt hätte, wie hätte die die Sache der Revolution auf den Strumpf bringen können! — Was sagt der berühmte Zimmerling dazu? Gewiß spricht er, wie immer, aus meiner Seele: Schade, daß der Strang gerissen wäre! sie könnten es ja nu nicht zwingen, und gegen die vielen Husaren könnten sie ja auch nicht. — Oh, Neubrandenburg, Du hast mich schmählich betrogen, mit thränenfeuchtem Auge blicke ich auf diese ersten, in der Geburt erstickten Anfänge einer socialen Revolution, aus welcher so Herrliches erblühen konnte, freilich nur unter dem Segen von Blut und Eisen! Aber sagt mir nur, warum habt Ihr mich nicht gerufen und die braven Schustergesellen, wir hätten die Sache in Schwung gebracht und wenn wir gefallen wären in dem männererprobenden Streit, dann lägen jetzt schon von zarter Jungfrauen-Hand gewundene Kränze auf unsern stillen Gräbern, und der Wanderer stände davor und sagte: auch diese starben den schönen Tod für die Neubrandenburger Separation!

Eisenach, d. 21. Sept. 1863.

Ihr
Fritz Reuter.

Baron Malzahn's „höherer Tauben-Verein" wird auch in der Einleitung zur „Urgeschicht" erwähnt. Der „berühmte Zimmerling" ist kein Anderer als „Zimmerling Schulz", der kein Haus ohne „verzahnten Träger" läßt, der im Rahnstädter Reformverein (Stromtid 38. Kap.) gegen die Aufnahme von Pomuchelskopp eine fulminante Rede hält: Wie eine „rechte fette Snickermus ut ehr Hüschen" kroch er aus der Rednertonne hervor und donnerte gegen den Gürlitzer Potentaten und Groß-Mogul kräftig los. Er stellte sich dann mit Bräsig „achte de Bühn, un beide repen ümmer blot: Rut! rut!" Als Zamwell Pomuchelskopp trotz dieser wiederholten Kraftrufe dennoch aufgenommen wurde, drehte sich Zimmerling Schulz zu Bräsig um und fragte ihn so über die Schulter rüber: „Na, wenn't so geiht, Herr Entspekter, wat soll denn ut Dütschland warden?" —

Auch Märker, der im Briefe genannt wird, war ein Original; Reuter belauschte ihn oft mit innerlichem Behagen. Uhrmacher seines Zeichens, ist er das Urbild des Zachäus in Dörchläuchting. Dem Alten war ein sehr komischer „Snack" zu eigen, als gebildeter Europäer sprach er gern hochdeutsch, — es war aber danach!

Jeden Morgen kam er als Frühaufsteher hinüber zu Onkel Hahn und trank dort seinen Schoppen. Wenn Reuter nicht da war, übernahm Onkel Hahn die Beobachtung an seiner Stelle. Von Märker stammt ein geflügeltes Wort, das in Reuters Werken mehrfach vorkommt. Eines Tages erzählte er der Tafelrunde am Biertisch: „Der Kerl, der Malermeister X., hat mich mein Haus mit einer Farbe angestrichen, die's garnicht giebt." Ein anderer Bramborger, Namens Mosch, hatte sein Haus durch Aufsetzen eines Stockwerks vergrößert. Das leuchtete dem alten Märker ein, und er sagte zu Hahn: „Ich werde mich auch so ein Souterrain auf's Haus setzen lassen, dann gewinne ich mehr Platz an Räumlichkeiten." Ganz ähnlich läßt unser Dichter Bräsig zu Hawermann sprechen: „In Deiner Stelle baute ich mir noch so'ne Art Suteräng als Appanage oben auf das olle Wirthschaftshaus." Als Reuter den alten Märker in seiner Art verwendet hatte, fragte er: „Was haben Sie denn dazu gesagt, daß ich Sie unsterblich gemacht habe?" — „Ich hab' mich gedacht: Laß den Narren laufen, wenn er nichts Besseres weiß!" —

Zu den Wirthshausfreunden gehörte auch der Chirurgus oder „Gregorius" Dr. Bernhard Keller, der in der „Vörred" zu Dörchläuchting genannt wird. Von ihm erzählt mir ein Neubrandenburger folgende Anekdote: Frau Reuter hielt die Zügel meist etwas straff. Einmal war sie ausgegangen, während Fritz zu Hause arbeiten woll-

tc. Sie traute aber dem Frieden nicht und verschloß, dieweil er im Schlafrock dasaß, die Beinkleider des Hausherrn. Im Rathskeller blieb sein Platz am Stammtisch leer. „Wo blimt denn Fritzing hüt Abend," hieß es in der Runde, „hei kümmt gornich." — Endlich macht sich Chirugus Keller auf nach Reuters Wohnung. „Na, Fritzing," ruft er ihm zu, „wat is dat denn mit Di hüt Abend, kümmst Du denn nich?"

„Schapskopp, kümm doch mal, wenn Din Fru utgahn is un hett de Büxen wegslaten!"

„Ja," sagt Keller, „wat maken wi da? Ick will Di mal wat seggn, ick schick glik hen un lat Di von mi 'n por Büxen halen!"

Das geschieht. Reuter, obwohl fast halb mal so groß wie der Chirurgus, zieht dessen Beinkleider an und erscheint so unter dem Gaudium der Kumpanen im Keller. Als Wising zurückkam, war der Vogel ausgeflogen.

Eine andere Episode, die mir berichtet wird, spielte in Reuters Wohnung. Luise war verreist und hatte dem Mädchen den Kellerschlüssel anvertraut mit der strengen Ordre, nur ein bestimmtes kleines Quantum Wein heraufzuholen. Reuter bat die Köchin mehrmals inständig, ihm noch eine Flasche zu bringen; das Mädchen aber hielt sich streng an die Befehle der Hausfrau. Als alles Bitten nichts half, sagte der Durstgeplagte halb ärgerlich, halb zutraulich: „Dürten, hal mi doch noch 'ne Buddel rup! Wenn min Ollsch dod is, will ick Di ok frigen!" —

Einmal gab Reuter's Leiden zu einer drolligen Verwechselung Anlaß. Herr Prorektor Dr. Maaß schreibt mir: Eines Nachmittags ging ich von der Schule nach Hause, als mir das Mädchen meiner Wirthin entgegenkommt und mir zuruft: „Ach, Herr Dokter, Fru Reitern hett eben räwer schickt; Sei saelen doch mal glik tau Herrn Reiter kamen; hei wir nich ganz woll." Ich hatte indeß noch eine Privatstunde zu geben. Noch während der Stunde klopft es; das Mädchen ist da: „Fru Reitern hett all wedder räwer schickt, ob Sei denn gornich kamen." Ohne über den Zusammenhang weiter nachzudenken, sage ich: „Bestellen Sie nur, es thäte mir sehr leid; ich würde heut nicht kommen können, da ich noch in die Loge muß." Am nächsten Morgen, es war Sonntag, hielt ich es doch für meine Pflicht, zu Reuter hinüber zu gehen und mich zu entschuldigen. Ich klopfe, Niemand ruft herein. Ich gehe in die offene Küche, in eine kleine Vorderstube, in das anstoßende Zimmer — Niemand dort. Endlich gelange ich an ein geschlossenes Zimmer. Ich klopfe

wieder; die Thür öffnet sich ein wenig, ich sehe flüchtig eine Gestalt im Bette liegen, vor ihr Frau Reuter. Diese tritt sofort heraus mit etwas umwölkter Miene, schließt die Thür rasch hinter sich und bittet mich, neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen. Ich bringe nun meine Entschuldigung an; Frau Reuter scheint mich nicht zu verstehen, und ich wiederhole. Endlich bricht sie los: „Ach, die dumme Dirn! Und wir zerbrechen uns den Kopf, warum Dr. Brückner nicht kommen will! Ich sage zu ihr: Lop mal raewer tau den Dokter, hei fall doch recht bald kamen, — und sie läuft zu Ihnen. Nun freilich, Sie wohnen im Häuserviertel links und Dr. Brückner im Häuserviertel rechts. Das hätte ich bedenken sollen, aber ich war so eilig und dachte: die dämliche Person weiß genau, wo Dr. Brückner wohnt! Und wir haben ihn nun abgeschafft und den Dr. Löper genommen!" — Den nächsten Tag begegnet mir Dr. Brückner und ruft mir lächelnd, drohend zu: „Nehmen Sie sich in Acht, Sie pfuschen mir ins Handwerk und machen mir meine Kunden abwendig. Ick will Sei mal wat seggen: Schriwen Sei an Ehr Dör: Dr. Maaß, Dokter för de Gesunnen, un ick schriw an min Dör: Dr. Brückner, Dokter för de Kranken, denn is uns Beiden hulpen!"

Noch eine Anekdote: Einmal klagt Bunkenburg, dessen Name auch in der Einleitung zur „Urgeschicht" vorkommt, dem Dichter sein Leid:

„Ach Gott, Reuter, ick heww dat Podagra!"

„Ja, Bunkenburg, dat kümmt von't Rodwindrinken."

„Na täuw man", sagt jener, „dat kriegst Du ok!" Als Reuter bald drauf schwer geladen aus dem Rathskeller kommt und Bunkenburg auf der Straße erblickt, faßt er einen Bekannten, den Hoffriseur Behrens unter den Arm: „Nehmen's mi'n beten mit, ick war mi mal'n Spaß maken." Und an Bunkenburg vorüberkommend, ruft er ihm lachend zu: „Kik, Bunkenburg, Du hest wohrhaftig Recht, nu heww ick ok dat Podagra!"

Glagau meint in seiner Reuter-Biographie: „Der Zechkameraden in Neubrandenburg waren schließlich zu viel geworden." Das ist durchaus irrthümlich. Die Freunde hielten im Allgemeinen den Dichter möglichst vom Trinken ab und von solchen Leuten fern, die gern pokulirten. Es vergingen oft 8 bis 9 Monate, bis das Leiden wiederkehrte. Sehr wohlthuend berührte es ihn, wenn seine Bekannten nach dem Verschwinden der Krisis ihn aufsuchten; es war ihm nachher immer anzumerken, wie sehr er in seinem Gemüth sich bedrückt fühlte durch die Gewalt, die der „alte Feind" wieder über ihn gewonnen hatte.

An dem geselligen Leben Neubrandenburgs nahm Reuter innigen

Antheil. So erschien er trotz seiner geringen musikalischen Neigungen häufig zu den sog. Montags-Harmonien des städtischen Orchesters draußen bei „Tante Sengebusch." Nach dem Concert vereinigte man sich zu einem gemeinsamen Abendbrot. Die wackern Mecklenburger vergessen auch bei der Kunst nie das gute Recht des Magens.

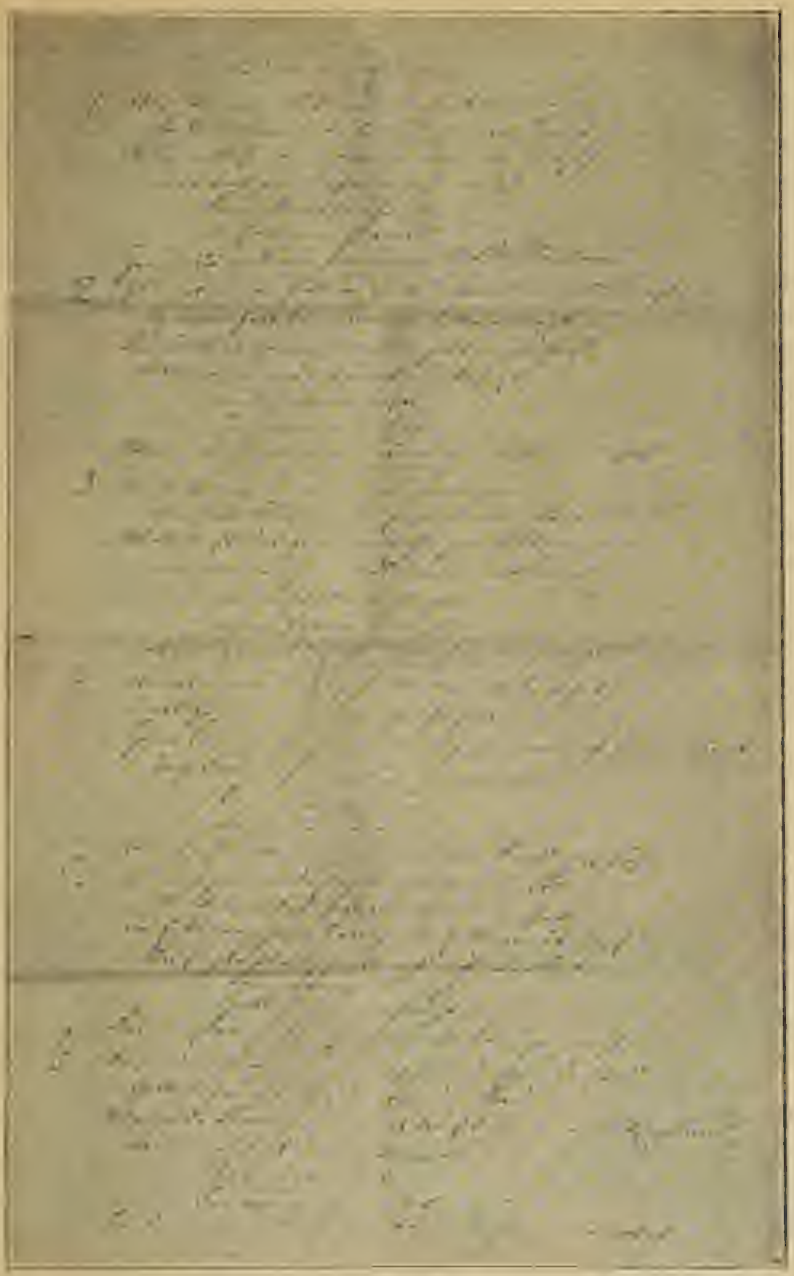
Meist war allerdings Reuter sehr froh, wenn er keine Musik zu hören bekam. Namentlich die sogenannte „Instrumentenplage" war ihm verhaßt, und er rieth seinen Landsleuten ernstlich, zur Unterbringung der Marterinstrumente vor den Thoren musikalische Schuppen zu errichten.

Mit einem Musiker aber pflegte unser Dichter in Nigenbramborg die innigsten Beziehungen: mit dem ausgezeichneten Komponisten Johannes Schondorf, der jetzt in Güstrow lebt.

Als Bräsig bei der Berliner Polizei in Verdrießlichkeit gekommen war und dort „zum Kaffee balbirt, zum Frühstück potografirt und zum Mittagessen telegrafirt" wird, beruft er sich zur Attestirung seiner Persönlichkeit auf „Fritz Volkshagen," den „echten Bramborger Hawanna-Cigarren-Importöhr" und auf — „Jöching Lehndorf," den „richtigen Musik-Kompositeur," dieses legitime aufstrebende Talent. Freund Jöching Lehndorf, mit dem Niemand anders als Johannes Schondorf gemeint ist, erklärt in seiner Antwort, „ich sei ihm stellenweise von Perßohn bekannt geworden, und könne er mich bezeugen, daß ich seines Wissens keinen unmoralischen, wohl aber einen unmusikalischen Lebenswandel geführt hätte, indem daß ich mal in seinem musikalischen Concert mich mit Johann Knüppeln laut über meinen gnedigsten Herrn Grafen seine Kutschpferde unterhalten hätte: aber for einen offenbaren Spitzbuben hielte er mir dennoch nich." Nach der glücklichen Heimkehr erzählt Bräsig: Und als wir über den Markt gehen, kömmt Jöching Lehndorf angelaufen — denn er läuft immer wegen seiner nothgedrungenen Provat-Stunden — und sagt: „Nicht übelnehmen; aber als ehrlicher Mann — nich anders als unmusikalisch zu taxiren. . ."

Johannes Schondorf hat die Lieder des Dichters aus Hanne Nüte in Musik gesetzt: das Handwerksburschen-Wanderlied für vierstimmigen Männerchor, des Maurers einziges Lied, das Schneiderlied, das kraftvolle Lied vom Eikbom und Fiken's „swore Gedanken": „Du kannst Din Flüchten recken."

Im Juli 1860 sandte Reuter dem befreundeten Tonmeister die Lieder im Manuskript mit einem originellen, noch ungedruckten Briefe:



Das Lied vom „Eikbom“ in Fritz Reuters Handschrift.

„Lieber Johannes Baptista, Evangelista, Componista, Violinista, — insonders aber: Klavicimbellista!

Anbei erfolgen die 5 versprochenen Unterlagen zur beliebigen Tonsetzung und bitte ich nun, die letztere so einzurichten, daß auch 5 Auflagen mit klingender Ergötzung erfolgen. Doch nun mal etwas, was wir später durchsprechen wollen: Wie wär' es, wenn ich mal einen heiteren und gemüthvollen Text lieferte zu einem musikalischen Machwerk, wie die Jahreszeiten von Haydn — natürlich viel kleiner und nicht im erhabenen, sondern im naiven Styl — z. B. unter dem Titel „Sommerabend" — wo man die Gefühle eines unschuldigen und dabei etwas lümmelhaften Paares in der umgebenden Natur schildern könnte. Diese Musik könnte sich — ich weiß wohl, daß so etwas getadelt wird — recht behaglich in der Malerei der Naturlaute ergehen; z. B., wenn der Liebende kniet und er durch Bauchdruck veranlaßt . . . , was würde das Fagot hier für einen Effect machen! —

Ueberlegen Sie sich dies! Ueberlegen Sie sich aber auch Folgendes: Ich habe Erkundigungen eingezogen über die Fahrt nach Rügen. Heute z. B. geht ein Dampfschiff mit 150 Passagieren von Anklam nach Rügen. Dies wird sich im Laufe Ihrer Ferien gewiß wiederholen. Wenn meine Frau dann mit ihrer Wässerung fertig ist und diese Stahlwasserverstählung ihr gut bekommen ist, möchte ich wohl mit ihr Sie begleiten.

Ich glaube, die Reise von Anklam nach Putbus kostet 1 Thlr. 8 gr. Von Putbus aus besucht man das Jagdschloß, dann Saßnitz, Stubbenkammer, etwa Arkona, und dann reisen wir über Stralsund nach Hause. Sie müßten dann nach Treptow mit der Post fahren. Dort holte ich Sie auf hier ab. Peters ließe uns dann vielleicht nach Anklam fahren und so kämen wir sehr billig dahin. Ueberlegen Sie.

Nachricht erbitte ich mir gefälligst, denn ich will den Teufel thun und vernünftige Vorschläge vergebens machen!

Ihr

Fr. Reuter.

Siedenbollentin bei Treptow a. T. Sonntag — datum ist mir nicht bewußt!" —

Man liest zwischen den Zeilen so recht die übermüthige Laune,

in welche der Landaufenthalt bei den lieben Freunden unsern Dichter versetzte: Al felice non batte l'hora!

Die Reise nach dem schönen Eiland wurde nach Reuters Vorschlag unternommen, auch die Familie Peters war dabei: Man kam bis Stubbenkammer. Es waren herrliche Tage voll heiterer Wanderlust und sonniger Stimmung, und Reuters Begleiter durften wie lütt Fiken in Hanne Nüte singen:

„Ach, wer mit Di künn wannern,
Ach, wer mit Di künn teihn,
Von einen Urt tau'n annern,
Bet an den gräunen Rhein!"

Im Jahre 1860 komponirte Schondorf auch eine Gelegenheitsdichtung Reuters: eine Festcantate für den Bürgermeister Hofrath Engel in Röbel an der Müritz zum 50 jährigen Advokaten-Jubiläum. Das gelungene Gedicht, welches als Soloquartett mit Männerchor vorgetragen wurde, ist bisher unveröffentlicht geblieben: ich verdanke es der Freundlichkeit des Komponisten.

Festcantate.

Föftig Johr is lange Tid,
Wenn se Eine vör sick süht,
Föftig Johr is korte Spann,
Süht's von achte Eine an.*)
Föftig Johr Avkat tau wesen
Un Prinzessen dörch tau lesen,
Na, wer dit Stück kann verdragen,
Is gewiß so'n ollen tagen.

Wer up sone lange Tid
Rauhig un taufreden süht,
Keinen Stank und Strit hett bött,**)
Blot taum Gauden reden hett,
Wer in allen sinen Dahten
Tru un Leiw hett wirken laten,
Kinnings, dei gelt hür un bawen
Ganz gewiß förn ollen Braven.

*) Vergl. Abschied Hanne Nüte's vom Vater:
„Drei Johr, dat is 'ne lang Tid,
Wenn Ein sei vör sick liggen süht:
Drei Johr, dat is 'ne korte Spann,
Wenn Ein sei süht von achter an."

**) eingeheizt, im übertragenen Sinne: verursacht.

Nehmt Börgers von Räwel
Dat Glas in de Knäwel!
Unſ' Hofrath Engel, dei hett hier unn'n
Den föftigjähr'gen Prinzeß gewunn'n.

Chor: Un wer dat kann, un wer dat kann,
Dei is gewiß 'n dägten Mann.

Hoch ſall hei drüm lewen!
Unſ' Herrgott mag gewen,
Dat hei mal in ſine letzte Stun'n
Ok den Prinzeß dor bawen wun'n.

Chor: Drüm all heran, drüm all heran,
Hoch lew, hoch lew de Ihrenmann!

Chor: Wenn denn mal ſin Wörpel föllt,
Wenn hei geiht ut deſe Welt,
Wenn ſin true Leiw mal ſchwiggt,
Deck' de Räwelſch Jrd em licht!
Höll tau uns in Leid un Freuden,
Sin Gedächtniß will'n wi häuden.
Räwelſch Börger warden't hegen,
Em in ſtille Gruft noch ſegen.

Fritz Reuter.

Johannes Schondorf zählt die Stunden, die er bei Reuters zubrachte, den ſchönſten ſeines Lebens bei. Oft erſchien der Dichter, um ihn des Abends zu ihrem beiderſeitigem Lieblingsgericht — Pellkartoffeln mit Hering — abzuholen. Schwere Schritte auf der Treppe und ein kräftiges Anklopfen mit dem Stock verriethen ſchon vor dem Eintreten Reuters Ankunft, der ſtets mit einer drolligen Anrede die Einladung ſeiner Gattin überbrachte. — Eines Sonntags begleitete der Komponiſt den Dichter auf einem Einſpänner zum Paſtor Chriſtlieb nach Reeſe. Dort trafen ſie — Karl Kräpelin, der nach Tiſch die kleine Geſellſchaft durch eine meiſterhafte Vorleſung entzückte. Reuter war geradezu enthuſiasmirt und ſagte: „Korl, dat Talent mötſt Du aewer verwerthen!“ Bisher hatte der ſpäter ſo berühmte Reuter-Rhapſode nur in kleinen Strelitzer Vereinen geleſen. Die lebhafte Aufmunterung durch den Dichter veranlaßte ihn zu öffentlichen Wandervorleſungen, die ihm reiche Lorbeern eintrugen, aber auch Reuters Werke aufs Wirkſamſte verbreiteten. Bei einer Privatvorleſung Kräpelin's in Neuſtrelitz war unſer Dichter zugegen. Der Vortrag

aus Hanne Nüte ergriff ihn auf das Tiefste, er riß Kräpelin das Buch aus der Hand und rief: „Dat steiht dor nich!“

Der berühmte Reuter-Vorleser war früher Schauspieler gewesen. Er leitete damals den Sonnabend-Verein in Neustrelitz, der am 6. Februar 1860 einen Festabend zu Ehren des Dichters veranstaltete. Reuter versuchte, aus dem Manuskript des Hanne Nüte vorzulesen, reichte bald aber das Heft Kräpelin hin und sagte: „Weitst Du, Korl, dat Vörlesen is nicks för mi, dat versteihst Du beter.“

Bei dieser Reuter-Feier kleidete der Dichter seinen Dank in einen Trinkspruch, der mir vom Buchhändler Gundlach in Neustrelitz zugegangen und noch nicht bekannt gewesen ist. Reuter sagte:

Ihr lieben Brüder hier im Verein,
Von mir soll ein Hoch gebracht Euch sein!
So lange noch Herzinnigkeit,
So lange noch Kunstsinnigkeit
Im warmen deutschen Herzen glüht,
Und Witz und Herz noch Funken sprüht,
So lang die deutsche Wissenschaft
Im deutschen Volk noch Wissen schafft,
So lang im lieben Vaterland
Mehr gilt als Schwur der Druck der Hand,
So lang' ein Kuß noch Treue schwört,
Im Volk man Gottes Stimme hört,
So lange soll auch dieser Verein
Eine Freistatt fröhlichen Sinnes sein.

Und wenn auch die Mucker,
Die Balkenkucker,
Die Splitterrichter,
Die Wassertrinker,
Das ganze Gelichter,
Die Zunft der — —
Das Heer der Stümper,
Der Geldverpümper,
Der Geizverkomm'nen,
Blasirt Verschwomm'nen,
Kurz alle Philister
Dagegen wären,
Der Bund soll fürder bestehen in Ehren.
Denn lebendig ist er;
Und was da lebet
Geht nicht zu Grunde.

Drum, liebe Freunde, die Becher hebet,
Stoßt an! und führt sie zum fröhlichen Munde
Und trinkt nach biederer Väter Art:
Hoch lebe die Stunde,
In der der Bund einst geschlossen ward!

Reuter selbst war nur ein mäßiger Interpret seiner Werke. In der Clemda zu Eisenach trat er einmal in einer geschlossenen Gesellschaft als Vorleser auf. Öffentlich las er nur einmal, im November 1864, im Theater zu Gotha, zum Besten des Gustav Adolf-Vereins. Eine derartige Producirung seiner Persönlichkeit war nicht nach seinem Sinn, und er hat in Zukunft ein für alle Mal darauf verzichtet.

Ein berufener Nachfolger Kräpelins, der beste Reuter-Rhapsode ist gegenwärtig der mecklenburgische Hofschauspieler Ludwig Sternberg. Von seinen Wanderfahrten erzählte mir dieser Künstler eine drollige Episode, die ich hier in Parantheſe einschiebe. Es war in Binz auf Rügen. Auf dem Hofe des Hotels erwarteten zwei Kutscher ihre Herrschaften, die der Vorlesung beiwohnten. Herr Sternberg belauschte zufällig das originelle Gespräch der beiden Leute draußen auf dem Bock:

„Segg mal, Korl, wat makt de Kirl ehr dor eigentlich vör? De lachen jo, as wenn s' nich klauk sünd." — „Jo, dat weit ick ok nich. Mi dücht, dat wir plattdütsch." — „Jo, dat hewv ick ok all hürt. Aewer dat oll vörnähm Volk, wat hir in't Bad kümmt, versteiht dat jo gornich!" — „Jo kik, dat is dat jo eben, dorüm lachen sei so doräwer." — „Dat's ok wohr! Wenn sei so gaud plattdütsch verstünnen as wi beid', denn würden s' nich so dämlich sin un gäben dor noch Geld vör ut!" —

Am 10. November 1859 beging auch Neubrandenburg die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages Friedrich Schiller's. Es gab eine Festrede, Aufführungen, lebende Bilder und ein Bankett. Reuter war mit ganzer Seele dabei und schrieb ein schwungvolles Festgedicht, das nach dem Mozart'schen Bundesliede gesungen wurde. Herr Schondorf, der das Manuskript besitzt, hat es mir freundlichst anvertraut:

Zum hundertjährigen Geburtstage
Friedrich Schillers.

Festgesänge schallen prächtig,
Ernste Lieder tönen mächtig

Heute durch das Deutsche Land.
„Hoch der Mann, der unserm Volke
Ward zur lichten Führerwolke
Durch der Zeiten Wüstensand."

Nacht lag auf den Deutschen Landen,
Deutscher Sinn lag tief in Schanden
Unter fremdem Tand versteckt,
Da erstand in Volkes Mitte
Ein Verkünder Deutscher Sitte,
Ein Prophet ward uns erweckt.

Blitze zuckten aller Orten,
Donner folgten seinen Worten,
Und ein edles Volk ward frei.
Jauchzend stürzt' es in die Speere
Und um Vaterlands Altäre
Schlang es Siegeskränze neu.

Kehre wieder, hoher Sänger!
Rufe gegen fremde Dränger,
Gegen eignen Hauses Schmach,
Rufe Deine Kämpfer, Ringer,
Rufe Deines Geistes Jünger,
Rufe sie noch einmal wach!

Fritz Reuter.

Die Festrede hielt Dr. med. Felix Löper. Unser Dichter moquirte sich darüber, daß der Vortragende den Freiheitssänger ganz unberücksichtigt ließ.

Zum Bankett hatte Reuter ein Trinklied beigesteuert, das Schondorf in Musik setzte. Dem Komponisten verdanke ich das bisher ebenfalls unveröffentlichte Poem:

Viel Lieb und Lust,
Viel Lieb und Lust
Durchzieht die arme Menschenbrust,
Wenn Einer nur drauf merket,
Und drauf zu merken ist es Zeit,
Wenn so wie heut
Gelegenheit
Und Wein das Herz uns stärket.

Viel Lieb und Luſt,
Viel Lieb und Luſt,
Das hat der Schiller ſchon gewußt
Und hat davon geſungen.
Und wer hier ſitzet in dem Saal,
Hoch den Pokal!
Und noch einmal!
Und noch mal angeklungen!

Viel Lieb und Luſt,
Viel Lieb und Luſt
Glüht golden in des Weibes Bruſt,
Ihr mögt den Schatz nur heben;
Und ihn zu heben iſt es Zeit,
Wenn ſo wie heut
Gelegenheit
Den Zauber löſt in Reben.

Viel Lieb und Luſt,
Viel Lieb und Luſt
Geht oft verloren unbewußt
In Sehnen und in Bangen;
Fort mit der Liebe ſchnöder Pein —
Schenkt fröhlich ein! —
Heut ſoll's nicht ſein!
Herz ſoll am Herzen hangen!

Fritz Reuter.

Es iſt erſtaunlich, daß unſer Dichter, der einen edlen Tropfen ſo verſtändnißvoll würdigte, kein gutes Trinklied zu Stande gebracht hat. Auch das mitgetheilte Poem wird man kaum als ein ſolches bezeichnen können.

* * *

Der Anfang der ſechziger Jahre war die Zeit des deutſchen Nationalvereins unter den Auſpicien von Rudolf von Bennigſen. Auch in die „Staaten Dörchläuchtings" waren dieſe Beſtrebungen gedrungen. Der Prorektor Dr. Maaß in Breslau ſchreibt mir darüber: „Es hatten ſich zwei Gruppen gebildet, Mecklenburg Strelitz-Land und Mecklenburg Strelitz-Stadt. Vorſitzender der erſten Gruppe war ein liberaler Gutsbeſitzer Pogge; Vorſitzender der andern war ich, und mein Schriftführer — Fritz Reuter. Wenn wir in der

„Goldenen Kugel" zusammenkamen, war natürlich von Politik die Rede, und ich, der mein Hamburg nicht verleugnen konnte und wollte, nahm am wenigsten ein Blatt vor den Mund. „Ne, disse Dokter Maaß," rief Reuter mal bei solcher Gelegenheit aus, „wat dei Allens rut snackt! Wenn ick früher blot de Hälft' dorvon seggt hädd, denn hädden sei mi woll viertheilt!" — „Ja, Herr Reuter," erwiderte ich, „jetzt sind aber auch andere Zeiten." — „Dat seggen Sei nich noch mol!" meinte der Dichter. Uebrigens war ich immer erstaunt über die Mäßigkeit Reuters bei dieser Gelegenheit. Niemals trank er ein zweites Glas Wein, so viel ihm auch zugeredet wurde. „Sünst kümmt hei in den Gesmack," raunte mir Pastor B. zu, der auch Mitglied des Nationalvereins war. Lange habe ich noch ein Protokoll besessen über eine Vierteljahres-Sitzung, unterschrieben von Fritz Reuter und mir."

In der Neubrandenburger Zeit waren Reuters Dichtungen in den Hinstorff'schen Verlag übergegangen. Die Neue Folge der Läuschen erschien 1858 noch im Selbstverlage. „Ick un min Fru," erzählte Reuter damals beim Buchhändler Brünslow, „sitten den ganzen Dag un klistern. Unſ' ganz Bähn liggt vull von Läuschen un Rimels." Dieser Buchhändler hat es später bereut, so wenig Voraussicht gehabt zu haben, und nicht weniger andere Verleger in Strelitz, Rostock, Hamburg ꝛc. Ein Berliner Verleger erklärte es für die größte Thorheit seines Lebens, den Verlag von Reuters Werken abgelehnt zu haben; er könnte um eine Million reicher sein! Herr Prorektor Dr. Maaß schreibt mir hierzu noch aus persönlicher Erinnerung: „Es war 1859 oder 1860, da sagte Reuter eines Tages zu mir auf dem Spazierwege: „Nu bün ick schön rut; Hinstorpp giwt mi vör jeden Band unbeseihens achthunnert Daler." Später kam es freilich anders. Reuter trat vom Vertrage zurück, indem er zu mir bemerkte: „Ick war em dat nich vör en Botterbrod gewen." Als wir noch in späteren Jahren den Dichter in Eisenach aufsuchten, sprach er sich ziemlich ungehalten über Hinstorff aus. Nach Reuter's Tode trafen wir andererseits mit dem Hinstorff'schen Ehepaar in Gastein zusammen, und dort klagte wieder der Verleger über den Dichter: „Hei hett von mi mihr as 'ne halwe Million kregen. Un von de kleine Utgaw mit hochdütschen Anmerkungen will hei dörchut nicks weiten. Dat bringt nicks, seggt' hei." — 1864 schrieb Reuter an Julian Schmidt: „Für das Zuströmen von Galle sorgt meine gute Verdauung, die mecklenburgische Ritterschaft und mein Verleger. Der letztere hat mich . . . in eine solche Stimmung gebracht,

daß ich recht zu thun glaube, wenn ich in derselben die Urgeschichte fortsetze." — Im Allgemeinen haben sicher der Poet so wenig wie sein Verleger Ursache gehabt, unzufrieden zu sein. Sie haben sich beide, wie es in Mecklenburg heißt, en gauden Rock dorbi autreckt! . . .

* * *

Reuter hatte sich zu Neubrandenburg bei Reich und Arm, bei Hoch und Gering, bei Alt und Jung die innigste Liebe erworben. Nur ein hübscher Zug soll hier angeführt werden als Beweis der Herzensgüte des Dichters. Den Beitrag verdanke ich Herrn Hofschauspieler Sternberg, dem er von authentischer Seite mitgetheilt ist: Im Jahre 1860 wollte der regierende Großherzog in Neubrandenburg die Huldigung der Stände entgegennehmen. Zur Feier wurde ein Magistratsball im Hause des Bürgermeisters Brückner vorbereitet. Von der repräsentirenden Bürgerschaft war nur ein Mitglied geladen und gar keine Damen. Darob in Bürgerkreisen lebhafte Entrüstung. Es wird die Veranstaltung eines „Konkurrenzballes" beschlossen, eine Deputation nach Neustrelitz gesandt und der Großherzog eingeladen. Dieser ist sehr erfreut über die treue Anhänglichkeit der Bürger seiner Vorderstadt und verspricht zu erscheinen. Der Bürgerball beginnt um 7, der Honoratiorenball um 8 Uhr. Das großherzogliche Paar kommt in der That erst zum Bürgerball, bleibt dort bis 8½ Uhr und begiebt sich dann zu dem andern Feste. Der Jubel in der Bürgerschaft ist außerordentlich. Reuter benutzte diese Stimmung, indem er sagte:

„Kinnings, nu hürt mal tau! Dit is uns nu prächtig gelungen. Wat meint Ji wohl, wo de Annern sick argern. Aewer nu will ick Jug noch an wat denken helpen — wo de Großherzog nich an dacht hett, de Magistrat nich un nich de Börgerschaft: An de Armen! Dei saelen ok nich ganz leddig gahn." Und indem er seinen Hut zum Sammeln in die Hand nahm, rief er: „So, nu giw Jeder, wat hei kann un mag!"

Im Umsehen waren 300 Thaler beisammen. Am nächsten Tage wurden dafür Fleisch und andere Naturalien gekauft und an die Armen vertheilt. Nun hatte der „Konkurrenzball der Bürgerschaft" erst recht den Sieg errungen.

* * *

Nach den schönen erfolggekrönten Jahren wurde es unserm Dichter herzlich schwer von Neubrandenburg zu scheiden. Er wußte wohl, daß gerade das Leben in einer kleineren Stadt für sein Schaffen

ersprießlich war. So meinte er später einmal zu Julian Schmidt: „Ich weiß recht wohl, daß es in Berlin und anderswo viele Leute giebt, die durch ihre Ueberlegenheit in Talent und Wissen weit über mir stehen und dadurch einen vortheilhaften Einfluß auf mich ausüben können, und ich lehne deshalb auch Ihren Freundes-Rath keineswegs ab; mein ganzes Leben ist aber nur in ganz engen Verhältnissen aufgewachsen, und ich fürchte, daß mich ein Blick in weite Aussicht mehr verwirren als fördern könnte. . .“ Und ganz besonders schmerzlich war ihm der Abschied vom Vaterlande: „Wo nich platdütsch redt ward,“ sagte er, „holl ick't nich ut!“

Frau Luise Reuter hingegen betrieb die Uebersiedelung nach Eisenach mit aller Entschiedenheit, besonders nachdem im Februar 1863 auch ihr Vater das Zeitliche gesegnet hatte. Sie gab sich der Hoffnung hin, eine andere Umgebung werde mildernd auf das Leiden ihres Mannes einwirken. Diese Erwartung war trügerisch. Eisenach hat grade nach dieser Richtung infolge der zahlreichen Besuche einen verschlimmernden Einfluß gehabt. Und auch die Schaffenslust wurde kaum dadurch gefördert, daß der Dichter dem heimathlichen Boden, der Wurzel seiner Kraft, entrückt war.

Noch in den letzten Tagen vor seiner Abreise kam Reuter zu Frau Dr. Siemerling und sagte: „Ich kann mich nicht von hier losreißen. Sie werden sehen, daß ich bald wiederkomme! Wollen Sie's schriftlich haben, Frau Doktor?“ Und eh' sie noch recht wußte, was er meinte, nahm er das erste beste Blatt Papier und schrieb darauf eine Art persönlicher Obligation:

„Ich Endesunterschriebener
bezeuge hiermit feierlich, meinen Aufenthalt im Auslande nicht über 2 Jahre auszudehnen, um dann meiner Frau Collegin, der Frau Doktorin Siemerling wieder ergebenst meine Verehrung zu Füßen zu legen.

Fritz Reuter.“

Neubrandenburg wollte dem Dichter noch einmal zu erkennen geben, wie sehr es ihn liebte. Man rüstete sich zu einer glänzenden Abschiedsfeier. Voran die Gymnasiasten, mit denen er so oft lustig und herzig geplaudert. „Ick hadd för so'ne Ort en Hart, as ick dat ok hüt noch heww.“ Einige der Primaner hat er später in „Dörchläuchting“ verewigt, so „Korl Wendt,“ jetzt erster Pastor in Neubrandenburg, und Pagel-Zarnewitz — „hei was en Stamerbuck“ und klassischer Virgil-Uebersetzer, ein Sohn des Hofbuchhändlers Barnewitz

in Neustrelitz. Die Schüler bereiteten einen solennen Fackelzug vor. Unser Dichter hatte schon 1855 beim Bürgermeister-Jubiläum Brückners einem großen Fackelzuge beigewohnt — als „Berichterstatter" seines Unterhaltungsblattes. Er beschrieb die Eindrücke damals in Versen, die sonst nicht weiter bekannt geworden sind:

Und in der Gluthen enggeschaartem Drange
Geht Brandenburg, halb muthig, halb erschreckt,
Halb hochbegeistert und halb bange,
Daß ihm das Pech auf seinen Gottfried leckt,
Auf seines Festes letztem Gange.
Ernst mit Bedacht, gepaart selbander,
Zieht es, ein ries'ger Salamander,
Durch Dampf und Rauch und Flammen hin.
„Jh, Bader, lat dat Schwenken sin
Un holl de Fackel bet hendal!
Du fengst mi an, de Deuwel hal!"
„„Herr Nachbor, laten S' doch de Witzen;
De Fackel sihre dal gehollen!
Wi känen noch erleben, dat de ollen
Stargarder kamen mit de Spritzen.
Jhr wie uns dorför wahren, sünd sei hier
Un raupen hier in Bramborg „„Füer!""
So zogen die Bürger der guten Stadt
Zuletzt vor's Haus des Herren Rath,
Woselbst sie wieder Posto faßten.
Hier sangen die Herren Gymnasiasten;
Doch hab ich nicht viel zu hören gekriegt:
Ich wurde herumgeschuppst von der Menge;
Ein wackerer Bürger hielt im Gedränge
Die Fackel mir dicht vors Angesicht
Und hat mir den weißen Hut bepicht —
Sie taugen nicht, die weißen Hüte,
Vor Allem bei Fackelzügen nicht! —
Ein anderer Wackerer hatte die Güte,
Als vor der Fackel ich fuhr zurück,
Durch einen gesunden Stoß in's G'nick
Mich wieder zu stellen in's Gleichgewicht.
Und als nun wieder „vivat!" gerufen,
Da schrie ich mit, doch „Weh!" und „Au!"
Denn eine würdige alte Frau
Trat von des Hauses erhöheten Stufen
Mit Holzpantoffeln mir auf den Fuß
Und traf die Hühneraugen genau.

Das war der Schluß,
Auf Scherz reimt Schmerz, auf Freuden Leiden;
Ich hatte nun genug von Beiden.

Jetzt galt ihm nun selber die Huldigung. Am 19. Juni 1863 ging der Fackelzug in Scene. Es nahmen Theil die Schüler des Gymnasiums und der Realschule, der Liederkranz und der Männerturnverein. Nach 10 Uhr Abends bewegte sich der Zug vom Schützenhause unter den Klängen des Hanne Nüte-Marsches von Schondorf durch die Stadt. Tausende von Menschen umstanden in der Kl. Wollweberstraße das Haus des Pastors Conradi, in welchem der Gefeierte den Fackelzug erwartete. Gegenüber, beim Bürgermeister Brückner, erschien als Zuschauerin die Baronin von Kinsky, eine sehr abenteuerliche Dame, die der Erwähnung werth ist. Geboren als Uhrmachertochter Friederike Hähnel zu Neubrandenburg, hat sie einst als Somnambule den mächtigen Staatskanzler von Hardenberg nicht minder als den Kardinal Fesch, den Stiefbruder Napoleons I., und den Jesuiten-Pater Beckx in ihre geheimnißvollen Netze gezogen; ihr Einfluß erstreckte sich selbst bis zum Stuhle Petri, und auf Gregor XVI., wie auf Pio IX. und Antonelli übte sie eine gewisse Herrschaft aus. Als sie 1863 der Reuter-Feier beiwohnte, war von ihrem einstigen Zauber allerdings keine Spur mehr vorhanden; man sah nur noch eine alte vertrocknete Dame.

Ueber die Abschiedsfeier ist mir von Herrn Dr. Ludwig Brückner, der als primus omnium die Ansprache an den Dichter hielt, ein authentischer Bericht zugekommen. Nach einem stimmungsvollen Gesang nahm der damalige Primaner Brückner das Wort: „Mit schmerzlichem Bedauern haben wir die Kunde vernommen, daß der vaterländische Dichter uns jetzt verlassen will, den wir mit gerechtem Stolz und gehobenem Bewußtsein bisher fast ganz den unsrigen nennen konnten.“ Schlicht und herzlich sagte der Redner, daß Fritz Reuter in Neubrandenburg nicht nur unvergängliche Werke geschaffen, sondern zugleich der Liebling der ganzen Stadt geworden sei. Die Wünsche für die Zukunft kleidete er in ein dreifach donnerndes Hoch auf „unsern geliebten Dichter Fritz Reuter.“

Ein stürmischer Jubel ertönte aus allen Kehlen, bis der gefeierte Dichter heraustrat und mit bewegter Stimme Folgendes erwiderte:

„Meine Herren! Sie haben mir eine Ehre bewiesen, die mich tief ergriffen hat und mir bis ins innerste Herz gedrun-

gen ist. Ich weiß nicht, wie ich Worte finden soll, Ihnen würdig zu danken. Ich bin kein Redner, und bis heute habe ich nichts von Ihrem Vorhaben gewußt, darum erwarten Sie keine wohlgesetzten Redensarten, aber das glauben Sie mir, daß ich bei all dem gewiß Schlimmen, was mich betroffen, die Anerkennung, welche mir und meinen Werken vielleicht unverdientermaßen zu Theil geworden ist, zu schätzen weiß, die ich in den letzten 7 Jahren, welche ich unter Ihnen verlebt, so reichlich empfangen habe. Diese 7 Jahre, ich kann es ganz aufrichtig sagen, sind die glücklichsten meines Lebens gewesen. Jakob hat ja auch 7 Jahre um Rahel geworben und so habe auch ich 7 Jahre um Ihre Gunst und Freundschaft geworben. Und habe ich auch wohl manche Dummheiten begangen — Jakob hat sie auch wohl begangen, — so verzeihen Sie mir das! Ich werde nie die freundliche Vorderstadt Neubrandenburg vergessen mit ihren reinlichen Straßen, mit ihrer schönen Kirche; nie ihren grünen Eichenkranz, den hellblauen Spiegel ihres Sees; ihr Buchenlaub, — niemals werde ich sie vergessen. Auch die Erinnerung an den heutigen Abend werde ich treu bewahren und, wie fern wir uns gerückt sind, ich werde dankbar der Jugend und der Herren gedenken, die mir diese Freude bereitet haben. Ich danke nochmals herzlich."

Durch mündliche Ueberlieferung hat sich noch ein Intermezzo dieser Rede erhalten: Als Reuter den Gedanken aussprach, daß er 7 Jahre um den Eichenkranz Neubrandenburgs geworben habe, wie Jakob um Rahel, packte ihn die Rührung derart, daß er nicht weiter sprechen konnte. Zufällig fiel da sein Blick auf den Stadtdiener Jakob Bendschneider — man kennt das „Polizei-Bendsnider'sche Geslecht" aus Dörchläuchting — Jakob stand stolz da im Lichte der Fackeln, und Reuter, dem aus der tiefen Bewegung urplötzlich wieder der Humor hervorsprudelte, apostrophirte bei dem Gleichniß mit Jakob den alten Bendsnider und fragte ihn laut: „Jakob, is dat nich wohr?" — Und mit seiner „kupfernen Lache" rief jener zurück: „Ja, Herr Reuter, dat is wohr!" —

Nach der Rede trat der Dichter auf die Straße und begrüßte Einzelne aus dem Zuge, zuerst den Sprecher, Herrn Brückner, dem er einen herzhaften Kuß gab.

Nach einem Schlußgesang wurden auf dem Marktplatz unter den Klängen des Gaudeamus die Fackeln zusammengeworfen. Am folgenden Tage überreichte eine Deputation dem Scheidenden ein kost-

bares Album mit den Namen und Bildern seiner Verehrer. Abends um 10 Uhr herrschte wieder lebhafte Bewegung auf den Straßen trotz des herniedergehenden Regens. Bengalische Flammen wurden abgebrannt, der geübteste Postillon schmetterte seine Signale und ein wehmutsvolles Lied — bis endlich unter herzlichen Zurufen der Postwagen den Dichter und seine Gattin entführte. Das war Fritz Reuters Abschied von Neubrandenburg.

XII.

Am Fuße der Wartburg.

Eisenach gab unserm Dichter die Sonnenhöhe des äußeren Ruhmes und einen reichen, köstlichen Lebensabend. Dort, wo mit altersgrauen Zinnen und Mauern die sagenumwobene Wartburg stolz in das Thüringer Land schaut, erblühten Reuter und seiner treuen Gefährtin nach einem sorgenvollen, vielbewegten Leben elf schöne, glückliche, gesegnete Jahre.

Zuerst bewohnte der Dichter in Eisenach die Beletage in einem neuen geschmackvollen Schweizerhause am Predigerplatz. Am Fuß der Wartburg lag es in einem lieblichen Garten auf einer Anhöhe, die einen Blick über die Stadt gewährte. „Der Fußweg zur Wartburg" — schrieb Reuter am 1. November 1863 — führt an meiner Gartenpforte vorüber und giebt mir Gelegenheit, jährlich ca. 30000 Fremde vorüberpilgern zu sehen, von denen ich meinen guten Theil in Empfang nehme; denn es sind seit Johannis bis gestern 93 Personen bei mir gewesen." Die Uebersiedelungskosten waren recht bedeutend, so daß Reuter sich noch hin und wieder an die alten Freunde wandte. In einem Briefe an den Brauer Hahn vom 4. Juli 1863 bemerkte er: „Was kostet die erste Einrichtung an einem fremden Orte, wo man die Wege und Kanäle nicht kennt!" Auch später traten noch hin und wieder leichte finanzielle Stockungen ein, wahrscheinlich infolge der theuren Anlage des Landhauses und während des französischen Krieges, der den Bücherumsatz verringerte. Das war indeß nur vorübergehendes Gewölk, und Reuter konnte scherzend von sich sagen: „Wenn auch kein schuldloser, bin ich nun doch ein schuldenloser Mann geworden."

In dem Schweizerhaus am Predigerplatz schuf der Dichter den 3. Theil der „Stromtid," welcher 1864 erschien. Im Frühjahr unternahm Reuter mit seiner Gattin die Reise nach Konstantinopel; sie war

sehr stürmisch und reich an Strapazen. Über den Verlauf giebt ein Schreiben von Luise Reuter Auskunft, das sich im Museum zu Neubrandenburg befindet; es stammt vom 12. Februar 1875 und lautet:

Verehrter Herr Rath!

So gut ich es vermag, will ich Ihre Fragen beantworten, muß aber gleich vorausschicken, daß die Unternehmer der von uns im Frühjahr 1864 gemachten Reise in den Orient waren: Rath Schweitzer und Dr. Tuwora-Wien und daß die Beförderung der Gesellschaft von Triest per Loyddampfer geschah. Ob die Stangensche Unternehmung nun dieselbe unter anderer Führung, weiß ich nicht, kann also immer nur über die Tuwora'sche Expedition berichten.

1) Ist die Beförderung und Verpflegung eine allen Ansprüchen entsprechende? Unser Loyddampfer war ein sehr schönes Schiff, leider hatte man nur zu viel Passagiere d. h. weiblichen Geschlechts aufgenommen für nur zwei Damenkabinen; diese Überfüllung hatte den Übelstand, daß unmöglich alle sieben Damen Einer Kabine zu gleicher Zeit weder sich entkleiden, noch ankleiden konnten. Freilich hätte man bei günstiger Seefahrt weniger Schiffsmühen gehabt — und — wenn ich zurückdenke — ehrlich gesagt — auch weniger amüsante Rückerinnerungen an eben diese Beschränktheit.

2) Verpflegung war ausgezeichnet, Wiener Küche, und unübertreffliche Bedienung (italienische).

3) Außerordentliche Ausgaben d. h. Nebenkosten waren, nothwendig geboten, durchaus geringe, freilich angenommen, daß sich die Gesellschaft dem Programm fügte; wer auf eigne Hand Dies und Jenes anders wünschte, bezahlte aus seiner Tasche.

4) Alles Sehenswerthe war nach dem damaligen Programm der Gesellschaft unentgeltlich zugänglich; die Zeit des Sehens natürlich festgesetzt, wie es nicht anders sein konnte. Sie genügte auch im Allgemeinen, freilich nicht für Studienmachen, und auch für Personen, die aus Liebhaberei bei diesem oder jenem Gegenstand gern länger verweilt, dagegen lieber Anderes unbeachtet gelassen. Dieser Punkt war meinem Reuter sehr störend. — Ich dagegen kann versichern, daß ich mit größter Befriedigung an die Reise zurückdenke, trotz der nicht ungefährlichen stürmischen Fahrt, und später gern einmal wie-

der auf diese Weise reisen möchte. Im Großen und Ganzen kann ich nur sagen, die Reise bleibt mir unvergeßlich.

Herzlich wünsche ich, verehrter Herr Rath, daß es Ihnen und Ihrer lieben Frau, wie Ihrem Herrn Schwager und Familie wohl gehen möge.

Hochachtungsvoll
Luise Reuter, geb. Kuntze.

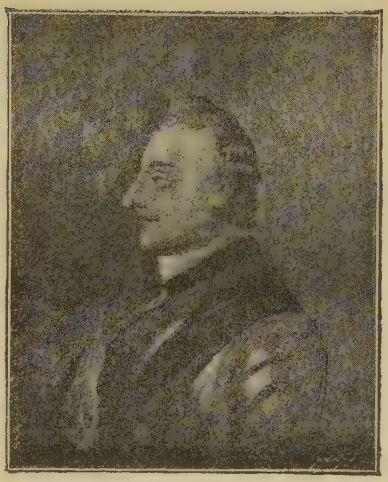
Als der Dichter 1861 seine Reise durch Deutschland machte, unterzeichnete er sich in einem Briefe „Fritz Reuter, voyageur;" nach der „konstantinopolitanischen" Fahrt aber gab er sich mit Vorliebe das Prädikat „πολύτροπος!" Die Reise hatte ihn so angegriffen, daß er in Laubbach bei Koblenz Erholung suchte. Dort schrieb er an „Dörchläuchting," und des Dichters Freund Gisbert von Vincke konnte daher in einer gereimten Epistel sagen:

„ . . . Einst hat aus comprimirter Luft
Münchhausen Steine fabricirt —
Aus Humor hat und Waldesluft
Dörchläuchting sich krystallisirt."

Der Erfolg des Werkes war beispiellos: Die erste Auflage ging 1866 mit 7000 Exemplaren in die Welt, die zweite und dritte mit je 3000 — Alles in einem Vierteljahr! Mit dem innern Werth der Satire war Reuter jedoch nicht ganz zufrieden. Glagau bemerkt in seiner Kritik des Werkes: Auf dem Rathhaussaal in Neubrandenburg ist ein lebensgroßes Bild Adolf Friedrichs IV., das ein feingeschnittenes Antlitz mit noblem Ausdruck zeigt. „Man braucht es nur zu sehen, um zu wissen, daß Fritz Reuter aus diesem Manne eine Karikatur gemacht hat." Ich habe in Dörchläuchtings Palais ein anderes Bild gefunden; es zeigt Adolf Friedrich als eine schwächliche Gestalt mit rothem goldgesticktem Galarock; die Stirn geht auffallend zurück und der Gesichtsausdruck ist direkt blöde. Mit Bezug auf dieses Gemälde könnte man sagen, Reuter habe Dörchläuchting sehr treffend gezeichnet. Ich unterlasse jedoch solche Bemerkung, weil das Äußere und zumal eine bildliche Darstellung das Wesen eines Menschen nicht immer getreu wiederspiegelt.

Von dem Aufenthalt in Laubbach erzählt Prof. Richard Schröder eine hübsche Episode. Der Rechtslehrer hatte den ihm befreundeten Dichter von Bonn aus mit Simrock und Böcking besucht. Mit großer Heiterkeit zeigte Reuter den Herren zwei Visitenkarten, die eben bei

ihm abgegeben waren. Sie stammten von zwei Generalen, von denen der eine Gouverneur und der andere Kommandant von Koblenz war. „Früher," bemerkte er, „mußte ich immer den Festungskommandanten meinen ersten Besuch machen, und jetzt kommen sie zu mir!" —



„Dörchläuchting" Adolf Friedrich IV.
Gemälde aus dem Museum zu Neubrandenburg.

In Eisenach suchte sich Reuter dem Familienverkehr möglichst zu entziehen. Freundliche Beziehungen unterhielt er mit seinem Bankier Severus Ziegler, mit den Appellationsgerichts- und Kirchenrathsfamilien Agricola, Fischer und Stier, mit Prof. Koch und den Schriftstellern Friedrich Friedrich und August Becker.

Hin und wieder besuchte er auch ein Gasthaus oder einen öffentlichen Garten. Alle Namen und Titel sich zu merken, war freilich eine Qual für ihn; aber unser Humorist wußte sich zu helfen: Alle, die wie Schulmeister aussehen — schrieb er 1863 an Boll's — nenne ich schlankweg „Professor," und Alle, die wie Juristen aussehen, nenne ich „Rath," damit bin ich bisher gut ausgekommen; wenn sich ein Paar über Politik zankt, so sind's ein paar Rechtsanwälte, und wenn ein alter Herr still am Tisch sitzt, einen Schnurrbart trägt und viel Bier trinkt, titulire ich ihn Herr Major oder Herr Oberst, je nachdem der Bauch beschaffen ist. Aber für Eines habe ich Gott zu danken, nämlich dafür, daß er mich zum Doktor gemacht hat; ich weiß nicht, wie's mir sonst hier ergangen wäre. —

Der Humor und der herzgewinnende Freimuth des Dichters bezauberte auch in Eisenach alle Welt, vornehmlich aber seine eigenen Gäste, unter ihnen der treue „Kapteihn," Prof. Wachsmuth, Palleske und Hoffmann von Fallersleben. Wenn er seine Freunde einlud, schrieb er öfter: „Kindergeschrei soll Euch den Aufenthalt nicht verleiden." 1864 war sein Besuchsregister bis zum 14. November schon über 150 gestiegen. Seine „Fremdenliste," bemerkte er launig, übertreffe die der Frau Lorenz

vom Fürstenhof um ein Bedeutendes. Für seine Anhänglichkeit an die Heimath aber ist es ein kleines sprechendes Zeugniß, daß jeder arme Mecklenburger in seinem Hause ein Zehrgeld von 50 Pf. erhielt.

Von den Dichtern, mit denen er in Berührung kam, sei neben Gustav Freytag nur Friedrich Rückert hervorgehoben. Er besuchte den alten, ehrwürdigen Herrn in Neuseß bei Koburg.

Reuter war ganz entzückt von dem Aufenthalt in Eisenach; in einem Briefe schrieb er: „Das Leben ist doch schön, o Königin! vorzüglich für einen, der entweder auf der Festung gesessen oder bei Schuster und Schneider auf dem Boden gewohnt hat."

Wohlwollend kam ihm auch der Großherzog von Sachsen-Weimar entgegen. Selbstspöttisch berichtet Reuter 1864 den Neubrandenburger Freunden: „Zum Diner ladet er sich thörichter Weise einen obskuren Schriftsteller ein, der ihm niemals die Aufwartung gemacht hat; beim Diner unterhält er sich ungezwungen mit dem fremden Schriftsteller, fordert ihn freundlich auf, von Konstantinopel ꝛc. zu erzählen, und ist daran Schuld, daß dieser unglückliche Schriftsteller bei jedem Gerichte nachexerciren muß. Nach der Tafel ladet er diesen armen Teufel zu sich auf ein und dasselbe Bärensopha, läßt sich von ihm Läuschen und Riemels erzählen und giebt ihm schließlich die Hand mit den Worten: „Ich hoffe, Sie öfter bei mir zu sehen." Das geschah in der That, und es entspannen sich, gleichwie bei den Vorgängern des Großherzogs, auch hier freundschaftliche Beziehungen zwischen Fürst und Dichter.

Daneben blieb Reuter den alten Bestrebungen getreu: Auch in Eisenach schloß er sich dem Turnverein an und bethätigte sich weiter im Nationalverein: Zur Körnerfeier schrieb er ein Gedicht und sprach für das Denkmal des Freiheitssängers, dessen Sammlung für Eisenach ihm übertragen war. In Leipzig hatte er Auerbach, Waldmüller (Duboc) und von Politikern Schulze-Delitzsch kennen gelernt. Im Herbst 1864 waren die Führer des Nationalvereins bei Reuter zu Gaste: Rudolf von Bennigsen, Schulze-Delitzsch, Miquel, Streit u. A.

Zu Beginn des Krieges 1866 erließ unser Dichter gemeinsam mit dem Buchhändler Quandt einen Aufruf an seine lieben Mecklenburger. Die treuen Landsleute erwiderten seine herzlichen Worte durch reiche Gaben und sandten dem menschenfreundlichen Samariter rund 6500 Thaler und eine Fülle von Lebensmitteln, Leinwand ꝛc. Reuter begrüßte den Sieg der preußischen Waffen als Gewinn für Deutschlands Freiheit und Einigkeit. Ja, der einstige „Demagoge" ward ein Anhänger Bismarks, als er sah, daß dieser „mit unendlicher Mäßigung

die Ernte dieser Siege einheimste und das Recht der Abgeordneten durch die Bitte um Indemnität anerkannte." Aus der Einheit, so hoffte er, werde auch die Freiheit hervorsprießen, und, „wenn wir sie nicht erleben, so kann der Kampf dafür unsern Kindern bleiben."

In jener Zeit, am 5. Oktober 1866, sandte Reuter den Brüdern Boll ein interessantes Schreiben, das schon Gädertz veröffentlicht hat mit Auslassung gewisser „kirchenpolitischer Stacheln." Doch grade in diesen Bemerkungen spiegelt sich die Art, wie Reuter die damaligen Verhältnisse beurtheilte; ich gebe daher jene Stellen des Briefes im Wortlaut nach dem Original, dessen Einsichtnahme ich Frau Dr. Scheven verdanke. Reuter schrieb:

„Ja! ich bin sehr zufrieden; in mir hat sich eine Wandelung vollzogen, eine solche Wandelung, daß ich ein eifriger Bismärcker geworden bin. Nicht die Siege der preußischen Waffen — sie könnten scheußlich mißbraucht werden — sondern das Entgegenkommen gegen die liberale Partei, der Zwang, den er auf den alten König ausübte, der Bruch mit der Junkerpartei, das Zurückschieben des obsoleten Herrenhauses und das Jammergeschrei unserer kleinen mecklenburgischen Dynasten, das sind die wahren signa temporis, die, wohl benutzt, uns weiter bringen können und werden. Mir ist ein ordentlicher Stolz in's Herz gezogen, daß wir Deutsche doch nicht nöthig haben, fürder uns von jedem hergelaufenen Hanswursten von Franzosen und Bulldogg von Engländer auf der Nase tanzen zu lassen. . .

Oh, Ihr kennt sie garnicht, diese scheußlichen Auswüchse des menschlichen Unverstandes, die die sichere Hoffnung aussprechen, über norddeutsches Wesen und Protestantismus zu siegen. Ich hab's hier erfahren, ich habe hier einen münsterländischen Gymnasiallehrer, also noch einen quasi Gebildeten, 8 Wochen als Kranken im Hause gehabt. Da habe ich Meinungen und Ansichten, Hoffnungen und Wünsche aussprechen hören, daß Einem die Haut schauderte ob der Consequenzen, die daraus resultirten, und was Ihr, lieben Freunde, in Zeitungen und Schriften ersehen habt, das ist mir hier in Fleisch und Bein entgegengetreten, und das ist eine andere Sache, das überzeugt einmal! — Der unselige, fromme Katholik ist von uns geschieden, meine Frau sagt: mit Rührung, ich habe nichts davon bemerkt und ich glaube ich habe Recht, denn jetzt nach 5 Wochen hat er keine Silbe der Freundlichkeit und des Dan-

kes gerichtet, und es ist zwischen uns nichts — rein gar nichts Böses vorgekommen, als — wir waren Ketzer. Ein preußischer Garde-Lieutnant, der hier im Hotel mit zerquetschtem Beine lag, den ich ab und an besuchte, — nun, er war ein Garde-Lieutenant — aber er schrieb unter den Drangsalen des Krieges an mich; daraus mache ich den vielleicht übereilten Schluß, nicht die Garde-Lieutenants mit ihrem Anhang sind unsere Feinde, sondern die katholische Partei mit ihrem Anhang von Dummheit und Rohheit wird der Feind des neuen Deutschland sein!" —

Um dieselbe Zeit begann Reuter sein letztes großes Werk: „De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti oder de Reis' nah Konstantinopel." Es reifte nur langsam und erschien 1868. Hier ist der Genius des Dichters schon im Niedergang, und allmählich ließ seine Gestaltungskraft völlig nach. Zudem waren auch die vielen Besuche und die immer mehr sich ausbreitende, immer lästiger werdende Korrespondenz seinem Schaffen ungünstig. Reuters Muse schwieg, obwohl — „Korl Kräplin und Palleskes Emil gefräßig wie Alligatoren die Häupter senkten und die Ohren spitzten."

Inzwischen beschäftigten ihn Werke anderer Art. Aus eigener Kraft, aus dem reichen Erlös seiner herzerquickenden Schriften erbaute er sich ein trautes Dichterheim vor dem Frauenthor am Ausgang des Hellthals in das Marienthal. Dort hatte er 1866 an der Fahrstraße zur Wartburg in prachtvoller Lage ein felsiges Grundstück erworben, dessen Boden erst urbar gemacht werden mußte. Nun ging es mit wahrer Herzenslust an das Entwerfen und Gestalten. Luise hatte mehr den Bau im Sinn, für welchen Prof. Bohnstedt in Gotha die Zeichnung machte. Das stille Glück der Gattin erfüllte den Dichter mit tiefer Freude. „Du kannst Dir wohl denken" — schrieb er 1866 an Grashof — „wie sie jetzt immer baut, sie hat Alles schon fix und fertig bis auf Gardinen und Sopha's; wenn es aber nach ihrem Willen ginge, würde das ganze Haus ein einziger Erker und Alles würde zu Balkonen nach Außen und zu Schmollwinkeln nach Innen eingerichtet. Sie läuft nun alle Tage nach dem Garten und betrachtet sich den todten Erdhaufen, der dort ausgekarrt wird, und pflanzt ihre grünen Hoffnungen darauf."

Reuter selbst lag in erster Reihe die Gestaltung des Gartens am Herzen; es freute ihn, daß er noch so auf die alten Tage als „Strom," als „Oekonomiker" wirtschaften konnte. Die Gartenkultur zumal war von jeher seine Liebhaberei. Die blumenduftigen Terrassen, die rei-

zenden Plantagen, die er jetzt auf wüstem Felsengrunde schuf, gehören auch zu seinen behaglich anmuthenden Werken.

Als er im Frühjahr 1867 die „Wasser-Tortur-Anstalt" Liebenstein aufsuchte, begleitete ihn die „Garten-Litteratur" auch dorthin. Fürsorglich schrieb er damals der wackeren Hausfrau: „. . Nun lebe wohl, mein liebes, gutes Kind, und strenge Dich nicht zu sehr an, lebe Deiner Gesundheit und Deinem Behagen und laß die unglückliche Wuth fahren, Alles an einem Tage zu beschaffen." Es war in der That ein trautes Verhältnis zwischen den Beiden. Weihnachten 1867 schreibt Reuter den Freunden in Siedenbollentin, seine Gattin werde mit jedem Tage gescheuter und klüger; „man sollt's garnicht glauben, wie weit sie in dieser Geistes-Ausbildung schon vorgeschritten ist!" — Und in einem Briefe an Vincke bemerkt er reizend:

> „Du hast wieder einmal eine recht helle Freude in unserm Hause aufleuchten lassen, denn, was sie ist, ist grade nicht eitel, fühlt sich aber doch sehr gekitzelt, von dem liebenswürdigsten Novellisten „dedicirt" zu werden. — Oh! wir haben auch unsern Stolz! Wenn die Frau Kirchenräthin und die Frau Gerichtsräthin und die Frau Appellationsräthin und so weiter kommen, dann gehen wir so ganz verloren an den Bücherschrank und fragen: „um Vergebung, Frau Präsidentin, kennen Sie das Neueste von Freiherrn Gisbert von Vincke?" und dann haben wir grade, wo die Dedikation steht, das Buch ein bischen auseinandergekniffen, damit die Seite doch gleich in die Hand fällt. — Ja, wir sind klug und weise!" —

Mittlerweile schritt der Bau der schmucken Villa rüstig vorwärts, und Ostern 1868 bezogen Reuter und seine treue Luise ihr „Sanssouci," ihr „Sorgenfrei." Auch unser Dichter hatte ja bisher noch „kein Hüsung" besessen. Wie er sich und die Gattin öfter als die „Reuterei" bezeichnete, so nannte er nun die neue Villa scherzend die „Kavallerie-Kaserne." Doch mit einem so nüchternen Bau hatte sie nichts gemein. Ein Kunstkenner, der dort öfter einkehrte, Herman Grimm, erklärte den malerischen Renaissance-Bau für das „getreue Bild einer echt römischen Villa." Und der Großherzog, der als guter Nachbar dem Dichter eine Ecke zu seinem Garten abgetreten hatte, äußerte sich sehr erfreut darüber, daß Reuter ihm eine so schöne Zierde in die Nähe seines zukünftigen Parkes gesetzt habe. Die Kosten des Baues hatten 30 000 Thaler erfordert.

Die Villa, vor welcher ein saftiger Grund mit schimmernden Teichen sich ausbreitet, liegt in heiterer Landschaft am Fuße bewal-

deter Höhen. Vorn eine ansprechende hohe Loggia, von dorischen Säulen getragen. Ueber dem Eingang zum Erdgeschoß aber die Inschrift:

Wenn Einer kümmt un tau mi seggt:
„Ick mak dat allen Minschen recht!"
Denn segg ick: „Leiwe Fründ, mit Gunst,
O lihren S' mi doch des' swere Kunst!"

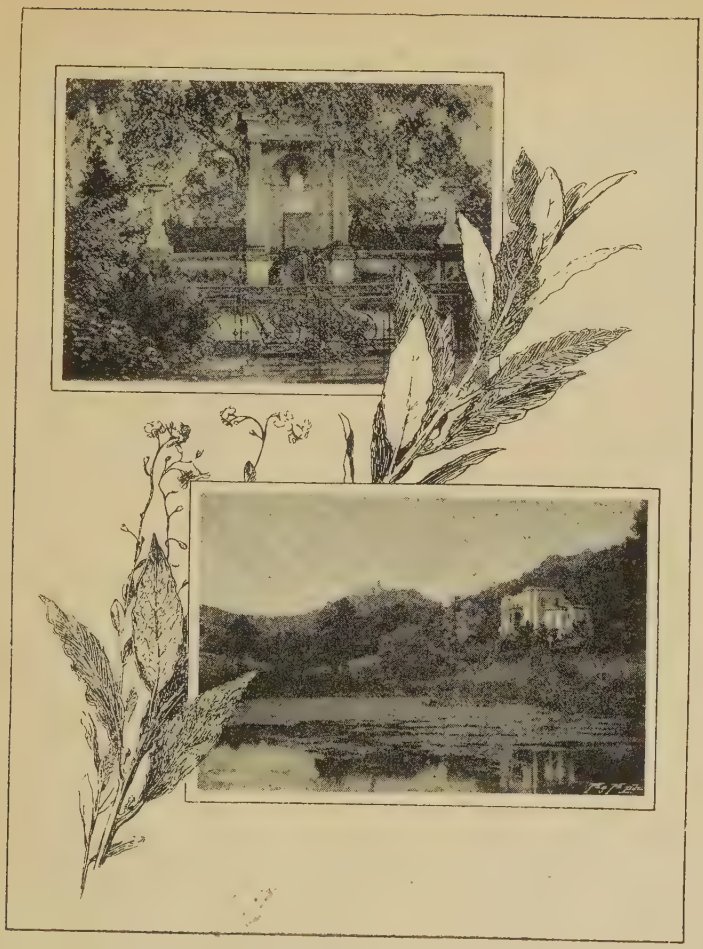
Das Erdgeschoß enthielt die Wirtschaftsräume, das Reich Lowisings. Die Zimmer des Hauptstockwerks gruppirten sich um den Salon. Rechts das vornehme Gemach der Hausfrau mit einem Erker, von dem sich ein Blick auf die Wartburg eröffnet.

Hier stand später auf eichenem Sockel die von Afinger geschaffene Marmorbüste des Dichters; dort erhielt auch einen Platz das Bild des Großherzogs von Sachsen-Weimar, welches der Fürst 1870 aus Versailles „seinem Nachbar im Thale" sandte. Links schloß sich an den Salon das mit grünen Sammetmöbeln ausgestattete Arbeitszimmer des Dichters. Ein Glasspind barg die kleine Büchersammlung. Ueber dem Schreibtisch Bilder von Goethe und den Brüdern Grimm, daneben eine Büste und ein Bild des ersten Reichskanzlers, Fürsten Bismarck. Minderwerthige Portraits des Dichters und seiner Luise von G. von Budkowsky, Stiche nach Meister Knaus, dem Lieblingsmaler unseres Poeten, ein altes Gemälde „Dörchläuchtings," das man Reuter verehrt hatte, und eine Galerie von Pfeifen vervollständigten die Einrichtung des Studienzimmers. Nach dem Garten lag das anheimelnde Speisezimmer, hinter dessen Tafelwerk „so'ne lütte Provat-Spieskammer för den ogenblicklichen Gebruk" sich verbarg — Lowisa ipsa fecit, wie Reuter lächelnd sagte. Die breiten Glasthüren des Speisezimmers führten auf die Hauptterrasse, die in einer Blüthenfülle prächtiger Rosen prangte, und von dort in den herrlichen Garten.

Das obere Stockwerk umfaßte die Schlaf- und Gastzimmer des „Hotel Reuter." Die Besucher waren bald überreich an Zahl, berufene und unberufene. Diese suchte der Dichter auf originelle Weise abzuwehren, indem er an der Hausthür ein kleines Schild anbringen ließ mit der Inschrift:

„Dr. Fritz Reuter,
Vormittags nicht zu sprechen."

Am 3. April 1868 kehrten drei Dichter in dem gastlich-offenen



Des Dichters Grabmal.
Fritz Reuter-Villa in Eisenach.

Hause ein: Gustav zu Putlitz, der „Nachbar" in der Schweriner Schloßgalerie, Eduard Tempelteh und Gisbert von Vincke.

Im Hausbuch erinnern daran die Verse von Putlitz:

„ . . . Wer war's, der damals zur Veste stieg?
Vier Sänger aus deutschen Gauen.
Doch zogen sie nicht in den Sängerkrieg,
Sie schritten in Fried' und Vertrauen.

Und wo das mächtige Lutherwort
Entflammte des Glaubens Kerzen,
Da schlossen sich auf am geheiligten Ort
In Freundschaft die Sängerherzen. . . "

Die innigste Freude bereitete unserm Dichter das von ihm selbst geschaffene Garten-Paradies mit seinen Spalierbäumen, Blumen, Gemüsebeeten und Sträuchern. „Dies kleine Stückchen von Gottes Erde," schrieb er 1871 an Pastor Franz Boll, „ist für mich eine Quelle unendlichen Genusses, vorzüglich wohl, weil ich aus einem wüsten, felsigen Berggarten, der mit einem Dutzend Zwetschenbäumen bepflanzt war, ein nutzbares und anmuthiges Grundstück geschaffen habe. Ich habe das Ganze theils mit Felsenmauern, theils mit Rasenböschungen terrassirt, und darauf stehen jetzt ca. 180 Stück Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume, desgleichen ca. 20 Aprikosen und Pfirsiche und 66 Weinstöcke, Himbeeren und Stachelbeeren, Johannisbeeren, Haselnüsse und Walnüsse nicht gerechnet und dazwischen hochstämmige Rosen und Georginen. . . Als ich den Garten kaufte, fragten mich die Leute, was ich damit wolle, aber ich erinnerte mich des mecklenburgischen Sprichwortes: „Schit un Flit," nun fragen sie nicht mehr."

Der große Krieg von 1870/71 machte unsern Dichter noch einmal zum barmherzigen Samariter und entlockte seiner Leyer die letzten ergreifenden Töne, den Schwanengesang: „Ok 'ne lütte Gaw för Dütschland" und „Großmutting, hei is dod."

Hiermit war Reuters Schaffenskraft erlahmt: „Ich fühle" — schrieb er im Sommer 1871 an Franz Boll — „daß mit den Jahren mir die Frische der Anschauung und Darstellung zu schwinden beginnt, und daher will ich lieber schweigen, als etwas Schlechtes zu Markte bringen. Bin nun auch fast 61 Jahre alt, und was Du von der Reue schreibst, muß ich mit viel dickeren Strichen unterstreichen; ich hätte meine 40er Jahre nicht so verbummeln sollen, dann hätte ich bei Weitem Besseres schaffen können. Nun ist das Alles vorbei und ich danke Gott, daß er mir es vergönnt hat, dies glorreiche Jahr zu erleben. . . "

Gädertz hat, als er den Boll'schen Briefwechsel veröffentlichte, die Bemerkungen des Dichters über die nicht hinlänglich benutzten Jahre weggelassen. Reuters Leben gehört der Geschichte an; ich sehe daher — und die Besitzerin der Briefe, Frau Dr. Scheven, stimmte mir bei — keinen Grund, jene Stelle nicht zu veröffentlichen.

Reuter blieb bis zum Lebensende nicht nur ein warm- und offenherziger, auch ein schlichter und bescheidener Mann — trotz des

Ruhmes, der sein Haupt umstrahlte, trotz der Ehren, mit denen nun auch Fürstenhand den einst so „staatsgefährlichen Demagogen" bedachte. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hatte unserm Dichter schon 1866 die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. Reuter schrieb damals dem Justizrath Schultze, seinem alten Kapteihn:

„Da solltest Du mich einmal sehen, Du kennst Deinen alten Charles gar nicht wieder. Einmal nur im verschwiegenen Kämmerlein habe ich meiner Frau den Genuß verschafft, dekorirt herumzugehen; aber der Glanz! . . . Nun denke Dir dazu, wie ich in Graudenz in dem durchgesessenen Schlafrock mit den aus Eggen geflochtenen Pampuschen herumlatschte, und dann sage, was 'ne Sache ist. —"

1872 erhielt der Dichter vom Bayernkönig Ludwig II. den Maximiliansorden, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist. Er blieb aber nach wie vor der gut bürgerliche Fritz Reuter. Kleinere Größen sind später diesem Vorbilde nicht gefolgt. Unser Poet freute sich herzlich über solche Anerkennungen; niemals haben jedoch die Orden seine Brust bedeckt.

Nun neigte sich mählich das Leben des Dichters zur Rüste. „Das Alter ist über mich gekommen wie der Dieb über Nacht; — indessen, wie Gott will! Mit meinem Gewissen bin ich nicht besonders gut bestellt, aber mein Haus habe ich gut bestellt, so daß meine liebe Frau einmal nach meinem Tode gut darin wohnen kann."

Dieser Gedanke that seinem Herzen wohl, nicht minder die überall ihm zuströmende Liebe des Volkes, die seinen Lebensabend verklärte.

Ostern 1874 hatte sich bei Reuter ein Herzleiden bemerkbar gemacht. In seinem Rollstuhl auf der Terrasse begrüßte er den letzten Frühling. Unter einer schattigen Eiche hatte ihm sein treuer Gärtner Möller eine geschützte Grotte aus dem Felsen gehauen. Hier erfreute die lieblich-heitere Landschaft sein Auge, und wenn die zur Wartburg hinaufsteigenden Gäste ihm freudige Grüße zuriefen, sprach er leise: „Die guten Menschen."

Als man die Grotte herrichtete, wurden zwei starke Wurzeln der Eiche abgeschnitten — der Dichter sagte: „Die Wurzeln sehen mich wie zwei Augen an. Wenn ich hingehe, wird auch die Eiche vergehen." Der Baum spendete dem Kranken seinen Schatten, aber als

man den Theuren zur ewigen Ruhe bettete, entfärbten sich die Blätter der Eiche. . .

Lange wußte der Kranke nicht, wie ernst sein Leiden war; nur aus den Augen des geliebten Weibes las er bisweilen bange Wehmuth. Drei Tage noch vor seinem Tode grüßten ihn auf der Terrasse die blühenden Rosen; dann verließ er nicht mehr das Lager.

In stiller Nacht, als Luise mit ihm allein war, als sie sorgendliebevoll sich zu ihm neigte, fragte er plötzlich. „Lowising, glaubst Du wohl, daß meine Schriften mich überleben werden?" — „Ist das Dein Wunsch, mein Fritz?" versetzte sie, gewaltsam den eigenen Schmerz unterdrückend. „O gewiß!" hauchte er leise, „es wäre doch schön!" —

Der letzte Lebenstag kam — ein Sonntag. Der Kranke fragte die Gattin, wohin er gebracht werden solle nach dem Tode. Als Luise erwiderte, in ihr Zimmer, in welchem sie alle Reliquien aufbewahrte, da ergriff er liebevoll ihre Hand und sagte: „Meine Luising, das wolltest Du thun?"

Träumend schien er noch einmal seine herrlichste Gestalt, den unvergänglichen „Bräsig" vor dem geistigen Auge zu sehen — wie zum letzten Abschied. Leise hörte man die Worte: „Da bin ich Dich über!" — Dann öffnete er die Augen und flüsterte der Gattin zu: „Gedenken, gedenken?" Schluchzend küßte sie seine Hand: „Ja, immer in Liebe und mit Dank!"

Nachmittag, als der Arzt Dr. Wedemann ins Zimmer trat, sprach er: „Ein schwerer, schwerer Kranker!" Immer schwächer, leiser schlug das Herz. Noch einmal entrang es sich von seinen Lippen: „Friede, Friede, Friede!" Dann schlossen sich müde die Augen, und leise hauchte er die letzten Worte: „Luising, lulle mich in Schlaf!"

Bald hielt ihn der ewige Schlummer umfangen.

„. . . Heilig is de Städ,
Wo'n Minschenhart eins breken ded."

Und welch' ein Herz hatte hier ausgerungen! — —

Die Trauerkunde erfuhren die Freunde durch folgende Anzeige:

„Am 12. d. M. Nachmittags 5½ Uhr schied mein geliebter Gatte, Fritz Reuter, nachdem seit Ostern sich ein Herzleiden bei ihm ausgebildet hatte, an einer Herzlähmung.

Eisenach, den 13. Juli 1874.

Luise Reuter,
geb. Kuntze."

Mit Benutzung einer Aufnahme
des Hofphotographen G. Jagemann-Eisenach.

Inzwischen hatte man den Verklärten im Gemach Luises gebettet; ein stiller Tempel aus Cedern, Palmen und Lorbeern umschloß ihn. Die gefalteten Hände trugen eine weiße Lilienblüthe. Auf seinen Zügen aber lag die Weihe des Friedens.

Noch einmal offenbarte sich die wahrhaft herzerhebende Liebe, welche der heimgegangene Dichter allüberall gefunden, als man ihn am Mittwoch den 15. Juli hinaustrug auf den stillen, sonnigen Gottesacker, als man Fritz Reuters sterbliche Hülle der Mutter Erde übergab.

„Die Liebe höret nimmer auf", hatte der alte Freund des Dichters, Generalsuperintendent Petersen der Wittwe als Trostwort zugerufen, und zur Trauerversammlung auf dem Friedhof sprach er: Reuter ist ein Liebling des deutschen Volkes geworden, weil er besaß, was einst Uhland von seinem Fürsten verlangte: Für unser Volk ein Herz!

Nicht in Reih und Glied mit den andern Grabhügeln, sondern in einer beschaulichen Ecke des Eisenacher Friedhofes hat Fritz Reuter seine Ruhestätte gefunden: Ein schönes Dichtergrab, über welches herniederhängende Zweige schirmend sich breiten, während drüben in ferner Höhe die alte Wartburg lichtumflossen emporragt.

Luise hat dem Dichter selbst ein herrliches Denkmal errichten lassen, das in edler italienischer Renaissance gehalten ist. (S. 207). Den Hintergrund bildet die Giebelwand eines griechischen Tempels mit zwei dorischen Säulen. In der Nische steht auf hohem Granitsockel die Büste Fritz Reuters von Afinger, der für das Bildwerk einen besonderen Marmorblock in Italien auswählte. Ueber dem Haupte des Dichters ist ein massiv goldener Lorbeerkranz angebracht, die kostbare Spende des Dresdener Vereins Schurr-Murr. Von der Giebelwand geht auf beiden Seiten im Halbkreise eine aus Sandstein gehauene Bank aus, die von geflügelten Greifen abgeschlossen wird, flankirt von hohen Opferschalen, die unten in Delphinenköpfe auslaufen.

Das flache, blumengeschmückte Grab war, als ich zuletzt es sah, über und über mit Vergißmeinnicht bedeckt. Sonnenstrahlen umspielten es, und leises Flüstern, helles Zwitschern ging durch die Wipfel:

Unf' Herrgott kickt von baben dal:
„Na, singt man tau, man noch ein Mal!"
Un Allens, wat dor lewt un wewt,
Wat mähsam krüppt, wat lustig swewt,
Dat fählt dat an de sel'ge Rauh,
Dat Gottes Sünnenangesicht
Herunne lacht, herunne lücht't.

Eine wunderbare Stimmung war über Grab und Landschaft ausgebreitet — wie sang doch Schmidt-Cabanis:

„ . . . Dann aber kehrt mit Sang und Duft
Zur alten Heimath wieder ein
Und glaubt, um dieses Sängers Gruft
Wird doch ein ew'ger Frühling sein."

*

Luise Reuter behielt nach dem Tode des Dichters ihren Wohnsitz zu Eisenach und lebte hier in stiller Zurückgezogenheit nur dem Andenken des ihrem Herzen entrissenen Gatten. Zuletzt war im Winter meist Wiesbaden ihr Aufenthalt; sie verkehrte dort im Hause Bodenstedt's, dessen Tochter Mathilde ihr Liebling war. Im Sommer 1894

ist Luise, fast 74 Jahre alt, ihrem Fritz in die Ewigkeit gefolgt; sie ruht in derselben Grabstätte zu seinen Füßen.

Die edle Frau hat einst unserm Dichter wacker und treu, mit Hingebung und Liebe zur Seite gestanden in guten wie in trüben Tagen. Ihr Andenken wird darum nie verlöschen:

„Sie hat im Leben Liebe gesäet,
Sie soll im Tode Liebe ernten."

*

Nach dem Testament der Wittwe ist das hinterlassene Vermögen, sowie auch der Ertrag der Werke Reuters ihren zahlreichen Verwandten, der Familie Kuntze zugefallen. Die Schwester des Dichters, Frau Sophie Reuter, erhielt ein ihr von dem Bruder bestimmtes Legat, welches erst nach Luise's Tode zur Auszahlung kommen sollte. Mit einem Vermächtniß wurde auch Frl. Mathilde Bodenstedt bedacht.

Schon Reuters Wunsch war es gewesen, daß später der Ertrag seiner Villa der Schiller-Stiftung zufiele. In diesem Sinne hat die Wittwe Haus und Garten letztwillig jener Stiftung hinterlassen. Die Villa sollte bedürftigen Schriftstellern ein Heim gewähren; diese Bestimmung hat sich jedoch als unausführbar erwiesen. Das Grundstück hat jetzt die Stadt Eisenach für 30000 Mk. erworben, und es besteht der Plan, ein Richard Wagner-Museum dort einzurichten, während einige Räume, namentlich das Arbeitszimmer, die Reuter-Reliquien aufnehmen sollen.

Der pathetische Tonmeister und der schlichte plattdeutsche Volksdichter — es liegt ein gewisser Humor in dieser Vereinigung! Einst schrieb Reuter an den Bildhauer Afinger: Es fehlt nur noch ein Jünger der heiligen Cäcilia, dann wäre das vierblätterige Kleeblatt fertig, und da habe ich denn so gedacht, ob wir uns nicht den „Willa Walhall-Weiha Laweih Wagner" einladen wollten . . .

Die Stadt Eisenach hat das Dichterheim am „Reuterweg" mit einer Marmortafel geschmückt; man liest dort in goldener Schrift:

Dr. Fritz Reuter
verbrachte in diesem von ihm erbauten Hause
seinen Lebensabend 1868—74.

* * *

Reuter-Denkmäler.

Fritz Reuter-Denkmal in Neubrandenburg.

Die Freunde der heiteren Muse des Dichters haben diesseit und jenseit des Oceans das Andenken ihres Lieblings durch eine Zahl von Standbildern geweiht. Amerika ist darin freilich dem Vaterlande weitaus vorangegangen.

In der Musenstadt Jena haben die plattdeutschen Vereine Fritz Reuter 1888 eine Denkmals-Büste errichtet.

Das erste große Monument auf heimischem Boden ist 1893 zu Neubrandenburg enthüllt worden. Es erhebt sich unweit vom Bahnhof auf einem schönen freigelegten Platz. Der Dichter blickt hier auf den vorüberfluthenden Verkehr der Hauptstraße; knorrige alte Eichen spenden ihm ihren Schatten. Der länglich schmale Sockel mit hervorspringendem Rundtheil ist aus großflockigem, schwedischem Granit gehauen und trägt die einfache Inschrift: „Fritz Reuter". Die sitzende Figur ist in Bronze gegossen, ebenso der Feldblumen- und Aehrenkranz, der, von einer Palme durchzogen, am Sockel wie eine stille Huldigung zu des Dichters Füßen liegt. Reuter selbst ist lebensvoll in ungezwungener Haltung verkörpert. Wie er so dasitzt auf dem vom Mantel fast verdeckten Polsterstuhl, ein Buch in der Linken, in der Rechten den Schreibstift, da scheint es, als habe er eins seiner naturfrischen, kecken Läuschen im Sinn, und in den Zügen leuchtet etwas von des Dichters sinnigem Gemüth und sonnigem Humor. Das Denkmal ist ein Meisterwerk des Berliner Bildhauers Martin Wolff.

Amerika besitzt schon fünf Reuter-Standbilder. Das letzte und wohl auch das schönste ward am 14. Mai 1893 im Humboldt-Hain

zu Chicago enthüllt. Mitten in freundlich anmuthenden Parkanlagen steht des Dichters Gestalt dort auf hochragend schlankem, hellschimmerndem Sockel, der auf drei Stufen sich aufbaut und oben die eingemeißelten Worte „Fritz Reuter" enthält. Vier Reliefs schmücken das Denkmal. Vorn eine Tafel mit der Inschrift:

„Wenn Einer deiht, wat hei deiht,
Dann kann hei nich mihr
Dauhn as hei deiht.
In warmer Verehrung
dem ächten Deutschen Volksdichter
gewidmet von den
Deutschen Chicagos
1893."

Leider haben die Herren Amerikaner das Motto aus dem 2. Theil der „Läuschen" etwas verballhornisirt. Die drei anderen Reliefs stellen Bilder aus Reuters Werken dar: Den Abschied Hanne Nütes vom Pastor, die Scene mit Onkel Bräsig und den Zwillingen, endlich den ergreifenden Abschied, die Flucht Johanns in Kein Hüsung.

Der Dichter steht entblößten Hauptes da, die rechte Hand auf der Brust, die linke mit einem Buch auf den Stumpf einer Eiche gestützt. Das Monument ist von F. Engelsmann modellirt. Figur und Reliefs wurden zu Nürnberg in Bronze gegossen.

Fritz Reuter-Denkmal in Chicago.

So hat Fritz Reuter nun seine Denkmäler, zu denen im Laufe der Zeit wohl noch neue hinzukommen werden. Das schönste Denkmal hat er sich selbst errichtet im Herzen des Volkes.

XII.

Eine Selbstbiographie des Dichters und eine Charakteristik durch Gustav Freytag.

Das Dasein einer kleinen Selbstbiographie des großen plattdeutschen Dichters haben wir Gustav Freytag zu verdanken. Dieser hatte 1860 als Redakteur der Grenzboten durch Vermittelung des Buchhändlers Hinstorff unsern Fritz Reuter um Material für dessen Biographie ersuchen lassen. Mit der Herstellung des Manuskriptes wurde der damalige Berliner Doktor Richard Schröder betraut. Ein Sohn des Justizraths in Treptow, zählte er einst als Knabe zum Schülerkreise Reuters; jetzt ist er Ordinarius für deutsches Recht in der Musenstadt am Neckar. Was ihm unser Dichter damals an Material zugehen ließ, hat er 1895 in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern veröffentlicht. Diese selbstbiographischen Mittheilungen würden an dieser Stelle nur Bekanntes wiederholen. Von Interesse aber ist das Begleitschreiben, in welchem Reuter sich über seine dichterische Entwickelung äußert:

„Dies

Mein lieber Richard

würde meine äußere Lebensgeschichte in nuce sein. Du kannst nun weglassen und zusetzen, wie's Dir gefällt. Soll ich aber noch hinzufügen, welchen besonderen Umständen ich meine etwaige poetische Ader zu verdanken zu haben glaube, so bin ich der Meinung, daß meine Mutter in der ersten Jugendzeit hierauf den größten Einfluß geübt hat, daß später die Festungszeit durch die fortwährenden Phantasiespiele, die man in Ermangelung unterhaltender Wirklichkeit heraufzubeschwören gezwungen ist, der Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen förderlich gewesen ist, und daß sie mich befähigt hat, den Menschen kennen zu lernen. Im regen Verkehre mit vielen Menschen mag man die Menschen besser exploriren; ist man aber Jahre lang auf einen Umgang angewiesen, glaube ich, lernt man

den Menschen besser kennen. Meine landwirthschaftliche Carrière, meine in einer kleinen ackerbautreibenden Stadt hingebrachte Jugendzeit, sowie auch der stete Verkehr mit plattdeutsch redenden Landsleuten auf Universität und Festung hat sicherlich mir meine Richtung als plattdeutscher Dichter vorgeschrieben; meine Liebe zu dem Volke, wie's nun einmal ist, auch das Glück, welches ich mit meinen ersten Versuchen hatte, haben das Ihre dazu gethan.

Sei nun so freundlich und mache aus diesem Material, was Dir gefällt, packe es zusammen und schicke es direct an die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar. Ich will es nicht selbst sehen, sondern an seinen Früchten will ich es erkennen. Du sollst ganz freie Hand haben. — Kannst Du es bald, so würdest Du mich sehr verbinden.

Mit treuer Freundschaft

Dein

Fritz Reuter.

Bollentin den . . ten Febr. 1861."

Richard Schröder hat das ihm gegebene Material mit kleinen redaktionellen Aenderungen und einigen Zusätzen in dem biographischen Aufsatz benutzt, welcher 1861 in den „grünen Blättern" erschien. Von den Zusätzen scheint mir einer werthvoll zu sein:

„Reuter ist kein gelehrter Mann, aber von reicher und umfassender Bildung. Sein wechselvolles Leben hat ihm Gelegenheit gegeben, Vieles zu beobachten und sich ein selbständiges Urtheil zu formen. Dadurch wird auch seine Unterhaltung in hohem Grade anziehend. Wie in seinen Schriften, zeigt er auch im Verkehr mit Anderen einen reichen Humor. Freilich in der ersten Begegnung erweist wohl auch er seine norddeutsche Natur durch zurückhaltende Schweigsamkeit, für die aber, welche er einmal liebgewonnen, ist er ein treuer zuverlässiger Freund. In der Politik ist er den liberalen Ideen seiner Jünglingsjahre treu geblieben, und was er damals vergeblich erträumte, erstrebt er jetzt als Mitglied des Nationalvereins mit männlichem Ernst."

*

Im Deutschen Nationalverein war Fritz Reuter ein Genosse Gustav Freytag's, dem er auch als realistischer, auf heimischem Boden wurzelnder Dichter nahe steht. Persönlich sind sie beide oft mit einander in Berührung gekommen. Das Verhältniß wurde noch

in der Neubrandenburger Zeit angeknüpft, vermuthlich infolge der warmherzigen Besprechung, die Reuters Schaffen in den Grenzboten erfuhr. Ob unser Dichter den Verfasser der „Journalisten" 1861 bei seinem Besuche in Leipzig kennen lernte, habe ich mit Sicherheit nicht ermitteln können. Ende 1862 waren sie jedenfalls schon bekannt mit einander. Das geht aus einem Schreiben vom 1. November 1862 hervor. Andere Briefe Reuters an seinen Freund sind nicht mehr vorhanden. Nach einer Mittheilung der Wittwe Gustav Freytags an den Verfasser lautet das Schreiben vom 1. November 1862:

„Hochverehrtester Herr und Freund,

In der Heimath endlich angekommen, sende ich Ihnen mit meinen herzlichsten Grüßen das versprochene Buch und bitte Sie, sich meiner nicht blos beim Lesen desselben, sondern auch ferner freundschaftlich erinnern zu wollen.

Mit besonderer Werthschätzung

Ihr

Fritz Reuter."

Lebhafter wurden die Beziehungen der beiden Dichter, als Reuter nach Eisenach übersiedelte. Im Oktober 1863 reisten sie gemeinsam nach Leipzig zur Versammlung des Nationalvereins. Und aus einem Briefe geht hervor, daß unser Dichter mit seiner Gemahlin auch in Siebleben zu Besuch bei seinem Kollegen in Apolline erschien. Als Reuter aus diesem Leben schied, eilte Gustav Freytag nach Eisenach, um von dem Freunde den letzten Abschied zu nehmen. Er sah noch einmal in das verklärte, von Blumen und Kränzen umgebene Antlitz. Dann aber widmete er dem Entschlafenen einen herrlichen Nachruf in der Zeitschrift „Im neuen Reich" — die schönste Würdigung, die feinste Charakterzeichnung, welche unserem großen plattdeutschen Dichter je zu Theil geworden ist.

Gustav Freytag schrieb:

„In Fritz Reuter hat die Nation wieder einen von den stillen Führern verloren, welche in der engen Zeit vor 1848 zu Männern wurden, welche in hartem Kampf mit widerwärtigen Verhältnissen ihre Kraft festigten und zu Lieblingen und Vertrauten des Volkes wurden, während Hader und Krieg um die politische Umgestaltung des Vaterlandes tobte. . .

Er lebte unter uns als ein guter hochsinniger Mann, redlich, opferbereit, wahrhaft, von einer seltenen Reinheit des Gemüthes. Nicht Alle, welche mit fröhlichem Lachen seine Bücher lesen, wissen auch,

daß er zugleich in allen großen Dingen von gereiftem und sicherem Urtheil war, ein warmherziger, aber auch ein besonnener und scharfsichtiger Patriot; von einer guten Natur, welche den Instinkt für das Wahre und das Herz auf dem rechten Fleck hatte, aber auch mit einem vielbewanderten und durch Studien und Denken reichgebildeten Geiste.

Auch als Dichter schuf er nicht wie ein Sorgloser, der nur lustigen Einfällen folgt, die wie ein nicht zu erschöpfender Born aus seiner Seele quollen. Er war Künstler im höchsten Sinne des Wortes. . .

Freilich war er einer von den Glücklichen, bei denen der Leser gern die Kunst über dem strotzenden Reichthum der Naturkraft vergißt. Fast zahllos sind die Charaktere aus dem Volke, die er dargestellt, und jeder mit einer Fülle von originalen Zügen ausgestattet, ganz unbegrenzt erscheint sein Reichthum an ernsten und komischen Situationen. Ihm war die schönste Gottesgabe verliehen, der Humor. Ein echt deutscher Humor, in welchem über der launigen Darstellung menschlicher Beschränkung und Verkehrtheit überall die herzliche Liebe zu den Menschen fühlbar wird. . .

Dem echten Dichter wird ein Glück zu Theil, mit dem sonst nur wenige Sterbliche begnadigt sind, er lebt als Individualität auch nach dem Tode in seinem Volke fort, bildend, erhebend und neues Leben schaffend. Der beste Theil seiner Seele und die Summe seiner Erdenarbeit dauern unverändert in seinen Werken. Und wieder sehr wenigen Dichtern unserer Nation ist eine so wirksame Unsterblichkeit beschieden, als grade ihm. . .

Den kleineren Kreisen des Volkslebens, wo die Tage mit harter und ernster Arbeit erfüllt sind, und die Strahlen der Kunst das Dasein sonst nur spärlich verschönern, hat dieser Dichter die Familie, das Hauswesen, die Arbeit verklärt wie kein anderer. Hunderttausende haben durch ihn das Bewußtsein erhalten, wie tüchtig und brav ihre Existenz ist, wie viel Wärme, Liebe und Poesie auch in ihrem mühevollen Leben zu Tage kommt. Sie alle sind durch ihn freier, reicher und glücklicher geworden. Und dieses edle Amt eines Vertrauten und Lehrers, der durch herzgewinnendes Lachen stärker und besser macht, wird Fritz Reuter unter uns verwalten, so lange die Klänge der niederdeutschen Sprache dauern, so lange unser Volksthum etwas von der Kindlichkeit, von der treuherzigen Einfalt und Herzensgüte bewahrt, welche in den Gebilden des Dichters jetzt mit unwiderstehlichem Reiz auf den Leser wirken."

XIII.

Der hochdeutsche Vorläufer von „Ut mine Festungstid."

Nichts beleuchtet heller das edle, versöhnliche Gemüth Fritz Reuters, als die Thatsache, daß er selbst die auf der Festung ihm zugefügten Leiden und Qualen verwinden und als echter Humorist die Bilder jener düsteren Zeit durch heitere Stimmungen, durch Scherz und Laune mildern konnte. Freilich — so schrieb er einmal — „wo ich wirklich den Humor recht hätte spielen lassen können, in Däms, da mußte ich ihn aus Rücksicht auf die Ueberlebenden unterdrücken."

Den ersten Ansporn zum Niederschreiben jener Erinnerungen gab Hoffmann von Fallersleben. Es war 1844 zu Scharpzow, einem Dorfe bei Güstrow, als dieser Freiheitssänger unserem Reuter in dessen Stromzeit begegnete. Hoffmann berichtet selbst darüber: „Den zweiten Abend fand sich Fritz Reuter ein. Er erzählte uns stundenlang von seinem siebenjährigen Leben auf der Festung so lebendig, so humoristisch, daß wir uns gar nicht satt hören konnten. Ich bat ihn mehrmals dringend, Alles aufzuzeichnen und gerade so, wie er eben erzählt hatte. Ich versprach mir den größten Erfolg davon."

Erst elf Jahre später veröffentlichte Reuter in seinem Unterhaltungsblatt den hochdeutschen Vorläufer der „Festungstid" unter dem Titel: „Eine heitere Episode aus trauriger Zeit." Sie erschien vom 24. Juni bis zum 14. Oktober 1855 in 16 Abschnitten. Das plattdeutsche Werk „Ut mine Festungstid" kam erst 1862 heraus.

Es ist ja kein Zweifel, daß die plattdeutsche Dichtung ungleich höher steht als ihr hochdeutscher Vorläufer. Während jene überall leicht, natürlich, ungekünstelt dahinfließt, ist die „heitere Episode" stellenweise etwas schwerfällig, aber doch auch ihrerseits reich an behaglichem Humor und an köstlichen Schilderungen. Man wird dem hochdeutschen Vorläufer um so mehr ein Interesse entgegenbringen, als die Vorgänge hier vielfach anders dargestellt sind.

Die Geschichte im Unterhaltungsblatt umfaßt nur die Episode in Graudenz, welche allerdings auch in der „Festungstid" den breitesten Raum einnimmt.

In der Einleitung bemerkt Reuter: „ . . Unser ganzes Glück wurzelte in gegenseitigen Liebeserweisungen; der rauhen Hand des Schicksals, welches in Gestalt von Gendarmen, Wachtposten, Kerkermeistern, Kommandanturen, Eisengittern und Festungskasematten auftrat, hatten wir nichts entgegenzusetzen, als eine hülfreiche Freundschaft, welche die Fesseln des Andern trug, während sie selbst mit Mühe und unter Schmerzen die eigenen dahinschleppte."

Die Episode beginnt, nach der 48stündigen Extrapostfahrt von Berlin, mit dem gefahrvollen Uebergang über die Weichsel. Die beiden „grauen Schicksalsexekutoren", alias Gendarmen, werden hier mit ihren wirklichen Namen eingeführt: Rehse und Winkler. In der „Festungstid" ist Kopernikus der drollige Mäusezüchter, in der „heiteren Episode" der „Kapitain": „Aus den sieben Stockwerken seines grauen Mantelkragens schob sich vorsichtig das verwegenste und vorlauteste Glied des menschlichen Körpers vor, die Nase, und bot dem heranstürmenden Unwetter eine scharfe Spitze oder Promontorium, unter dessen Schutze ein blonder Schnurrbart sein spitzzulaufendes lateinisches Segel ausbreitete. Unter dem Arme trug er ein Glashaus, und nicht glaube ich, daß Paxton mit mehr Liebe das Werk seines Genius angeblickt hat, als mein Freund seinen Krystallpalast en miniature, welcher der Wohlfahrt und der Vermehrung eines wohlorganisirten Gemeindewesens von weißen Mäusen gewidmet war."

Sich selbst hat hier der Dichter „dat Vagelburken" beigegeben, das in der Festungstid der Kapteihn als Kleinod behütet: „Darauf kam ich, als Genius des Frühlings, gekleidet in die leuchtenden Blumen eines wunderschönen Schlafrocks, als Attribute des erwachenden Lebens in der Natur zwei Vogelbauer mit Kanarienvögeln tragend . . . Trotz der Gefühlsabstumpfung, mit der eine schon 5 Jahre erduldete Haft uns gesegnet hatte, . . . blickten wir doch mit Neugierde auf den Schauplatz unseres passiven Verhältnisses und suchten zu ermessen, ob wir wohl in einem gepolsterten Lehnstuhl oder auf Hechelzinken zu sitzen kämen; denn sitzen mußten wir; so war's im Rathe der Götter und im Rathe des Kammergerichts zu Berlin beschlossen."

Bald sprach die weiße Perücke des Kommandanten General-Majors von Toll beruhigend zu Reuters Herzen: „Laß das man gut sind! Der untermirhabende General-Major is keiner von die" — Perücken fallen nie aus der Rolle, sie sprechen immer falsch —

„die es Vergnügen macht, Leute auf'n Kopp zu treten, die schon in't Unglück sind." Bartels wird geschildert als ein alter Unteroffizier, grämlich langweiligen Angesichts; „er zeigte uns an, daß er der Mann sei, der die ruhigen Bewohner der Festung vor dem Miasma unserer demokratischen Gesinnungen schützen solle, . . und daß wir nur auf seine eigene interessante Unterhaltung angewiesen wären."

Auch in der „heiteren Episode" spendet der General den Ankömmlingen ein Abendbrod. Dieses Eierbier nebst Bratkartoffeln ist also wohl „historisch". Reuter schreibt: „Aus den gelben Fluthen eines wohlschmeckenden Eierbiers tauchten allerlei Hoffnungen auf bessere Tage auf, freundliche Genien mit fettglänzenden braunen Gesichtern lachten uns aus den Bratkartoffeln entgegen, und als Unteroffizier Bartels für diese Nacht definitiv die Thür schloß und die Eisenstange davor legte, überhörten wir fast den schrill in's Herz des Gefangenen einschneidenden Ton, unsere Troglodytenwohnung kam uns wie ein Palast vor, und in der Nacht träumte ich: Se. Majestät Friedrich Wilhelm III. habe mich zur Tafel befohlen, mein Freund, der Kapitain, tanze mit der ältesten Prinzessin, habe dadurch entfernte Anwartschaft auf den Thron, und der Kommandant unserer vorigen Festung müsse auf dem Esel reiten."

In der „Heiteren Episode" fehlt die Figur des Schr . . , des „philosophischen Kopfes."

Von der sog. Freistunde auf dem Festungshofe entwirft der Dichter folgendes Bild: „Freistunde! Ein königlich preußischer Unteroffizier zeigt zwei Leuten an, daß sie Freistunde haben! — Ich wollte, ich gäbe mein Blatt mit Illustrationen heraus, diese Scene würde ein gutes Bild geben. — Freistunde! Eine Stunde, in welcher man frei sein, sich frei fühlen soll und dann einen Unteroffizier als Klotz am Bein, den man mit sich schleppt, um in jedem Augenblicke durch die Worte: „meine Herrns, das ist verboten; meine Herrns, das dürfen Sie nicht; meine Herrns, das muß ich melden" an die Lage eines Maikäfers erinnert zu werden, den die Kinder an einem Faden in der Luft brummen lassen."

Der chevalereske „Kapitain," der „etwas Entzündliches in seinem Blute" hatte, wird entflammt, als auf dem „Spazierweg" sein „grauer romantischer Apparat" mit der schwarzen Mantille einer schlanken jungen Dame in freundschaftliche Berührung kommt. Vor lauter Schwärmen und Liebesgedanken richtet er beim Kaffeekochen ein arges Malheur an:

„Ein abgetragenes Cerevisköppel umschloß gleich einem Diadem seine glänzende Stirn; ein rothkarrirter Schlafrock umfloß seine jugendlichen Glieder, und das durchgesessene Hintertheil desselben wallte talarartig in anmuthvollen Fetzen hinter ihm her. So stand er da als Hoherpriester der Kaffeegöttin und suchte sie durch die reine Opferflamme des Spiritus zu versöhnen. Mit einem Mal — Klack! — „Ach, Du lieber Gott!" schrie der Kapitain. Ich sprang auf: „„Was ist geschehen?"" „Ich habe vergessen, Wasser in die Maschine zu gießen, und nun ist der Boden ausgeschmolzen."

Als dann in der Freistunde der Kapitain von der Linde aus zum Fenster der Geliebten hinaufstarrt und Bartels dieses auffallende Benehmen melden will, erklärte Reuter dem Unteroffizier: sein Freund habe gestern etwas sehr Werthvolles verloren, und die junge Dame habe sich gebückt, um es aufzuheben. „Wenn die't gefunden haben, denn kriegen Sie't wieder," war die Antwort, „dat sünd anständige Menschen, dat sünd die Frau und die Tochter von'n Proviantamtsexistenten Schönborn. Aber was war's denn eigentlich?" — „Es war ein rothes Herz, aus welchem helle Flammen herausschlugen." Als nun des Fräuleins kleine, allerliebste Schwester flink wie ein Reh auf dem Weg von der Schule vorbeihüpft, redet sie Bartels an: „Sagen Sie mich mal, Jdachechen, hat Ihre Schwester was gefunden?" . . . „Aurelia? Nein! Was sollte die wohl gefunden haben?" — „Ein Herz, ein rothes Herz mit 'ner Flamme. Gehen Sie doch mal hin un fragen Sie ihr. Ein von die Herrns — nee! der nich — der andere, der mit den grauen Mantel, der da an die kleine Linde steht, hat's verloren." In der Kasematte erinnert Reuter den Verliebten an den Zustand seines Schlafrockes: dem gehe es auch noch, wie der unglücklichen Kaffeemaschine, ihm falle der Boden aus. Ein paar Nadelstiche wären am Platze. Der Freund überhört diese „ökonomische Bemerkung" und meint: Dieser Bartels ist doch ein schrecklich dummer Kerl. — „Ja, Gott sei Dank!" erwidert Reuter, „. . wäre er nicht so dumm, so wüßte ich nicht, was ich weiß."

Hier folgt nun eine köstliche Episode, die ich im Wortlaut wiedergebe:

„Was weißt Du, Charles?*) Was weißt Du? Weißt Du etwas von der jungen Dame?" fuhr mein Freund auf mich los. „„Nun, ja,"" sagte ich, „„so etwas. Auf der Wagschale der Liebe mag's freilich nicht sehr ins' Gewicht fallen, aber . . . "" „Charles, ich

*) Reuters Spitzname.

beschwöre Dich, was weißt Du?" Ich konnte dem Kitzel nicht widerstehen, dem alten Jungen die eingezogenen Nachrichten tropfenweis einzugeben. Wie ein Arzt dem Kranken in einer bedenklichen Krise den heilenden Trank theelöffelweise einflößt und ihn, die Wirkung zu erspähen, fortwährend an den Puls faßt, so tropfte ich ihm, während ich den Pulsschlag seiner Liebe erforschte, folgende Dosis ein:

Rp.
Stupiditatis Bartelsianae gr. III
dulcificat:
Jocositatis Idae Schönborn Unc. II.

M. d. 5. Alle 2 Minuten einen Theelöffel voll zu nehmen, bis Wirkung erfolgt.

Fritz Reuter.

Erster Theelöffel: „Lieber Kapitain, Deine Liebste hat wenigstens noch zwei Schwestern."

Erste Wirkung: „„Ja, sie ist ein Engel! Zwei Schwestern! Ich wollte, sie hätte ein Dutzend, sie alle würden meinem Herzen gleich nahe stehen.""

(Erhöheter Puls; das Auge des Kranken leuchtet in wohlwollendem Glanze).

Zweiter Theelöffel: „Der Vater Deines Engels ist Proviantamtsassistent; er ist es, der uns mit vorliegendem Kommisbrod versieht."

Zweite Wirkung: „„Proviantamtsassistent! Gott segne ihn! Einer der Honorationen auf hiesiger Festung! Aber was gilt mir das? Wäre sie die Niedrigstgeborene, sie würde stets Königin sein in meinem Herzen. — Also er ist es, der uns das Kommisbrod liefert? Der brave Mann! Das Kommisbrod hier ist ausgezeichnet.""

(Der Kranke sieht mit freundlichen Blicken das große auf dem Tische liegende Kommisbrod an, woraus ich schließe, daß der Appetit sich bei ihm einstellt).

Dritter Theelöffel: „Ich weiß auch, wo sie wohnt. Du hast heute morgen von der kleinen Linde aus, ohne es zu ahnen, die Kasematte des Proviantamtsassistenten Schönborn fortwährend angestarrt."

Dritte Wirkung: „„Charles! bester Freund! Clauren hat Recht: „Der Zug des Schicksals ist des Herzens Stimme!" Nein,

umgekehrt: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!“ Es war mir so innerlich zu Muthe, unsichtbar zogen Fäden sich, und mit geheimnißvollem Weben wob Ahnungsdrang aus glühenden Liebesblicken ein unzerreißbar feuerfarb'nes Band, das meines Schicksals rauhe Herbigkeit auf ew'ge Zeiten fest verknüpfte mit jenem schönen Born der Liebe.“““

(Der Kranke befindet sich augenscheinlich in höchst aufgeregtem Zustande; um diesen zu erhöhen und dadurch eine heilsame Krise herbeizuführen, gab ich ihm den)

Vierten Theelöffel: „Nun rathe doch mal, welchen Vornamen sie führt! Sie heißt?“

(Der Kapitain räth auf Seraphine und bleibt endlich hartnäckig dabei, sie müsse entweder Seraphine oder Angelika heißen.)

„Nein, sie heißt — heißt — Au . . . . .“

(Der Kapitain stürzt auf mich los und schreit: sie heißt Auguste! Oh, du gerechtes Schicksal! Eine Auguste habe ich schon einmal geliebt!“)

„Nein! Lecke den Theelöffel rein aus! Sie heißt: Aurelia.“

Vierte Wirkung: „„„Aurelia! Aurelia! — Ich Dummkopf! Das nicht zu rathen! Aurum, das Gold, aura, das Lüftchen, der Zephir! Goldkind, Zephire auf Deutsch!““““

(Der Kranke fällt in einem schrecklichen Paroxismus mir um den Hals: „Charles, Du Engel! Nein, Du Satan! Warum hast du mir das Alles tropfenweise zugemessen? Warum hast Du mich so gequält? — Aurelia!“ Allmählich sinkt der Anfall in das Stadium stillen Phantasirens zurück und löst sich endlich in die sanftrauschenden Wogen süßer Melancholie auf, auf deren tiefen dunklen Fluthen der Name Aurelia schwimmt, ein abgerissenes Blatt voll grüner Hoffnung.)

Der Kapitain macht nun als ausgezeichneter Kalligraph zarte liebenswürdige Schnörkel und Guirlanden. Er hieß Albert, sein Engel Aurelia. „An der Wand, an dem Thürpfosten, im Fensterschweiß, auf jedem Stückchen Papier las man jetzt A. A. und immer wieder A. A. Endlich brachte er das Schönste zu Stande, was er jemals in dieser Kunst geleistet hatte: ein wunderschönes, leichtbeschwingtes, ätherisches A erhob sich siegreich auf lichten Wolken von kalligraphischen Zügen, und unten rechts kniete ein anderes A in demüthiger Stellung auf einer von Dorn und Disteln geschlungenen Arabeske; mitten durch dasselbe fuhr ein mit scharfem Widerhaken ver-

sehener Pfeil, der an dem Bande eines ernstfreundlichen Zuges mit Leichtigkeit von dem schwebenden A hätte hinaufgezogen werden können, wenn es Lust dazu gehabt hätte."

Dann legte der Kapitain seinen schönsten Staat an: eine graue Hallenser Soldatenhose, eine halbseidene Weste mit blauen Streifen, einen blauen Ball-Schniepel mit einst blanken Knöpfen und dazu Vatermörder, die seit Weihnachten nicht getragen waren und sich daher „wieder weiß gelegen" hatten. Unser Reuter aber versenkte sich, während der Kapitain nachdenklich vor dem „Mäusepalais" stand, in Höpfners Kommentar, der sich schwer auf seine Augen legte und ihn in selige Träume entführte. Auch diese prächtige, phantasiereiche Schilderung fehlt in der späteren „Festungstid":

„Mir war es, als hätte Bartels grade zur Freistunde aufgeschlossen. Ich stand noch unter dem massiven Schwibbogen des Thors; ich sah die Schildwache, wie sie mich neugierig und zurückhaltend anblickte, als ich mich auf die Schulter geklopft fühlte und einen alten, in Grau gekleideten Mann mit schweinsledernem Angesicht und einem Zopfe von anerkennungswerther Länge erblickte. . .

„Junger Freund", fragte der Inhaber dieses Gesichts, „kennen Sie mich?"

„„In dem Augenblick wüßte ich nicht. — Mir ist so — aber wenn ich sagen sollte, ich kenne Sie, dann . . . ."

„Schad't auch nicht! Ich bin der Professor juris X. Y. Höpfner, der im Jahre 1800 und z. zu Göttingen gestorben ist, habe mich Ihrer wegen Ihrer voraussichtlichen Bedeutung in der juristischen Welt angenommen und heute durch Vermittelung des Thierquälervereins von der weißen Perücke des Kommandanten T. die Erlaubniß erlangt, Sie statt Bartels in die Freistunde zu führen."

„„Sehr gütig von Ihnen, Herr Professor,"" sagte ich und wollte in die bekannte Lindenallee einbiegen. „Ei, ei!" sagte freundlich der alte Herr, „wohin denken Sie? Freistunden in logischer, philosophischer und ergo juristischer Bedeutung sind freie Stunden im Freien. Nein, wir gehen jetzt links." Und damit führte er mich durch Ravelins und Lünetten und grüne Mamelons und Malakowthürme in's Freie, in ein reizendes Thal, von Bächen durchschlungen, die wie lichtblaue Bänder grünende Hügel, duftende Haine und leuchtende Blüthenbäume zu einem frischen Strauße zusammenbanden und in der Ferne zu Seen sich breiteten, in welchen der Himmel mit glänzenden Wolkengebirgen sich spiegelte, und die Erde mit dunkeln Gebirgswolken.

„Ach, wie schön", rief ich aus und warf mich jubelnd in's Gras.

„„Mein Bester, mein Bester!"" sagte Professor Höpfner, „„wer wollte wohl noch in Ihren Jahren sich dem Gefühl der Ueberraschung so hingeben! Stehen Sie doch gefälligst auf! Nil admirari! Dies ist noch gar nichts, es kommt noch fünfmal anders."" Und er führte mich weiter zu einer prachtvollen Perspektive, die mit dem Anblick eines glänzenden Palastes schloß, der durchsichtig wie Krystall in den Strahlen von tausend Sonnen glänzte und funkelte.

Der alte Professor ging grade auf den Palast los, als hätte er ein Recht dazu, und hieß mich dreist durch die klaren Wände in's Innere blicken. Da saß in dem reichsten Gemache des Königshauses der Kapitain in weißen Hemdärmeln mit lilienreinen Vatermördern und glänzenden Sommerbeinkleidern von englischem Leder auf einem Glaskanape von neuester Erfindung und geschmackvollster Form und neben ihm im weißen Gewande Aurelia Schönborn, beide ein rothes Herz mit goldenen Flammen in der Hand, tief in gegenseitigem Anschauen versunken.

„Kinder", rief der alte Professor, „Kinder, hier ist er, hier ist der Charles!"

Der Kapitain erhob sich und trat an der Hand Aureliens hinaus auf einen prachtvollen Söller von rubinrothem Glase und lächelte freundlich und winkte gnädig auf das verdutzte dumme Gesicht hernieder, mit dem ich meine alte Mütze vom Kopfe riß und sagte: „Laß das gut sein, Charles, Wir kennen Dich noch sehr gut und haben Dich nicht vergessen, auch wollen wir Dein Glück machen, trotzdem daß Du mit Deinem verdammten Schnarchen des Nachmittags Uns Höchstselbst oft auf höchstselbstsüchtige Weise Unsere für das Wohl Unseres Staats so höchstnöthige Ruhe geraubt hast. — Wir sind jetzt Mausepринz, und zwar Erbprinz, von der weißen, zahmen Linie, da mit Seiner Majestät, Unserm Allergnädigsten Herrn Onkel, der neben Dir steht, die graue wilde Linie ausstirbt."

Ich sah mich erschrocken nach dem mich begleitenden königlichen Incognito um und bemerkte deutlich, wie das saubere schlanke Zöpflein sachte vom Hinterhaupte hinunterrutschte und fünf Spannen tiefer Wurzel faßte.

„Wir haben Dich kommen lassen, Charles, als kundigen Rechtsbeistand, um die spätere Erbfolge festzustellen und Zeuge zu sein von dem gegenseitigen Herzensaustausch zwischen Uns und Unserer zukünftigen Gemahlin." Eben wollte der Mausepринz zur Ausführung dieser Feierlichkeit schreiten, als Professor Höpfner auf allen Vieren

mir am Gesichte vorüberhuschte, sich auf den rubinrothen Söller schwang und ausrief: „Was weiß der Narr von Erbrecht, er ist ja erst beim Faustpfand! und Dir albernem Kronprätendenten sei hiemit gesagt, ich bin nicht unbeerbt. Für einen Andern ist mein Reich und dies Herz", schrie er und riß der starr und willenlos dastehenden Aurelia das Flammenherz aus der Hand, stürzte mit höhnischem Lachen von dem rothen Söller hinab, wieder an mir vorbei und schlug mich mit seinem ci-devant-Zopfe zweimal um den Bart, so daß ich davon erwachte. Der letzte Theil meines Traums war der Wirklichkeit näher verwandt, als ich in meiner Unschuld vermuthete; freilich war's nicht Professor Höpfner mit seinem nach unten hin degradirten Zopfe, auch kein Zweig der grauen wilden Linie, der sich meinen Bart zum Schauplatz seiner Thaten ausersehen hatte, sondern eine appanagirte Mauseprinzessin von der zahmen, weißen Linie hatte sich mit mir beschäftigt, saß drei Zoll von meinem Angesichte auf einer schönen Rose meines Schlafrocks, wie Schneewittchen in dem Blumenkorbe der freundlichen Zwerge, und gab sich alle mögliche Mühe, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dies sollte ihr denn auch bald gelingen. Ich fuhr empor und rieb mir die Augen: da saß der Kapitain und betrachtete in Alles um sich her vergessender Beschaulichkeit sein kalligraphisches Kunstblatt, die Pforten des Mäusepalastes waren weit geöffnet, eine Auswanderung in Masse hatte stattgefunden; wie die Nachkommen von Sem, Ham und Japhet vom Babylonischen Thurm aus, hatten sich die Nachkommen der weißen Linie vom Krystallpalast aus, so weit sich das Gewölbe der Kasematte dehnte, über den Boden unserer Welt verbreitet und waren schon fleißig dabei, hier und dort gedeihliche Tochterkolonien zu gründen, zu welchem Zwecke sich die appanagirte Mauseprinzessin mit ihrem etwaigen Anhang mein Bett ausersehen haben mochte — jedenfalls kein so dummer Einfall von ihr. „Königliche Hoheit!" rief ich entsetzt aus. „Was machen Sie mit Ihrem liebwerthesten Wohlnehmen für dumme Streiche! — Kapitain!" setzte ich, mich vollständig besinnend, hinzu, „plagt Dich der Teufel, daß Du die Mäuse herauslässt?" „„Charles!"" sagte der Kapitain und lächelte freundlich vor sich hin, „„haft Du in Dir jenen tiefbeseligenden Wunsch nie gefühlt, allen Wesen wohlzuthun? Nun gut! Denke Dir, ich hätte unsern Mäusen einmal Freistunde gegeben."" — „Ei was! Ich denke, Du hast Deinen Narren Zucker gegeben! Den Mäusen Freistunde! Dann hättest Du ihnen auch einen Bartels mitgeben sollen, der sie wieder einsperrt. — Na, dies ist eine schöne Bescheerung! Mein ganzes Bett

sitzt voll und Deines nicht minder. — Nun können wir die Hälfte unseres Staatseinkommens in Nadel und Zwirn anlegen und wie ein paar verwunschene Schneider vom Morgen bis zum Abend sitzen und gegen Mäusefraß operiren." — „„Charles, diese liebloſe Betrachtung . . . ."" „Ist ganz an rechtem Ort. Nun thu mir den Gefallen und wirf den ganzen romantischen Apparat von Liebessehnsucht und Mäusewohlwollen in die Ecke und nimm Deinen einen Stiefel und lege ihn hier hinter den Koffer und paß auf, wenn eine Bestie in den Stiefelschacht schlüpft, ich werde die Jagd machen."

Die „Mäusejagd" wird in der „Heiteren Episode" anders geschildert wie in der „Festungstid": „„Hurrah, Kapitain! Aufgepaßt, Kapitain! Das ist die kleine Blonde! — Hurrah! nun kommen die drei Lebensüberdrüssigen!"" — „Hierher! Charles, hierher! Hier kommt der alte dicke General von H.! Wenn wir die Kanaille doch erst hätten! — Da ist richtig der alte Esel!" Plötzlich — wir hatten in unserer Jagdlust das Aufschließen der Thür überhört — trat Bartels in das Treibjagen: „Ein alter Esel? Wen meinen Sie mit das Wort? Wer ist Ihr alter Esel!" — „Dieser hier, Herr Bartels," sagte ich und hielt ihm den alten feisten General von H., wie wir das wohlgenährteste Exemplar unseres Etablissements getauft hatten, vor die Augen. „Diesen alten Nichtsnutz von Ausreißer meinen wir. Unsere Mäuse sind uns ausgebrochen, und wir fangen sie wieder ein." — „„So? also den meinen Sie? — So? — Na, das is mich ganz Partie egal, und melden meld' ich's doch, daß Sie die Festung mit Ungeziefer besetzt haben, und der Posten unterm Fenster hat's dem Unteroffizier gemeldet, daß Sie Hurrah haben geschrien, und der Unteroffizier hats dem du jour gemeldet, daß Sie auf's Frisch Rebelljon haben gemacht, und was der nu melden meldt, das weiß ich nich.""

Bartels wird jedoch von unserm „Charles douze" beschwichtigt. Der Unteroffizier hat sich ein paar Kniehosen machen lassen, die er gern los werden möchte, und Reuter verspricht, daß ein noch erwarteter Kamerad, der „Erzbischof," ihm die „Dinger" abnehmen werde. Bartels erkundigt sich aber noch vorsichtig, ob der Herr Erzbischof auch reich sei. „Versteht sich," erwidert Reuter. „Soviel ich weiß, hat er ein Vermögen, welches jetzt beim Kammergericht in Berlin sicher belegt ist, hat Anwartschaft auf eine laufende Rente aus der Kasse des Flüchtlingskomité in der Schweiz, hat bedeutende Kapitalien in den Verschönerungsverein für junge Leute angelegt, die doch endlich auch einmal anfangen müssen, auf ihn etwas abzuwerfen, und bezieht

eine Pfründe von 5 Silbergroschen täglich von Sr. Majestät dem König."

Unterdessen ging der Kapitain seinen „schönen und hohen Empfindungen" nach, vernachlässigte das „Hauswesen" und bürdete unserm Charles die ganze Last auf: „Ich that Magdsdienste. Ich fegte die Kasematte, ich machte die Betten, ich kochte die blaue Milch in dem schwarzgebratenen Topf, ich fütterte die Reste der Mäusekolonie, ich schälte Kartoffeln, ja, ich stoppelte dem Undankbaren die Reste seines abschiednehmenden Schlafrocks, so gut dies mit meinen mathematischen Kenntnissen anging, zusammen. Den Dank, Dame, begehr ich nicht!"

In diese Eintönigkeit des Daseins fiel die Ankunft der neuen Kameraden, des „Kopernikus" und des „Erzbischofs" in seines Leibes behaglicher Fülle. „Mit welcher Lust hob ich den kleinen sternguckerischen Kopernikus in die Höhe, mit welcher Andacht küßte ich Se. Eminenz, den Erzbischof." In der Kasematte wurden Magdeburger Erinnerungen ausgetauscht: „Ist es hier besser, als in den verdammten Löchern zu Pp., wo sie uns chikanirt, gequält und gemartert haben? Denkt Euch blos einmal, da sitzt der Erzbischof und ich grade und essen das schauderhafte Gericht, welches in Pp. unter dem Namen „Kartoffelstürze" passirt, als die Klappe in der Thür aufgeschlossen wird und das alberne Gesicht des Majors von B. hineinsieht, das gleich darauf einem andern sehr vornehmen Gesicht Platz macht, welches neugierig umherschaut und endlich mit den Worten: „also dies sind zwei von den Demagogen?" sich aus der Klappe zurückzieht. „„Zu Befehlen, Excellenz, dies sind zwei derselben."" — „Sie essen jetzt wohl grade?" (Mich wunderte, daß der vornehme Herr nicht fragte: „Sie werden wohl grade gefüttert?") „Was essen sie?" — „„Herr Inspektor," fragte der zweite Kommandant Major v. B., „was essen diese Staatsverbrecher?"" — „Kartoffelstürze zu Befehl," war die Antwort des Inspektors. — „Also Kartoffelstürze? So, so? Kartoffelstürze," sagte die Excellenz. „Ist doch wohl ein gesundes Essen?" — „„Sehr, Excellenz, sehr!"" versicherte der zweite Kommandant. — „Mir ist gesagt worden, die Gesundheit der jugendlichen Verbrecher soll in dem Gefängnisse hier leiden." — „Leiden? Excellenz fünf Jahre! Da stellt sich denn so Allerlei ein. Krank sind eigentlich alle, wenigstens haben alle bis auf einen, der vor einigen Tagen versetzt ist, graues Haar bekommen." — „„So? graues Haar?" sagte der zweite Kommandant. „Herr Inspektor, das hätten Sie doch melden müssen."" — „Zu Befehl, Herr

Major, aber mit den grauen Haaren kommt das so allmählich, daß man den wirklichen Anfang des Grauwerdens schlecht bestimmen kann." — „Ich möchte mich doch einmal mit meinen eigenen Augen von den grauen Haaren überzeugen," sagte die Excellenz. — „„Zu Befehl,"" antwortete der zweite Kommandant. „„Heda! Sie da! politischer Verbrecher! kommen Sie hier mal her, Excellenz wünschen sich von der Graue — Gräue — Graulichkeit — Gräulichkeit Ihrer Haare zu überzeugen.""

„Und das thatet Ihr?" rief ich dazwischen. „Ei bewahre!" versicherte der Erzbischof. „Kopernikus drehte der Gesellschaft den Rücken zu und ich aß Kartoffelstürze." — „Aber unsern Kopf hat man sich doch besehn," sagte Kopernikus.

„Charles douze" dachte nun an Bartels' Kniehosen und machte den Handel mit dem „Erzbischof" perfekt, dessen fröhliches Embonpoint unter den Entbehrungen dahinschwand, welche er sich auferlegen mußte, um die Ausgabe zu erschwingen. Wie Simson mit dem Haar seine Stärke, so hatte nun Bartels mit den Kniehosen die strenge Diensteifrigkeit verloren. Des Lebens Freuden aber sind vergänglich. Wie in der „Festungstid", so geht auch hier der kleine Kopernikus in das sentimentale Lager des Kapitain über und entbrennt in Liebe zu Aurelia Schönborn, „dieser blauäugigen, goldlockigen Circe."

Reuter drückte ihm Schillers „Braut von Messina" in die Hand und sagte warnend: „Kopernikus, ich bitte Dich, lies das! Lies das Buch recht mit Nachdenken. . . " Mehr durfte er nicht sagen, er hatte dem Kapitain heilig versprochen, nichts zu verrathen. Endlich merkte dieser das Unheil selber. „Charles, rief er und warf das Cerviskäppel gegen den Wasserkrug, „Charles, ich bin betrogen, betrogen um das Glück meines Lebens, von meinem besten Freunde aufs Schändlichste betrogen!" — In der „Festungstid" vergehen vier schwere Tage, ehe der Kapitain sich zu seiner großmüthigen Entsagung hindurchringt. Hier führt der verzweifelte innere Kampf schneller zum selbstverleugnenden Entschluß. Es war beim gemeinsamen Kartoffelschälen, als der Unglückliche plötzlich mit einem Seufzer ausrief: „Charles, ich entsage!" — „„Nein, Kapitain,"" sagte ich, „„thue das nicht, das Kartoffelschälen wird Dich auf andere Gedanken bringen, entsage nicht dieser heilsamen Beschäftigung."" — „Kartoffelschälen!?" rief der Kapitain. „Wer denkt an Kartoffelschälen? Du hörst ja, ich entsage Aurelia Schönborn." — „„So?"" fragte ich und mag in diesem Augenblick ein überaus dummes Gesicht gemacht haben. „„Bist Du denn schon mit ihr einig gewesen? Ich

meine, Du hast sie nur von der Linde aus ein Bischen angesehen.'''' — „Angesehen? Das nennst Du ansehen?

Wenn aus dem Blick die ganze Seele quillt,
Wenn Pfeil auf Pfeil in's wunde Herz Dich trifft
Und mit der Liebe süßem Nattergift
Verzehrend Dir die Adern füllt,

das nennst Du ansehen? Doch was rede ich so zu Dir, komm! Du sollst Zeuge sein bei dem, was ich vorhabe." So herausgerissen aus der tiefsten Prosa des Kartoffelschälens, folgte ich dem Kapitain in die Kasematte des kleinen Kopernikus, wo die erhebendste Poesie ihre glänzenden Fittige ausbreiten sollte. Der Kapitain wenigstens hatte es gut genug im Sinne; er war eine elektrische Batterie, von unten bis oben voll geladen mit poetischen Gefühlen der erhabensten Art, und mußte bei jeder Berührung Funken geben. Was helfen aber die Funken, wenn es an Zunder fehlt, sie aufzufangen? Der kleine Kopernikus war wie nasses Stroh."

Er verleugnet hier — im Gegensatz zur „Festungstid" — seine Liebe, obwohl ihm „Charles" das gegen den Kapitain begangene Unrecht vorwirft, der doch eine „Prioritäts-Aktie" auf Aureliens Herz gehabt habe. Trotz dieses Leugnens blieb der „Entsagende" bei seinem Entschluß. „Die Dryade der kleinen Linde sah ihn nur von Weitem, wie er in der Stellung des Marius auf den Trümmern von Karthago auf dem Kugelhaufen herumsaß und wie der alte Fritz nach der verlorenen Schlacht bei Hochkirch Figuren in den Sand zeichnete. . . Der kleine Nachfolger aber feuerte jetzt ganze Ladungen verzehrender kongreviſcher Raketen ab, und das mit einer Sicherheit, die ihres endlichen Erfolges gewiß zu sein schien." Der Kapitain suchte Heilung in einer „stillen Häuslichkeit," er besorgte die Küche und die Ausbesserung der Kleidungsstücke, so daß Reuter viel Zeit zum Malen behielt. Der Dichter erzählt nun in der „heiteren Episode" die Geschichte des Transparentbildes zur Hochzeit von Aureliens ältester Schwester.

Die Sache geht hier einfacher vor sich, und es fehlt die drollige Ausstaffirung seitens der Kameraden und die Selbstironie, mit der Reuter in der „Festungstid" sein Auftreten im Hause der Frau „Proviantamtsexistentin" ausputzt: Aurelia aber und ihre Mutter scheinen die ganze Malerei des „Transponenten" eingeleitet zu haben, um dabei von unserm Künstler allerhand Auskünfte über „lütt Kopernikus" zu erhalten. „Ich berichtete, daß mein Genosse ein sehr eifriger

beharrlicher Mensch sei, wobei Aurelia unwillkürlich nickte, daß er ein Vermögen habe, wobei die Mutter nickte, daß er mündig und, da er elternlos, Herr seiner Handlungen sei, wobei beide nickten, daß er aber laut Urtheil des Kammergerichts und trotz oberstrichterlicher Abänderung durch den König noch 25 Jahre sitzen müsse, wobei Aurelia sehr tief aufseufzte und die Mutter sich in Ausrufungen erging, die nichts weniger als für Bartels Ohren passend waren und, an die rechte Glocke gehangen, der guten Frau ebenfalls 25 Jahre hätten einbringen können.

Den Kopernikus ärgert „Charles," indem er ihm allerhand von dem herzlichen Empfang aufbindet, und wie ihn die holde Aurelia gebeten habe bald wiederzukommen. In der „Festungstid" giebt das herbe Urtheil des Kopernikus über die „Harmonie der Farben" in Reuters Gemälde Anlaß zu einem Konflikt, und es ist dort von einem drohenden Pistolenduell in dunkler Küche die Rede; die Gegner schließen jedoch wieder Freundschaft bei dem schönen süffigen „Kardinal," den Aureliens Mutter dem Maler des „Transponenten" durch „lütt Iding" übersandte.

Ganz anders in der „Heiteren Episode." Hier entbrennt der Streit, als unser „Charles" Aurelien auf der „Promenade" anredete und Kopernikus dies für unanständig erklärte. „Jedenfalls eine einfältige Ansicht," replicirte jener kurz und ging. Am andern Morgen übermittelt der Erzbischof eine Forderung an „Charles" auf 24 Gänge krumme Säbel! Der „Löwenritter", Sekundant des Kopernikus, hoffte durch eine „Unteroffiziersfrau von der reitenden Artillerie" Waffen zu bekommen; von einem Pistolenduell war er abgekommen, weil es dabei wohl knallen würde. Der Kapitain erklärte die ganze Paukgeschichte für lächerliche Kindereien und wurde dafür vom Kartellträger, dem Erzbischof, ebenfalls auf 24 Gänge krumme Säbel gefordert. Für ihn konnte die Sache, „wenn er sie bei seiner Phantasie richtig auf Zinsen legte, noch ein sehr romantisches Interesse abwerfen." Reuter aber hatte in Jena, wo Stoßkomment galt, nie so ein „Ungeheuer von krummem Säbel" in der Hand gehabt:

„Der Kapitain gab mir im Laufe des Tages und des darauf folgenden Morgens nun noch in der Geschwindigkeit einige Privatstunden auf krumme Säbel, in welchen meine Phantasie mehr angestrengt wurde, als meine Armmuskeln. Denn er verlangte, daß ich in jedem mir in die Hand gedrückten Stab oder Stiefelknecht einen krummen Säbel erblicken sollte, er fügte diesen praktischen Uebungen eine Menge der intelligentesten Rathschläge für Hieb und Parade hinzu,

deren Nutzen für den vorliegenden konkreten Fall er am Schlusse stets durch die Bemerkung aufhob: „Für Dich, Charles, als Naturalisten, ist es aber am Besten, Du schlägst blindlings darauf los, und von Parade kann bei Dir gar keine Rede sein."

Als ich darauf die etwas kleinlaute Antwort gab: „„Dann wird auch wohl von Nase und Ohren ferner bei mir nicht viel die Rede sein,"" tröstete er mich mit den Worten: „„Ja, vorkommen kann so etwas, aber es ist selten; die meisten, ja fast alle Hiebe fallen flach, und das größte Unglück, was über Dich kommen kann, ist, daß Du braun und blau geprügelt wirst, was denn mit der Zeit wieder abzieht."" — „Schöne Aussichten das!" dachte ich bei mir und verfiel in mitleidige Betrachtung meines Fleisches, während der Kapitain sich schon für den bevorstehenden Kampf mit alten Halstüchern und Binden zu Bandagen rüstete, als der Löwenritter in's Zimmer trat und mit betrübter Miene uns anzeigte, aus der Paukerei könne nichts werden. Denkt Euch, nun, da Alles in Richtigkeit ist, nun wird der Kopernikus krank, nun kriegt der grade seine dumme Gelbsucht wieder!"

Der Kapitain macht Kopernikus eine Krankenvisite; Charles hätte sich gern angeschlossen, das aber verbot der „Komment". Die kleine Linde stand jetzt verlassen da; in seinem gelben Zustande mochte der Liebende Aurelien nicht vor die Augen kommen; guckte er früher nach ihrem Fenster, so sah er jetzt in Schmied Grunwald's Theertonne als duftenden Gesundbrunnen. Bartels, der in seinem Diensteifer Anfangs mit in die heilkräftige Tonne blickte, begleitete den Patienten allmählich nur bis zum Hof und ging zuletzt garnicht mehr mit. Kopernikus hatte schon längst wieder seine „natürliche Färbung" angenommen, erklärte aber dem Unteroffizier, daß er noch vier Wochen lang zur Nachkur die Tonne von außen betrachten müsse. Das Wesen dieser Nachkur erkannte Reuter, als er einst die holde Aurelia hinzukommen sah, als er wahrnahm, wie Kopernikus „seine vorwitzige Nase, damit sie bei der bevorstehenden Operation nicht hinderlich sei, in einen Winkel von 45 Grad richtete, seinen Mund auf ihre Lippen heftete und davon wie ein Bienlein an einer Lilie sog." Aurelia aber bemerkte den Störenfried und lief rasch davon. Kopernikus „revocirte" seine Forderung gegen Charles, und dieser wird nun, wie in der „Festungstid", der Vertraute seiner Liebe; er ermöglicht — hier nicht durch einen „Schinken", sondern durch vorgeschütztes Zahnweh — dem heimlich Verlobten den Kirchgang, bei dem Aurelia ihm mittheilen sollte, ob ihre Liebe die Einwilligung der Eltern finden würde. Kopernikus war bei der Andacht dem Raum und der Zeit derart

entrückt, daß er an diesem gesegneten Morgen nicht wußte, ob er in der katholischen oder evangelischen Kirche sich befand, und ob die junge Dame ihm schrägüber Aurelia, eine Vision oder die Erscheinung eines wirklichen Engels war. Auf dem Rückweg hielt Reuter den Unteroffizier Bartels durch geschicktes Manövriren dem Liebespaare fern. Kopernikus war überglücklich: Die Eltern hatten ihre Zustimmung gegeben. Hier schreibt Reuter: „Die Leser erlassen es mir gewiß, die Seligkeit des kleinen Menschen zu schildern, und es ist auch besser so: für den jüngern Theil derselben könnten daraus Tantalusqualen erwachsen, für den älteren Bedauern, daß das Alles schon so lange her ist und für manche von diesen auch Reue, daß sie ihre guten Tage nicht besser genützt haben; meine etwaigen Leserinnen erlassen mir die Schilderung, weil sie sich sehr wohl erinnern, wie oft sie dergleichen Zustände hervorgerufen haben, oder es doch könnten, wenn sie nur wollten."

Als Kopernikus in gehobener Stimmung zurückkehrte, wunderte sich der „Erzbischof" über alle Maßen, daß Jemand gleich nach einer Zahnoperation so heiter sein könne. Auf einen Wunsch des Bräutigams theilte Reuter das glückliche Ereigniß den Freunden mit. Der „Erzbischof" sprach mit segnender Hand einige inhaltschwere Worte. „Der Löwenritter ergriff mit seiner Rechten die Hand des Beglückten — nur einen Druck — mit der andern schlug er dem Kleinen auf die Schulter — nur einen Schlag — aber beide so voll biederem Ausdruck deutscher Gemüthlichkeit, daß dem Kopernikus die Rührung in die Augen stieg . . . Und nun mein alter Kapitain! Hier sah er nun die bitteren Thränen seines großartigen Entsagungsaktes in Rosengluth und Myrthengrün aufgehen und als Brautkranz die Stirne des glücklichen Paares umkränzen, er fiel mir um den Hals und küßte mich so lange, bis er den Kopernikus bekommen konnte, der sich noch in den Händen des Löwenritters befand, stammelte dann noch einige Worte von „Aurelie glücklich machen" und trommelte, von uns abgewendet, um seine Rührung zu verbergen, den Dessauer Marsch an die Fensterscheiben, und zwar mit solchem brautväterlichem Ernst und Eifer, daß die Schildwache ans Fenster kam und fragte, was drinnen los sei, und ob sie den Unteroffizier von der Wache rufen solle.

. . Dieses Intermezzo erinnerte uns, daß das Kopernikanische Sonnensystem von bräutlicher Lust, wenn auch auf gegenseitige Attraktion begründet, doch noch manchen planetarischen Störungen von Seiten der Kommandantur ausgesetzt sein könne und daß nur die minutiöseste Berechnung aller störenden Einflüsse die richtige Bahn

angeben könnte, auf welcher die Liebe ihren Kreislauf vollendet. Es wurde also Kriegsrath gehalten."

Der Löwenritter meinte, das bloße Ansehen hielte auf die Länge kein Pferd aus, der Kopernikus müsse dann noch 25 Jahre an der Linde stehen. Ein Anderer empfahl eine Bestechung von Bartels durch Abkaufen einer weiteren Hose, bis schließlich Reuters Vorschlag durchdrang, der Bräutigam solle dem General rundweg seine Verlobung anzeigen und um die Erlaubniß einkommen, seine Braut besuchen zu dürfen.

In der „Festungstid" wird die Schwierigkeit gleich durch Aureliens Eintreten gehoben. Hier versucht erst Kopernikus sein Heil beim General, der den Staatsgefangenen auf der Promenade sprechen will. Langsam und würdevoll sieht man den Kommandanten zwischen den Umwallungsmauern auftauchen. Keck blickte der kleine Bräutigam zu dem Federbusch hinauf, „wie klein Roland zu dem Riesen, wie der Sperling zu dem Haushahn": „Herr General, ich habe um eine Unterredung gebeten, um Ihnen anzuzeigen, daß ich mich gestern verlobt habe."

„„Was haben Sie gethan?"" fragte der Alte verdutzt und guckte den Kleinen an, als hätte dieser ihn um die Ehre gebeten, einen Walzer mit ihm zu tanzen.

„Ich habe mich gestern verlobt," wiederholte Kopernikus ruhig und kühl, als wäre dies etwas, was er täglich gethan habe und noch alle Tage bereit sei wieder zu thun.

„„Himmel, Kreuz, Donnerwetter! Verlobt! Herr, sind Sie verrückt?"" fuhr der Alte auf.

„Nein, Herr General," rief der Kopernikus jetzt in Harnisch kommend, „nicht verrückt, sondern verlobt."

„„Na, hören Sie, mit die Geschichten bleiben Sie mich vom Leibe. Daraus wird nun und nimmer nichts.""

„Gegen die Verlobung, Herr General, können Sie nichts haben, nichts dagegen thun, das ist meine Sache . . . Ich komme auch nicht zu Ihnen, um Ihre Einwilligung zu erbitten, ich möchte Sie nur um die Erlaubniß bitten, meine Braut in Ihrer Wohnung besuchen zu dürfen."

„„Ne, hören Sie, daraus wird nichts! Wenn dat dat Kammergericht zu Berlin zu wissen kriegte, dat die Demagogen sich hier verloben, dat würd 'ne schöne Geschichte abgeben, un wenn dat man erst Ihre Kollegen merken, dat sie dadurch in die Häuser kommen können, dann verloben sie sich morgen im Tage alle miteinander.

Ne, da will ich Ihnen denn doch den Rath geben, dat schlagen Sie sich man aus dem Sinn.““

Damit wandte er sich um, als sei die Sache abgemacht, und ließ den Kopernikus in trostlosen Betrachtungen stehen. Doch sollten diese nicht lange dauern, denn der Alte kehrte noch mal zurück, die alte gutmüthige weiße Perücke schien ihm etwas in's Ohr geflüstert zu haben.

„Apropos, sagen Sie mich doch mal, — Sie haben mir da die Anzeige von Ihrer Verlobung gemacht, mich aber nicht den Namen der Braut gesagt — wo heißt denn eigentlich Ihre Braut?“

„„Es ist die Tochter des Proviantamtsassistenten Schönborn.““

„Wo? Die ist ja woll vor vier Wochen schon verheirathet.“

„„Entschuldigen Sie, es ist die zweite Tochter Aurelie.““

„So? so?“ Die Kleine mit dat rothe Haar?“ fragte der Alte und sah links nach dem Fenster hinüber, an welchem Aurelie aber in richtiger Ahnung, daß etwas sie Angehendes vorginge, verschwunden war.

„„Ja, Herr General,““ sagte Kopernikus pikirt, „„mit dem blonden Haar.““

„Na,“ sagte der Alte phlegmatisch, „darüber woll'n wir uns nicht streiten, roth oder blond, dat is Geschmacksache. Wissen denn die Eltern dat, oder haben Sie dat so unter sich abgekartet?“

„„Ich habe die Einwilligung der Eltern.““

„Den Vater hätt ich vor vernünftiger gehalten un auch dat Mädchen un auch Sie. Wie lange sollen Sie denn noch sitzen?“

„„Fünfundzwanzig Jahr, indessen . . .““

„Ja ich weiß schon: mit die Begnadigung! Aber es is doch immer ungewiß, un dann so fünfundzwanzig Jahr vor's Haus von der Liebsten vorbei gehen und nich rin können, das muß ein schreckliches Ding sein. Wie is dat denn aber so gekommen? Unteroffizier Bartels muß doch darum gewußt haben.“

„„Der Unteroffizier Bartels ist ganz unschuldig daran, er weiß nichts davon,““ sagte Kopernikus und stotterte etwas von Zusammentreffen auf dem Gang zur Kirche, bis der Alte ihn unterbrach:

„Na, nach dem Zufall will ich mich denn doch ein Bischen erkundigen und die Sache will ich mir überlegen. Erst will ich mit dem Vater sprechen. Und Ihnen sage ich, Sie lassen mich nu die Durchstechereien sein und halten sich ruhig bis auf ausgemachte Sache.“

Die mächtige Gestalt drehte dem Kopernikus den Rücken und

entließ ihn mit einer Handbewegung, die zu sagen schien: „Ein verdammter kleiner Schwernöther! Was macht mir der Kerl hier für Streiche! Freut mich aber doch, daß der kleine Kerl so dreist und so ehrlich dabei ist. Na, wollen seh'n."

Unser „Charles" macht nun einen glücklichen Vorschlag: Aurelia solle dem Alten die Sache selbst ans Herz legen. „Die kriegt ihn rum", sagte der Löwenritter. Inzwischen wird aber noch Bartels vom General in strenges Verhör genommen. Und wie kam er zurück! „So? Auf die Art? Passen Sie Achtung, meine Herrns, das geht Sie nicht so hingehen! Mir als dumm traktiren, daß mir der Herr General vor die ganze Kompagnie von heimliche Liebschaften hat vorgeredet? Mit die Lindensteherei und die Theertonnenkuckerei und die Transporteurmacherei und die Mausejagderei hat dat nu ein Ende! Un die Idachechen, die soll mich nu man mal kommen! Oh, ich bin nich so dumm und hab't recht gut gemerkt, und wenn Sie glauben, dat dat von wegen die Hosen is, dat ich still geschwiegen bin, denn sind Sie eben so gut in'n Irrthum, als der Herr General und das sag' ich!"

Die armen Staatsgefangenen aber wurden jetzt auf allerhöchsten Befehl von der kleinen Linde verbannt in die stille Abgeschiedenheit des sogenannten Kugelgartens, — wegen Liebschaften, wie der Platzmajor hinzufügte. Der Humor des Erzbischofs verscheuchte unterdessen die trübe Stimmung. An einem stürmischen Herbsttage überraschte Se. Hochehrwürden die Freunde mit der Botschaft, Aurelie spreche auf der Allee mit dem alten General. Kopernikus eilte davon: „Diese Konstellation zwischen Mars und Venus" schien bedeutungsvoll für sein Leben. „Die Konjunktion löste sich; Venus trat in ihr Haus zurück, vermuthlich, um an den bunten Pantoffeln für den Bräutigam weiter zu sticken", und Mars ging grade auf die Staatsgefangenen los, die ihm Alle kräftig etwas vorhusteten und ein heftiges Niesen anstimmten — infolge der Verbannung auf die ungeschützte Seite des Wagenhauses. Endlich kam in Aufregung Kopernikus herangestürmt, nach welchem der General gefragt hatte.

„Hören Sie," redete der alte Herr ihn an, „ich hab' mir den Vater von dat Mädchen kommen lassen und hab' ihn darum gefragt, der olle Simpel is mit die Geschichte einverstanden, — ich glaub' aber, da steckt die Ollsche hinter. Ich hab' ihn gefragt, ob er mir davor einstehen könnte, daß Sie mir die Gelegenheit nicht zum Ausreißen benutzten und er meint, wenn Sie bis jetzt noch nicht ausgerissen wären, denn würden Sie, wenn Sie 'ne Braut auf der

Festung hätten, auch nicht ausreißen. Dat scheint mich denn nu auch so, und so will ich Ihnen denn die Erlaubniß geben, daß Sie dreimal in der Woche Ihre Braut besuchen können."

Der General stellt aber — wie in der „Festungstid" — die Bedingung, daß die Kameraden sich durch schriftlichen Revers verpflichteten, auf der Festung keine Verlobung mehr zu schließen. Wenn die auch Alle in die Privathäuser gehen wollten, „dat geht nich, denn wie sollte Bartels sie Alle wieder zusammenfinden!" Kopernikus stammelte innigsten Dank. „Halt!" sagte der Alte, „damit bleiben Sie mich vom Leibe; wenn Sie sich aber partout bedanken wollen, denn bedanken Sie sich bei Ihre Herzallerliebste, denn die hat mich die Sache auch so zuckersüß vorgemalt. — Und Ihnen will ich sagen," hier drehte er sich zu mir um, und seine Perücke nahm einen unbeschreiblich ironischen Ausdruck an, „Ihr Husten ist mich doch zu schrecklich, ich will nich Schuld dran sein, daß Sie ihr junges Leben verlieren. Sie können nun wieder auf Ihrem alten Spaziergang gehen. Unteroffizier Bartels! Die Strafgefangenen gehen jetzt wieder auf der anderen Seite des Wagenhauses. — Guten Morgen!" Am Nachmittag brachte Bartels den Revers zum General, und am andern Morgen flog Kopernikus in Aureliens Arme.

Soweit geht der Inhalt der „Heiteren Episode aus einer traurigen Zeit," also bis zum Schlusse des 24. Kapitels der „Festungstid." Die Figur des „Franzos'" und die famosen Milchwirthschafts-Versuche werden hier nicht erwähnt. Nur ganz am Schlusse wird die zweite Herzensgeschichte des Kapitain angedeutet: Er habe am meisten unter dem verhängnißvollen Revers gelitten, da er schon wieder zarte Fäden hinübergesponnen hatte, diesmal zur liebenswürdigen Majors-Tochter. „Das Glück des Kopernikus zerriß dies duftige Gespinnst."

Der Dichter macht dann noch über das Schicksal seiner Kameraden einige Bemerkungen, die, wie er später selbst erfahren sollte, der Wirklichkeit nicht ganz entsprachen. „Die konzessionirte Brautschaft des Kopernikus," schreibt er*), „währte zwei Jahre, um dann in den sanktionirten Zustand der Ehe überzugehen. Er, seine Frau und Kinder befinden sich wohl, d. h. nach Abzug seiner zahlreichen Gelbsuchten. Der Löwenritter ist Landmann geworden, will sich aber, wie er mir schrieb, nicht an die Scholle binden und ist in das Heer

*) Mein Exemplar des „Unterhaltungsblattes" ist leider an dieser Stelle etwas lädirt; ich bin daher auf einige Konjunkturen angewiesen.

Mehmet Alis getreten und mag jetzt vielleicht unter Menelik Pascha schon selbst ein Pascha geworden sein. Meinen braven Kapitain und den guten Erzbischof deckt der kühle Rasen — sie folgten (?) dem alten braven General, einem Manne voll edler Menschlichkeit, voll väterlicher Freundlichkeit und zarter Denkungsart. Unteroffizier Bartels aber ist vom Säbel wieder zum Leisten übergegangen und macht nebenbei ein einträglich Geschäft mit — weißen Mäusen, den liebenswürdigen Nachkommen der Kolonie, die er von dem Kapitain geerbt hat."

XIV.

Olle Kamellen.

Einige Anekdoten sollen hier lose aneinander gereiht werden, die Reuter selber erzählt oder doch als Redakteur geprüft, und solche, die der Verfasser im gemüthlichen Lande der Obotriten erlauscht und gesammelt hat. Die dem Unterhaltungsblatt entnommenen Scherze sind am Anfang durch Sterne bezeichnet.

* * *

Von Herrn C. Meyer in Treptow, dem Urbild des „Kopmann Kurz", wurden mir ein paar drollige Geschichten erzählt, die Reuter ihm einst bei Tische zum Besten gab.

Die eine handelt von simplen Gänsen, jenen „sonderbaren Vögeln," von denen der Festungskommandant Graf Hacke sagte: „Ißt man eine zum Frühstück, so wird man nicht satt, ißt man zwei, so verdirbt man sich das Mittagbrod." Die volksthümliche „Tante Mosch" in Neubrandenburg hatte acht magere Gänse gekauft, um sie zu mästen. Am andern Tage will der Mann sich nach dem Befinden der Thiere umsehen; er zählt ihre Häupter, und sieh' da, es waren statt achte neun geworden. Eiligst meldet er dies Wunder der regierenden Gattin. „Ach Du irrst," meinte Tante Mosch. „Nun so komme selbst." Die statistische Aufnahme, welche Tante Mosch in höchsteigener Person vornimmt, ergiebt das Faktum, daß sie wirklich neun Gänse im Stall hat. Die Zeit vergeht, die Gänse werden fett und sollen vor dem Schlachten nochmal gebadet werden. Da kommt Onkel Mosch athemlos hereingestürzt und ruft: „Denk' dir, liebe Frau, jetzt sind es wieder bloß acht geworden!" Die Sache war zu räthselhaft. Niemand kannte den Zusammenhang, bis auf einen schlauen, heimlich lachenden Nachbar, der seine eigene Gans auf diese billige Art hatte mitfüttern lassen! —

Die andere Geschichte ist origineller:

In Treptow wohnte ein Superintendent M. Es stand die Hochzeit seines Sohnes bevor, und der Geistliche wollte den Kindern selbst seinen väterlichen Segen geben. Er präparirt sich sorgfältig und geht dann zu seiner lieben Ulrike, um zuerst ihr allein die Rede vorzutragen. Es kamen darin die Worte vor:

„Ich danke Dir, lieber Gott, daß Du mir vergönnt hast, noch in grauen Haaren diesen Tag zu erleben und die Hand meines theuren Sohnes in die der geliebten Braut zu legen . ."

„Ja, liebes Männchen", sagt seine Frau, „das ist Alles recht hübsch, aber Du hast ja eine blonde Perücke!"

„Ach Gott ja, was machen wir da bloß?"

Nach reiflicher Ueberlegung ruft der Herr Superintendent die Magd herein, sie muß schleunigst den Boten Naumann holen; der muß stante pede nach Neubrandenburg und wird damit betraut, für den ehrwürdigen Herrn eine — graue Perücke zu bestellen! Nun waren gerade beim Perückenmacher die grauen Haare ausgegangen, und er wußte sich keinen andern Rath, als heimlich Tante Moschens grauen Spitz zu scheeren und daraus die Haare kunstgerecht zu verarbeiten. Am Hochzeitstage wird Naumann wieder nach Bramborg geschickt, mit dem gemessenen Befehl, zur bestimmten Stunde mit dem neuen greisenhaften Kopfputz zur Stelle zu sein, damit der alte Herr ja nicht in Verlegenheit komme. Naumann ist in der That pünktlich zurück, und der Superintendent setzt sich die graue Perücke auf das ehrwürdige Haupt. Die Hochzeitsgäste aber schauen ihn verwundert an und wissen garnicht, was für eine Veränderung mit ihm vorgegangen ist. Das Mißlichste aber kam nach: Nicht allein daß Tante Mosch ein heftiges Lamento erhob, weil ihr Spitz so häßlich rasirt war, auch der Superintendent hatte noch Unannehmlichkeiten: Wenn er spazieren ging, liefen regelmäßig von allen Seiten die Hunde heran und beschnüffelten seine Hochwürden zudringlich, als ob sie — Verwandtschaft witterten! . . .

---

* Bei einem gewaltigen Orkan im Jahre 1836 war zu Stredense, einem Gute bei Anklam, der sehr baufällige Schafstall zusammengestürzt, in welchem neben 100—200 Spaniern reinster Race auch ihr Hirte seine Wohnung hatte. Pepitas schöne Landsleute wurden meistens erschlagen, der Schäfer hatte sich jedoch ins Freie gerettet. Nun war aber vom Pächter dem Schäfer ein für allemal der Befehl gegeben, sobald sich ein Sturm erhebe, die Schafe ins Freie zu treiben.

Der Pächter stellt ihn daher zur Rede und fragt:
Worüm heſt Du de Schap' nich utlaten?
Schäfer: Ick dacht', dat würd' nich ümfall'n.
Herr: Worüm büſt Du denn rutlopen?
Schäfer: Je, ick dacht', dat würd' ümfall'n.

In einem Briefe erzählt Reuter als Beigabe eine etwas derbe Anekdote, die Freund Reinhard ins Mecklenburgiſche „transverſirt" hatte.

Der Inhalt iſt etwa folgender:

Ein Bauer will den Amtmann ſprechen. Der aber hat keine Zeit und erſucht ihn, draußen zu warten. Es iſt dort bitter kalt, und Frau Amtmann nöthigt den Bauer in die Kinderſtube. Dem biederen Landmann paſſirt dort ſchließlich etwas Unausſprechliches, ſo daß die Kinder ein lautes Lachen anſtimmen. Und als ſich das Malheur nach einiger Zeit wiederholt, hat die Luſtigkeit der Kleinen keine Grenzen mehr. Da kommt der Vater herein und hält den Kindern eine ernſte Standrede. Der alte ehrliche Bauersmann aber tritt vor und ſagt:

„Herr Amtmann, t' is wirklich männigmal 'ne blote Kleinigkeit, womit Ein' de Kinner 'ne grote Freud' maken kann!"

* Dat grote Käkenmetz. †)

(Ein Geſpräch zwiſchen einem Herrn, der längere Zeit von ſeinem Gute abweſend war, und ſeinem Kutſcher Jochen, der ihn von der nächſten Poſtſtation abholt.)

Herr: Na, Jochen? Wat is denn tau Hus Allens paſſirt, förre dem ick nich dor weſt bün?

Jochen: Jh, nicks nich, Herr!

Herr: Nicks? Gor nicks? Dat wir doch nahrſchen, dor plegt doch ſüs ümmer wat tau paſſiren.

Jochen: Ja, Herr, dat ick nich leig! Wat is doch paſſirt? Dat grot Käkenmetz is wegkamen.

†) Dieſe drollige Sache war mit der Chiffre L. B. gezeichnet; der Verfaſſer wohnte in Neuſtrelitz.

Herr: So? — Na, wider nicks? (nach einer Pause) Wobi is dat denn wegkamen?

Jochen: Je, Herr, so as ick man hürt heww, sall't jo wegkamen sin, as Mamselling den Kuhnhahn schlacht't hett.

Herr: Wat hett dei denn Kuhnhahns tau schlachten?

Jochen: Ja, dat weit ick denn nu ok nich. Dauhn ded sei't ämerst dunn, as de Pirddokter halt würd?

Herr: Wo so? De Pirddokter is halt worr'n? Was denn en Pird krank?

Jochen: Ja, Herr; min oll grot schwart Handwallach. Hei kreg dat so, as mit 'ne gefährliche Kolik un bi dat vele Waterschlöpen künn jo dat denn ok nich utbliwen.

Herr: Bi't Waterschlöpen? Jochen! Wo Deuwel, plagt hei Di? Is denn Für bi uns west?

Jochen: Ja, Für is 'e west. Uns Herrnhus is jo afbrennt.

Herr: Dat Herrnhus?! Mein Gott, wo is dat taugahn?

Jochen: Je, so as ick man hürt heww, so sälen sei jo nich ordnlich mit de velen Lichte ümgahn hewwen. Middags Klock hen tau twölwen güng't up.

Herr: Middags Klock twölwen Lichte? Büst Du verrückt? Wat hewwen denn Lichte tau brennen?

Jochen: Je, dat warden jowoll dei west sin, dei bi uns' Fru ehr Sarg stahn hewwen.

Herr: Wat? — De Fru is dod?! — Kirl, Du büst unklauk!

Jochen: Ne, Herr!

Herr: Wat hett ehr denn schadt?

Jochen: Je, Herr, Sei seggen jo, dat sei sick so vel grämt hadd.

Herr: Grämt? — Herr, Du mein Gott! Worüm süll sei sich denn grämt hewwen?

Jochen: Jh, üm uns' öllst Mamselling, dei is jo mit den Kandaten weglopen!

„Tante Mosch" hatte einen Affen, der niedlich angezogen war wie ein Kind. Ein Bauer, welcher der Wirthin Holz brächte, bekam regelmäßig einen Schnaps extra. Der Affe, der das oft beobachtet hatte, schenkte dem Bauern, als keiner sonst im Lokal war, selber ein. Später kam Mosch hinzu und wollte dem Bauern das übliche Glas reichen. Der aber sagte:

„Laten's man, Ehr lütt Sähn hett mi all einen inschenkt!"

Benduhn, das Urbild des Penkuhn im Läuschen „Grugliche Geschicht," hatte von der Gräfin Hahn-Basedow ein umfangreiches Holzrevier erworben. Hinterher erfuhr die Gräfin, daß er noch anderswo Ankäufe gemacht habe; sie war darum ärgerlich und stellte ihn zur Rede. Benduhn wies die Vorwürfe in seiner originellen Art zurück: „Süh mal, süh, Frau Gräfin, wie können Sie mir das zutrauen. Sie glauben es wirklich? O bitte, Frau Gräfin, schaun Sie nur in Ihren eigenen Busen, süh mal, süh, da werden Sie auch nichts finden!"

Der Großherzog Friedrich Franz II. war Benduhn sehr wohlgesinnt und ergötzte sich an dessen originellem Wesen. Wenn er einen Herrn aus Malchin sah, fragte er regelmäßig: „Was macht mein Freund Benduhn?" Zum 50jährigen Meisterjubiläum verlieh er ihm den Titel eines Kommissionsrathes. Benduhn fuhr sofort nach Doberan, um, feierlich mit Leibrock und weißer Kravatte angethan, dem Fürsten seinen Dank auszusprechen. „Na Benduhn," fragte der Großherzog, „was haben denn die Malchiner dazu gesagt?" — „O königliche Hoheit, dei seggen, süh mal süh, dat hädd ick all lang verdeihnt."

Bei Benduhn wohnte der frühere Oberinspektor Zöllner von der gräflich Ivenacker Begüterung. Der Mann wurde von einer schweren Krankheit befallen. Benduhn hörte von dem Arzt, daß der Patient nicht mehr genesen würde, und hielt es daher für Menschenpflicht, ihm Trost zuzusprechen. „Süh mal, süh, Zöllner," sagte er zu dem Schwerkranken, „Du mußt dem Tod grad ins Auge sehen wie Marschall Niel, verstehst Du mir? Verstehst Du? Wie?" — „Ja," hauchte der Patient, „Du hest gaud reden, Benduhn!"

Drollig war das Malchiner Original in seinen Redensarten. Eine beliebte Wendung bei ihm war: „Hörn Sie mal still!" Statt „famos" sagte Benduhn regelmäßig: „mafos." — Einst hatte er sich Kochinchinahühner zugelegt, die er jedoch „Konkubinenhühner" betitelte. — Wenn die mecklenburgischen Stände sich über etwas nicht einigen können und einen Beschluß verhindern wollen, so kommt es zu der sog. itio in partes oder, wie Benduhn sagte, „denn gahn sei in den Paddox!" — Als er den Kanal nach dem Kummerower See baute

und sein Ingenieur das Terrain „nivelliren" sollte, sagte er zu ihm: „Möbliren Sie mich mal darunter!"

Benduhn saß an einer Familientafel, neben ihm die Töchter des Hauses. Im Laufe des Essens war er in einer gewissen Nothlage und richtete flüsternd eine Frage an den Hausherrn. Der wies ihn eine Treppe höher in das Zimmer seiner Töchter. Als Benduhn an die Tafel zurückkehrte, sagte er geheimnißvoll zu seinen holden Nachbarinnen:

„Eben war ich in ihrem Zimmer, meine Damen."

Aber Herr Rath, was haben Sie denn da gemacht?

„Süh mal süh," meinte Benduhn, „das werden Sie nachher schon finden."

* Auf einem Gute in dem südwestlichen Theile Mecklenburgs lagen Oesterreicher im Quartier, die in ihren freundschaftlichen Forderungen durchaus nicht so bescheiden waren, als man dies von ihrer bekannten Gutmüthigkeit erwarten durfte. Nachdem schon mancherlei kleine Verdrießlichkeiten voraufgegangen waren, kommt die Köchin zu dem Inspektor und sagt, ihm eine große Schale mit Suppe hinhaltend:

„Herr Entspekter, dei verfluchtigen Kirls willn de Supp nich freten." —

„„Na, hest Du denn de Supp ok ordnlich kakt?""

„Ih woll, Herr, dor is All'ns an, wat'e an hürt."

„„Na, täum mal, ick will s' doch mal probiren. — — Ih, dei Supp känen sei ümmer eten.""

„Na, segg ick dat nich ok! — Un nu hädden Sei s' irst mal eten süllt, as sei dor noch nich — inspuckt hadden."

* „Ach Herr, wo mi dat geiht!" sagte ein Mädchen, das der Postillon aus eigenen Gnaden in den Postwagen aufgenommen hatte, vor einiger Zeit im Postwagen zu mir. Ick bün en Brambörgsch Kind un min Brüdjam is en Schauster, un de Brambörger will'n em nich upnehmen. Nu is hei tau Demmin upnahmen un ick lop hüt hen nah Demmin un will em dat Husstandsgeld henbringen, un as ick nu grad nah'n Duhr rinne kam, begegent oll Pump-Schlütersch mi un seggt: „Herr Je! Dürten,"

seggt sei, „Hei is eben furt gahn, nah Bramborg gahn, mit de Kalkwagens is Hei führt un wenn Du taulöpst, krigst em am En'n noch wedder. Noch heww ick em nich wedder kregen, süll'n wi em woll wedder kriegen?" Ich tröstete die Arme mit dem rascheren Fahren der Post und „Dürten" sah nun alle Augenblick in großer Aufregung aus dem Wagenfenster. Endlich erblickte sie einen mit Tonnen und Fässern beladenen Wagen: „Dat is hei, dat is sin Haut!" rief sie froh aus, doch als ich, im Mitgefühl ihrer Freude, aus dem Wagen sah, wurde ich gewahr, daß sie eine Mütze für einen Hut angesehen hatte. „„Dat is jo kein Haut,"" sagte ich, „„dat is jo ne Müz."" — So niederschlagend diese Bemerkung auch sein mochte, so verblieb sie doch in ihrer Aufregung, und als die Post den Fässer-Wagen eingeholt hatte, riß sie den Wagenschlag auf und fragte den auf dem andern Wagen sitzenden dicken Holländer: „Um Vergebung tau fragen, sünd Sei en Kalkwagen?" — „„Ne,"" war die ruhige Antwort, „„ick bün en Botterwagen.""

*Der denkende Puthahn.

Ein holsteinischer Bauer bringt einen fetten Puter nach Kiel zu Markte, überläßt ihn der Aufsicht seines Sohnes und schlendert schaulustig zwischen den Buden umher. Da fällt ihm ein Vogelhändler auf, der alle möglichen Arten von Singvögeln feil hat. Er tritt näher und hört nun, wie dieser für einzelne Sänger 1, 2, wohl gar 4 und 5 Thaler fordert, die dann auch von den Käufern gegeben werden. Schwerenoth, denkt der Bauer, wenn se so vel för sonn lütt Ding gevt, wat werd se erst för Dinen Kuhnhahn geben! Sofort holt er seinen Puter und stellt sich neben den Vogelhändler auf. Es kommen Leute und fragen: wo dühr de Kuhnhahn?

Bauer: Tein Dahler.

Käufer: Wat? is he nich recht klauk? En Spetsches (1 Thaler 16 Groschen) is ok naug.

Bauer: Nich doch, unner tein Dahler nich; wenn sonn lütt Ding twee Dahler gellt, denn is min Vagel doch woll tein werth.

Käufer: De Lütten singt ja ok, kann denn sin Kuhnhahn ok singen?

Bauer: Ne, dat kann he nich.

Käufer: Na, wat kann he denn?

Bauer: He denkt sin Dehl.

Die Moral aus dieser Geschichte — fügt Reuter zu — ist, daß ein verständiger Mann es bei Betrachtung unserer Zustände ebenso macht, wie des Bauern Kuhnhahn, und den Schnabel nicht aufthut.

*Eine Heirathsgeschichte.

Zum Herrn . . . . . kommt „oll Fischkarre Kloth" aus Jabel: Oh, gnedigst Herr, mi geiht dat gor tau trurig, huh, huh, huh!

Der Herr. Na, wat schadt Di denn, min Olling, kann ick Di mit wat helpen?

Kloth. Ach ne, min Ollsch is mi en beten dot bläwen, huh, huh, huh!

Der Herr. Oh, dat deiht mi recht led, äwerst Du möst Di doch trösten, un Du hest jowoll all grote Kinner?

Kloth. Ja, säwen Stück, drei sünd all verfriegt, un de annern deinen.

Der Herr. Na, sühst Du, denn kannst Du jo bi dei all Unnerstüttung finnen.

Kloth. Ja, dat wir so wit recht gaut, äwer dat is mi doch so schanierlich, ahn Fru tau sin. Wer saudert mi nu dat Swin un de Kahrenhunnen? Un dor heww ick mi nu entschlaten, mi wedder tau verännern.

Der Herr. Wo lang is' Din Fru denn all dot?

Kloth. Gestern heww ick s' grawen laten.

Der Herr. Na, Du bist rasch von Entschluß, wat wist Du Di denn wedder vör Ein nehmen?

Kloth. Ja, Herr, dat weit 'ck sülwst noch nich, un dorüm wull ick Sei eigentlich fragen, wat sei mi nich ein vörschlagen wull'n?

Der Herr. Na täuw mal, ick wüst woll Ein, wenn Du Di nich doran stöttst, dat sei ok all 5 Kinner hett.

Kloth. Oh, dat schadt em nich, de Kinner, dei's hett, kann s' nich mihr kriegen.

Der Herr. Na, denn will ick mal seihn, ob ick Di helpen kann, bliw mal en Ogenblick hier.

Er geht hinaus und läßt „Durtig Bührten" rufen, ein zartes Wesen von etwa 48 Jahren, auch wegen ihres Dienstes „Swin-Durtig" genannt, aber „mit 'n Deuwel in'n Lif." „Hür mal, Durtig, hest Du woll Lust tau friegen?"

Durtig. Oh ja, gnedigst Herr, worüm nich? Glik!

Der Herr. Na, denn kumm mal rinne, dei Brüdjam is all dor.

(Durtig folgt entschlossen und raschen Schrittes; an der Thür aber macht sie Halt, öffnet dieselbe nur ein wenig): „Huch! Herrjeh! Huch!“

Der Herr. Na, Ollsch, heww Di nich un kumm mal rinn.

(Durtig tritt endlich verschämt hinein, fortwährend die Schürze vor den Augen haltend.)

Na, Kinner, nu kikt Jug mal ordnlich an, un redt mit einanner!

Kloth. Je, wenn Du so wist, as ick, denn känen wi uns jo Beid' tausam gewen.

Durtig (plötzlich die Schürze wegnehmend.) Wen büst Du denn eigentlich?

Kloth. Ick bün Kloth ut Jabel.

Durtig. Du magst oll Solo-Kloth sin?

Kloth. Ja, so näumen s' mi tauwilen in'n Kraug, wil dat ick dat Solospill so gründlich kennen dauh.

Durtig. Na, dat Solo würd ick Di woll afwennen. Wat hest Du denn süs vör'n Wesent üm Di?

Kloth. Du kannst jo henkamen, un seihn Di min Ingedäuhm an.

Durtig. Dat is woll dat Best, äwer wenn 't mi nich geföllt, denn nehm ick Di nich.

Kloth. Dat kannst Du hollen, as Du wist.

Durtig. Na, wenn't denn de Herr verlöwen dauhn, denn gah ick glik mit, un ward Sei Odder un min Meinung wedder bringen.

Der Herr. Ja, recht girn.

Durtig geht mit dem Solo-Kloth. Nach drei Tagen und ernstlich genommener Einsicht in die Vermögensumstände des Bräutigams kehrt sie wieder. Die Untersuchung war nach Wunsch ausgefallen, sie wurde Solo-Klothsch.

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.